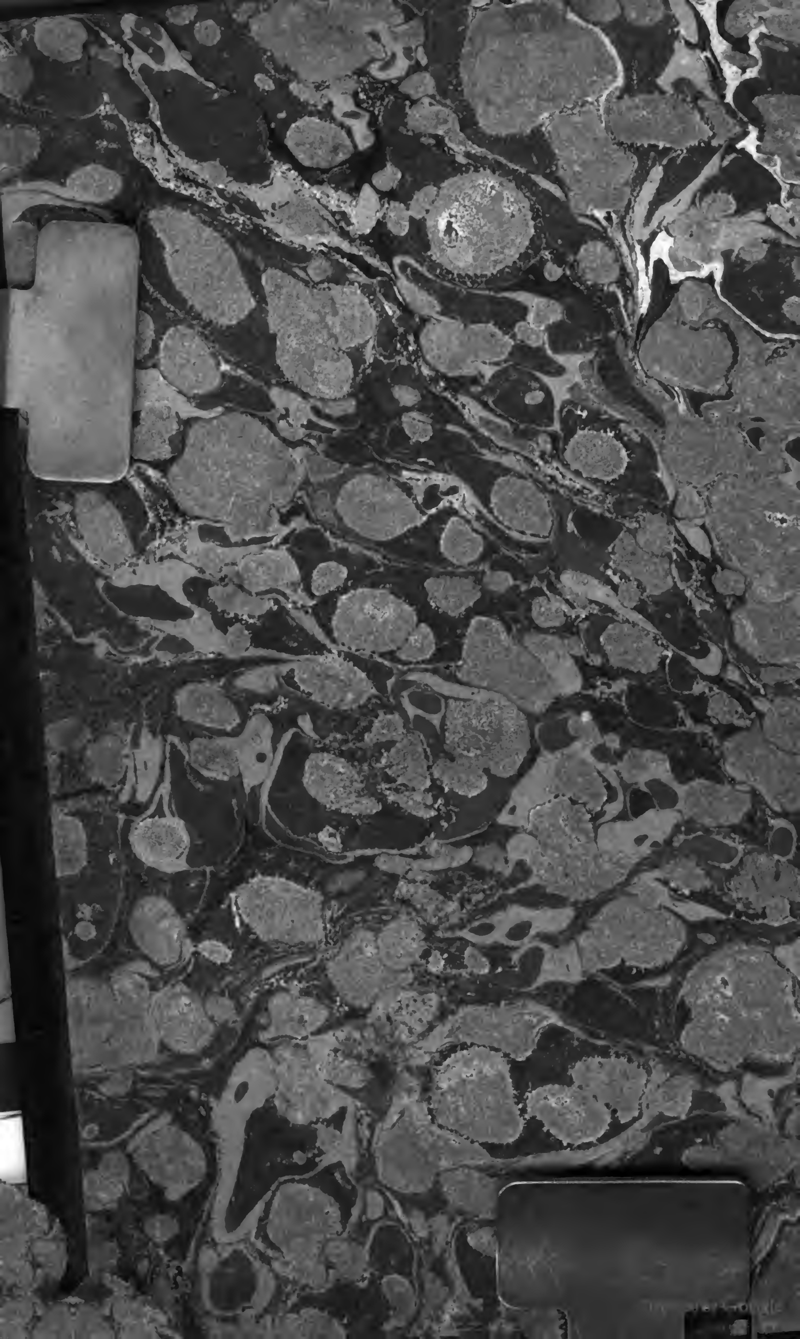




Universalhistorischer
Ueberblick
der
Entwickelung
des Menschengeschlechts,
als eines sich fortbildenden Ganzen.

Eine
Philosophie der Culturgeschichte:
in zwey Bänden,
von

D. Jenisch.

— — — — The Man,
The glory, jest, and riddle of the world. *Pope.*

Erster Band.

Berlin, 1801.
In der Vossischen Buchhandlung.

Vorrede.

Durch die vollständige Einleitung, welche der Verfasser diesem Werk vorgesetzt, und welche die Leser von Inhalt, Zusammenordnung und Zweck desselben hinlänglich unterrichtet, hat er sich gewissermaßen eine Vorrede erspart.

Doch scheinen ihm einige Bemerkungen über das, was in diesem ersten Bande dem lesenden Publikum vorgelegt worden, nicht unzweckmäßig.

Das erste Buch des Werks also ist, wie man sieht, anthropologisch.

Ich hatte hier gleichsam die Saamen, die Staubfäden, den Blüthenstaub der wunderbaren Geister-Pflanze, Mensch genannt, besonders in intellectueller, moralischer, ästhetischer und technischer Rücksicht, bis in ihre dem Denker möglich-erreich-

bare Urstoffe zu zerlegen, aus dem Einfachen das immer-Zusammengesetztere nach seiner Entstehung und allmähligen Bildung zu entwickeln, jetzt das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten hervorzusondern, jetzt mich über Verschmelzung des letztern in das erstere, des erstern in das letztere, zu verbreiten; überall aber die harmonische Zweckmäßigkeit in dem Verhältniß der einzelnen Anlagen und Kräfte zu einander, so wie des Ganzen zu den Theilen, zu erklären und zu beweisen.

Wenn ich aber in diesem ersten Buch weder von Kants Anthropologie, noch von dem, was Iselin und Herder in ihren Einleitungen zu der Geschichte der Menschheit gesagt, Gebrauch machte; so wird dies wenigstens den Leser nicht befremden, welcher einsieht, daß der Weg, den ich, dem entworfenen Plan meines Werks gemäß, einzuschlagen hatte, von mir selbst gezeichnet, und von mir selbst gebahnt werden mußte.

Die, in der Philosophie überhaupt nie ganz unbekannte, Idee von einem Antagonismus der Triebe hat Kant's glücklicher Forsch-Geist allerdings zuerst in die Geschichte, aus weltbürgerlichem Gesichtspunkt betrachtet, einzuführen ange-

rathen. Aber in der Bearbeitung und Ausführung dieser Idee, welche für die Aufhellung so vieler scheinbaren Widersprüche in der menschlichen Natur und ihrer Entwickelungsgeschichte höchst wichtig ist, und die ich im neunten Abschnitt des ersten Buchs gewagt habe, war von Kant nichts zu entlehnen.

Erfreulich und für mein eignes Herz beruhigend ist es mir vor allen Dingen gewesen, in den von der Philosophie so oft besprochenen und beleuchteten, aber selbst von der allerneusten Philosophie bis zur Anschuldigung eines radicalen bösen Princips verkannten Ur-Anlagen der menschlichen Natur, — mit einem Geist, der jede Anhänglichkeit an alte, neue und allerneuste Philosophie verschmäht, und mit einem Gemüth, welches sonst gewohnt ist, die menschlichen Dinge mehr von ihrer dunkeln, als von ihrer hellen Seite anzusehen, — auch da noch Regel, Harmonie und erhabene Zweckmäßigkeit zu erblicken, wo der große Hause vor mir der ewigen Allweisheit nur Planlosigkeit und Zweckwidrigkeit anzuschuldigen weiß.

Ueberall aber ist es mir in diesem ersten anthropologischen Buch des Werks vorzüglich angelegen gewesen, aus lebendiger Anschauung, Erfahrung

und Beobachtung zu schreiben, und meinen Blick, abgekehrt von dem todten Buchstaben philosophischer Commentare über die menschliche Natur, auf die handelnde Natur selbst zu heften: wenn gleich auch mein Commentar über die Unausforschliche selbst wiederum nichts anders, als todter Buchstabe seyn kann.

Lebendige Anschauung und eigene Beobachtung jeder schönen Anlage unserer Natur und ihrer allmählichen Entwickelung ward mir besonders dadurch erleichtert, daß das gütige Schicksal mir, zum alltäglichen Umgange, einen reinen Natur-Menschen, einen kleinen Wilden, zugeführt, der, nunmehr seit sechs Jahren, von den Ur-Elementen des sich in ihm entwickelnden Menschen-Charakters an, der Gegenstand meiner geheftetsten Aufmerksamkeit ist; von dem ich unverhohlen gestehe, mehr gelernt zu haben, als aus vielen unserer anthropologischen und psychologischen Compendien, und der mir zu so manchem psychologischen Gemählde, welches sich dem Leser in dem Werk selbst darstellen wird, gesessen hat.

Es kann nicht fehlen, daß ich, besonders in diesem ersten Buch, dem Leser nicht dann und wann

mich in Kleinigkeiten zu vertiefen, und zu lange darüber zu verweilen scheinen sollte. Aber die Feinheiten der Natur (argutias naturae, wie Baco sie nennt) sind nie für Kleinigkeiten zu achten; am allerwenigsten aber diejenigen, welche die allweise Bildnerin in den intellectuellen und moralischen Anlagen des Menschen-Wesens angebracht. Auch wird man, zum Beweise dieses Satzes, nicht selten überrascht werden von so manchem für das Ganze menschlicher Entwickelungsgeschichte höchst fruchtbaren Resultat, welches man mich aus ganz unscheinbaren und unbedeutend-geglaubten Phänomenen ziehen sehn, und wodurch hoffentlich mein längeres Verweilen über jenen so genannten Kleinigkeiten sich selbst rechtfertigen wird.

Auch einzelne Wiederholungen dürften dem Leser hier und dort in's Auge stechen. Allein da ich nicht das Glück habe, die menschliche Natur, nach den Dogmen der allerneusten Philosophie, als eine transcendentale Einheit, als ein sich selbst bestimmendes und durch sich selbst bestimmtes ureinfaches, unzersetzbares Atom zu betrachten, sondern vielmehr sie, in diesem ersten Buch insbesondre, nach der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Anlagen und nach

den ins Unendliche sich verschlingenden und ineinanderwirkenden Phänomenen derselben darzustellen hatte; so mußte die Darstellung selbst auch, wie der darzustellende Gegenstand, hier und dort ineinander greifen, und derselbe Satz oft bald als Grundsatz, bald als Erläuterung, bald als Resultat, erscheinen; dasselbe Phänomen der menschlichen Natur hier als Wirkung, dort als Ursache betrachtet werden. Denn so erfodert's die wahre Ansicht der Dinge.

In Hinsicht auf das zweyte Buch des Werks, von welchem ich in diesem ersten Bande nur einige Abschnitte zusammendrängen konnte, glaube ich's vorhersagen zu können, daß der Leser selbst in dem wenigen schon, was ihm hier vorgelegt wird, manche Idee finden wird, die ihm auf den ersten Anblick entweder paradox, oder wenigstens systematisch-gekünstelt scheinen mag. Aber er erwarte die Thatsachen zur Bestättigung der hier aufgestellten Ideen-Reihen in dem folgenden zweyten und letzten Bande des Werks.

Dieser letzte Band wird zwar, wie man aus dem Plan des Ganzen in der Einleitung urtheilen kann, stärker, als der erste, aber, weil das vierte und

fünfte Buch des Werks gewissermaßen nur Resultate enthalten, welche in den drey vorhergegangenen Büchern begründet worden, dennoch nur mäßig seyn.

Da das Werk sechs Jahre hindurch mein Lieblings-Gedanke gewesen, und, bis auf ein paar unbeträchtliche Abschnitte, ausgearbeitet ist: so kann ich diesen zweyten und letzten Band zur kommenden Michaelis-Messe liefern.

Absichtlich verzögerte ich Vollendung und Herausgabe dieser „Universalhistorischen Uebersicht" durch die Bearbeitung des in drey Bänden erschienenen „Geistes und Charakters des achtzehnten Jahrhunderts": weil ich in dem letztern an einer großen Masse fruchtbarer Thatsachen eines der wichtigsten Einzel-Abschnitte der gesammten menschlichen Culturgeschichte die allgemeinen Resultate über das Ganze dieser Culturgeschichte, welche ich in dem gegenwärtigen Werk vortrage, zu prüfen, zu berichtigen, zu begründen Gelegenheit hatte.

Daher verdanke ich auch dem erstgenannten Werk manche berichtigte Ansicht, manchen specieller ausgeführten und modificirten Allgemeinsatz, manche andersgewandte Idee und Darstellung in dem, welches ich dem Leser jetzt in die Hände gebe.

Ich wünsche, daß das gelehrte und das lesende Publikum auch diesen „Universalhistorischen Ueberblick“ mit derselben Güte aufnehmen möge, wie es den „Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts“ aufgenommen hat. Jeder gründliche Denker arbeitet, besonders, wenn er, wie der Verfasser, das Glück hat, seine Gegenstände nach Belieben und ohne die gebieterische Vorschrift drückender Bedürfnisse wählen zu können, aus eigenthümlichem Behagen an der Sache: aber der ehrende Beyfall des Publikums wird und muß ihm, außer diesem eigenen Wohlbehagen, die kräftigste Aufmunterung seyn.

Berlin, den 23sten April 1801.

Jenisch.

Einleitung.

Unter allen Geschöpfen der Erde ist der Mensch dasjenige, dem die Natur seine eigene Ausbildung am meisten überlassen hat: er unterscheidet sich von den vernunftlosen Mitgeschöpfen eben so sehr durch den Selbsterwerb seiner Vorzüge, als durch die Eigenthümlichkeit derselben.

Der bey weitem größte und edelste Theil seiner Kräfte und Kraftäußerungen sind nicht, wie beym Thier Triebe (Instinkte), oder bestimmte und unwillkührlich-befolgte Richtungen gewisser Kräfte zu Zwecken der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung des Geschlechts: (denn alle thierische Triebe haben nur diese zum Gegenstande:) sondern es sind Anlagen, deren Richtung und Gebrauch die Natur der Willkühr des Menschen, deren Entwickelung sie dem Zufall und der allgemeinen Verbindung der Dinge überließ.

Was sie den vernunftlosen Wesen zuvorkommend darbeut, muß der Mensch sich erwerben: was jene finden, muß er suchen: wo jene gleichsam mechanisch-richtig wandeln, kann er sich verirren: die Bestimmung, welche jene unfehlbar erreichen, muß er mit Mühe erforschen.

Das Thier ist ein Gelehrter, ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten zu bestimmtem Gebrauch und Bedürfniß: der Mensch — ein Genie, mit herrlichen Fähigkeiten, aber ohne alle erlernte Kenntnisse und ausgebildete, ausgearbeitete Fertigkeiten*): seine große und einzige Mitgift von der Hand der Mutter der Dinge ist die Möglichkeit, alles zu werden.

Aber eben so stempelte sie ihn zu ihrem großen Freygelaßnen, zum Beherrscher der lebendigen und leblosen Erden-Schöpfung, und, was noch mehr sagen will, zum Beherrscher seiner Selbst.

Seine Armuth wird ihm Quelle unermeßlichen Reichthums: seine Ohnmacht leitet ihn zu einer Gewalt, die sich alles unterwirft: jede seiner natürlichen Anlagen wird ihm vielseitig-brauchbares, geschmeidiges Werkzeug, wodurch er alles um sich her nach den verschiedenartigsten Zwecken bearbeitet, gestaltet, vervoll-

*) Man kann, in einer andern Rücksicht, auch umgekehrt sagen: das Thier gleicht einem Genie, der Mensch einem Gelehrten u. s. w. Einem jeden Schriftsteller muß es erlaubt seyn, Vergleichungen, nach Belieben, und selbst gegen die gewöhnliche Ideen-Verbindung, zu gebrauchen: wenn er sonst die Kunst versteht, sich, in Hinsicht auf den jedesmaligen Zusammenhang seiner Ideen, bestimmt und deutlich zu erklären.

Die Ursache dieser Anmerkung liegt in dem freundschaftlichen Zwist, den ich ohnlängst mit einem philosophischen Denker über diese und ähnliche Redensarten für einen andern Fall hatte. Die Anmerkung selbst aber schien mir auch für andre Leser nicht unzweckmäßig.

kommnet, und mit der schaffenden Natur selbst gewisser-maßen wetteifert: ja durch seine moralischen Anlagen erhebt er sich sogar über die Gesetze ihrer all-bezwingenden Nothwendigkeit.

Denn durch die Besinnungs- und Beobachtungskraft, welche der Schöpfer ihm verlieh, wird die ganze sichtbare Schöpfung um ihn her Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, so wie der Uebung seiner Kräfte: durch das Gedächtniß legt er die mannigfaltigsten Beobachtungen und Erfahrungen, wie einen kostbaren Schatz, in sein Innres nieder, knüpft neue an die vorhergegangenen, berichtiget die alten durch die neuen, beyde durch die Zusammenstellung mehrerer, und behandelt alle nach Zwecken des ihm beywohnenden Urtheilsvermögens. Eben durch dieses wählt er sich Zwecke des Bedürfnisses, der Bequemlichkeit, der körperlichen oder geistigen Geschäftigkeit und Vergnüglichkeit, und paßt die Mittel den Zwecken an. Durch die moralisch-praktische Vernunft endlich unterwirft er seine ganze Natur mit allen ihren Trieben, Bedürfnissen und Kräften, den höhern Endzwecken seiner Würde, d. h. seiner reinsten Selbstthätigkeit zur Hervorbringung moralischer Zweckmäßigkeit, durch welche er alle und jede seiner Kraftäußerungen veredelt, vollendet, und gleichsam krönet.

So — lernt er, mit der Hand, die mit ihrer angestrengtesten Kraft kaum ein kleines Felsstück aus der Stelle zu rücken vermag, Werkzeuge zur Bezwingung aller Elemente verfertigen, und macht Feuer, Erde, Luft und Wasser seinen Zwecken dienstbar. So — fliegt

er, vermittelst des Auges, welches an Schärfe und Klarheit lange noch nicht ein Falken-Auge erreicht, auf dem Lichtstrahl, welchen die Sonne in dasselbe schickt, durch die unermeßlichen Regionen des Raums, und wieget Masse und Schwere entfernter Welt-Körper. So — erhebt er sich von der unbedingten Unterwerfung an thierischen Trieb und an Bedürfniß der Sinnlichkeit, von welcher er in seiner Entwickelung ausgeht, bis zum freywilligen Tode für Vaterland, für Wahrheit und Tugend, für Heil der Menschheit.

So — zählt das rohe Geschlecht von Menschenähnlichen Höhlen-Bewohnern, nach einigen hundert Mittelgenerazionen seiner Gattung, Newton's, Leibnitze, Franklins und Friedriche, unter seinen Enkeln.

Diese fortschreitende Entwickelung menschlicher Kräfte und Anlagen, nach welcher unsere Natur immer mehr gleichsam ausgearbeitet, feiner und vielseitiger ausgebildet wird, nennen wir Vervollkommnung (Perfectibilität).

Denn jedes Ding heißt uns um so viel vollkommner in seiner Art, je mehr es das ist, was es durch seine Natur werden kann.

Eben jene Unbestimmtheit und mannigfaltige Bildsamkeit der menschlichen Anlagen enthält den Grund von der möglichen Vervollkommnung nicht nur des Einzelwesens (Individuums), sondern auch der ganzen Gattung: und fortschreitende Vervollkommnung wird daher mit Recht als charakterischer Vorzug des Menschen angesehen.

Das Thier, so weit wir es kennen *), erreicht mit dem seiner Gattung vorgezeichneten Lebensziel seine vollkommene Ausbildung und Bestimmmung: es wird alles, was es durch seine Natur werden kann: jede in ihm schlummernde Kraft entwickelt sich, jeder Instinkt äußert sich bis zu dem Grade, welchen die Gesetze der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung dieser Thier-Art erfodern: einförmig und immer-gleich, wie diese, ist auch Gang und Grad seiner Entwickelung, beyde — einzig-berechnet auf jene Gesetze.

Die Schwalbe fliegt, sucht ihr Futter, nistet, zeugt und pfleget Junge, unveränderlich, unwandelbar, ein Jahr, wie das andre: eben so flogen, suchten ihr Futter, nisteten die Vorfahren, und äzten, wie jene, die Jungen, seit unerdenklicher Zeit: So — die einzelne Schwalben, und so — die Schwalben-Gattung.

Jedes thierische Einzelwesen ist also ein für sich bestehendes Ganze, in Rücksicht seiner Ausbildung und Entwickelung unabhängig von der Gattung: so wie

---

*) So weit wir es kennen, setz' ich ausdrücklich hinzu: und deute damit an, daß ich in allem, was ich gleich darauf über Verhältniß des Instincts zur Vernunft gelegentlich sage, nach den gewöhnlichen und allgemein-herrschenden Vorstellungsarten spreche: mich wohl bescheidend, daß uns die Philosophie der Naturgeschichte hier lange noch nicht hinlängliche Data geliefert hat, (vielleicht auch nie liefern wird) um über Wesen, Wirkungsart und Verhältniß der wundervollen Kräfte, die wir Instinkt und Vernunft nennen, mit unwidersprechlicher Gewißheit zu entscheiden. In dem ersten Buch dieses Werks werden wir einige tiefere Forschungen darüber anstellen.

wiederum dieser ihre Oekonomie und ganze Lebensweise durch kein Individuum abgeändert, vervollkommnet, oder auch verschlimmert wird. Die Geschichte der Gattung ist die Geschichte des Einzelwesens: und, umgekehrt, die Geschichte des Einzelwesens ist die Geschichte der Gattung.

Ganz anders ist es hier mit der Entwickelung des Menschen, und besonders mit der Ausbildung seines eigenthümlichen Charakters, als eines vernünftigen Wesens, bewandt.

Denn Vernunft, dieses Gepräge einer höheren Natur, welches ihm aufgedrückt ward, ist ein Vermögen, sich Zwecke und Absichten, weit über den Instinct der Selbsterhaltung und der Geschlechts-Fortpflanzung hinaus, vorzustekken, und unsre Kräfte, diesen Zwecken gemäß, zu bestimmen und anzuwenden. Sie selbst, die Vernunft, wirket nicht instinctmäßig, wirket, heißt das, nicht wie blinder Trieb und nach andern als selbst-bestimmten Richtungen, sondern wird durch die wahrgenommenen Verhältnisse der Dinge, nach deutlicher Erkenntniß also, geleitet, und bildet sich durch Erfahrung, Beobachtung und Versuche. Die Vergangenheit ist ihr — Lehrer; die Zukunft — Sporn oder Warnung; die Gegenwart reichet ihr unaufhörlich Stoff zur Berichtigung oder Erweiterung ihrer Einsichten, so wie zur Uebung und Ausbildung aller ihr untergeordneten Kräfte.

Auf diesem Wege modifizirt und gestaltet sie sich selbst und alle Anlagen unserer Natur, nach den immer-

wechselnden Umgebungen der Dinge, auf zahllos=mannigfaltige Weise: Art und Grad der Ausbildung und Vervollkommnung des menschlichen Einzel=Wesens hängt von der jedesmaligen Bildungsstufe der gleichzeitigen Generazion ab, mit welcher es sich berührt, so wie Art und Stufe der Ausbildung und Vervollkommnung dieser Generazion selbst, nach dem im Raum und in der Zeit bestimmten allgemeinen Zusammenhange der vernünftigen Wesen untereinander, berechnet werden kann.

Und so werden Gattung und Einzelwesen des Menschen=Geschlechts, vielleicht erst nach einer unabsehlichen Reihe von Jahren und Epochen, vielleicht auch nie, auf die höchste Stufe der ihnen erreichbaren Vollkommenheit gelangen, und zu ihrer ganzen Ausbildung reifen.

Denn die hinwelkende Generazion hinterläßt der neu=aufblühenden ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Versuche, ihre erworbenen Kräfte und Fertigkeiten; bis auf die flüchtigen Hauche des Mundes (z. B. durch Schrift); bis auf die leisen Spuren ihrer Denk= und Empfindungsweise (z. B. durch die Meisterstücke des Genies in den redenden und zeichnenden Künsten), als ein Vermächtniß. Diese, die neu=aufblühende, ausgerüstet mit denselben Kräften, von gleichen Trieben beseelt, durch gleiche Bedürfnisse geleitet — bearbeitet, verfeinert, vervollkommnet das Ererbte durch neuen Erwerb, an welchen wiederum die später=aufkommenden Geschlechter ihren Fleiß und ihre Mühe zu neuen Ausbildungen und Erweiterungen spenden werden.

Das ist der Weg, den der Mensch bey allen seinen Entdeckungen, Erfindungen und Künsten gewandelt ist, wenn er die Höhle des Trogloditen zu einem Sanssouci ausbaute; wenn er das Brett, auf welchem er, zum erstenmal, über seine eigene Kühnheit erstaunt, über den Strom hinschwamm, zu einem Linien-Schiff ausbildete; wenn er die rohen Töne einer von der thierischen Stummheit entbundenen Zunge, zu einem epischen Gedicht, zu einer Theodizee, oder zu einer Kritik der reinen Vernunft verfeinerte, vergeistigte.

Die ungeheure Maße von Kenntnissen, Fertigkeiten und Künsten, in deren Besitz sich das menschliche Geschlecht, oder vielmehr der ausgeschaffenste Theil desselben befindet, ist der Erwerb mehrerer Hunderte von Generazionen, die zusammengesetzte Wirkung ihrer körperlichen und geistigen Anstrengungen durch eine Reihe von sechstausend Jahren, errungen durch erfinderische Emsigkeit, zugeführt und angehäuft durch zahllose Zufälligkeiten, eben so oft unterbrochen und gehemmt, als gefördert, durch den unvermeidlichen Gang der Dinge.

So — erweitern sich für den Menschen die Schranken der gesammten Sinnen-Natur: die Zeit scheint für ihn nicht Flügel, der Raum nicht Grenzen zu haben: der Tod mag das Band zwischen Einzel-Wesen, aber nicht zwischen Generazionen zerreißen. Ueber die ungeheure Kluft von Jahrhunderten und Jahrtausenden reichen sich, vermittelst der allgemeinen Verbindung zwischen vernünftigen Erde-Wesen, verwandte Geister ein-

ander die Hände, und den jüngern erleuchtet und entflammt Licht und Wärme des ältern.

Unermeßliche Ozeane, welche Land von Land und Welttheile von Welttheilen trennen, sind den verschiedenen Völkern der Erde nur mächtige Brücken geselliger Befreundung geworden.

Der philosophische Denker des achtzehnten Jahrhunderts nach der Geburt Jesu Christi vereiniget in seinem Geist die gesammlete Weisheit der Denker verflossener Jahrhunderte: und der verfeinerte Europäer kützelt seinen Gaum mit den Genüssen der entferntesten Gegenden des Erdballs.

Welch ein Wesen, das solche Contraste in sich vereiniget! Welche Macht, welche Kunst, die diese Entfernungen zusammenrückt!

Der Mensch, der Schöpfung Stolz! The Man, the glory of the World, wie der brittische Dichter ihn in unserm Titel-Motto nennt.

Daß ich hier, am Pult stehend, diese Ideen niederschreibe, das hängt in der unendlichen Reihe von Ursachen und Wirkungen, wodurch die menschlichen Dinge, so wie das Universum, verknüpft sind, unter andern auch damit zusammen, daß vor mehr als zweytausend Jahren ein Pythagoras, ein Sokrates, ein Plato existirte. (Denn, Europäische Cultur gründet sich, wie bekannt, auf griechische).

Jene Kirche, deren Thurmspitze ich aus meinem Fenster erblicke *), erinnert mich an die Geburt des erhabenen Sohns der Maria, und weiterhinauf an einen Moses, Joseph, Jacob, Abraham, die mehrere Jahrtausende vor mir lebten, ohne deren Daseyn aber, und bestimmte, an sich selbst vielleicht sehr gleichgültige und alltägliche, Lebensumstände diese Kirche nicht dastehen, so wie ich selbst vielleicht gar nicht existiren, oder wenigstens die Reihe meiner Lebensverhältnisse ganz anders geordnet seyn würde.

Denn in der Lebens- und Bildungsgeschichte eines von den frühesten Jahren an dem geistlichen Stande Gewidmeten spielt doch die Religion offenbar eine höchst wichtige Rolle: und würde nicht ohne christliche Religion die gegenwärtige Gestalt Europens, bis in viele der größesten und der kleinsten menschlicher Verhältnisse, eine ganz andre seyn?

Das Fensterglas, durch welches ich diese Thurmspitze erblicke, würde vielleicht nie von den Menschen entdeckt worden seyn, wenn nicht, (nach der sehr glaubwürdigen Erzählung eines alten Geschichtschreibers) einige Lydische Kaufleute vor ohngefähr drey und zwanzig Jahrhunderten, auf ihrer Reise, unterwegens, bey dem zufälligen Mangel an Steinen, einige Bruchstücke

*) Hoffentlich wird man mich keines kleinlichen Egoismus beschuldigen, wenn ich hier einige meiner äußern Umgebungen bey der Ausarbeitung dieses Werks gleichsam portraitire. Beyspiele entlehnt man, scheint es mir, nie treffender, als von dem, was uns zunächst liegt: eine Maxime, die ich, in den folgenden Abschnitten des Werks, noch öfter befolge.

Salpeter, den sie als Handelswaare führten, zur Unterlage des Kessels gebraucht, in welchem sie sich Speise kochten, und, nachdem die Salpeter-Stücke mit dem untermischten Sande von der Flamme durchdrungen worden, den durchschimmernden Fluß von einer bis dahin unbekannten Feuchtigkeit bemerkt hätten, die, wie bekannt, die Grundmasse des Glases ist.

Auf diese Art hängen in der Geschichte unseres Geschlechts die entferntesten Wirkungen oft mit den entferntesten Ursachen, der Augenblick der Gegenwart und seiner Bestimmungen im Raum und in der Zeit — mit den Jahrhunderten und Jahrtausenden der Vergangenheit, so wie nicht weniger der Zukunft, zusammen.

Diese Stunde, welche die Glocke so eben verkündiget, ist vielleicht die Geburtsstunde irgend eines menschlichen Wesens, durch welches das Glück oder Unglück noch ungeborner Geschlechter, der Wohlstand oder der Sturz ganzer Staaten, ganzer Welttheile vorbereitet werden soll. Denn eine geringere Rolle, als diese, spielten doch wohl nicht auf dem Schauplatz der Menschen-Geschichte die Cäsaren, die Luther, die Friedriche!

Eben in diesem Augenblick mag irgend eine Erfindung gemacht, irgend ein Unternehmen gewagt, irgend ein Umstand herbeygeführt werden, wodurch die Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts um viele Jahrhunderte weiter vorgerückt werden kann.

So wie wir daher mit Recht behaupten, daß ein höherer Geist, daß, zum Beyspiel, er, der Allein-

Weise, aus der Beschaffenheit Eines Gräschens auf unserm Erdball Eigenschaft, Kräfte und Entwickelungs-geschichte der ganzen Erde, aller ihrer Elemente, in der gesammten lebendigen und leblosen Erden-Schöpfung entziffern würde; eben so würde derselbe aus der Geschichte eines einzigen Menschen die Geschichte und die bestimmten Welt-Verhältnisse des menschlichen Geschlechts und jedes Einzelwesens unter demselben entwickeln können.

Durch diesen all-umfassenden, all-eingreifenden (extensiven und intensiven) Zusammenhang der vernünftigen Erde-Wesen untereinander wird ihre immer-steigende Vervollkommnung — wenigstens desjenigen Theils derselben, welcher sich in die meisten und vielseitigsten Berührungspunkte dieses Zusammenhanges zu versetzen weiß, allein möglich: und so lange daher das menschliche Geschlecht sich in diesem gegenseitigen Zusammenhange (der jetzigen Welt mit der Vorwelt, der kommenden Geschlechter mit den hingestorbenen) behaupten wird, so lange dürfen wir an der immersteigenden Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts nicht verzweifeln.

Da aber das Wort Vervollkommnung, nach dem herrschenden unbestimmten Sprachgebrauch, sehr vieldeutig ist: da selbst große Denker Zweifel, und wenigstens nicht ganz verwerfliche Zweifel gegen eine stei-

gende Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts (Vervollkommnung in dem Sinne rein-moralischer Besserung und physischen Glücksgenusses) aufgestellt haben: so würde es offenbar einen höchst oberflächlichen Ideen-Gang ankündigen, wenn wir hier, so gleich an der Schwelle des Werks, zufrieden mit einigen allgemeinen Ableitungen, die wir geliefert, jene über alles wichtigen und verwickelten Fragen über Vervollkommnung oder Nicht-Vervollkommnung unsers Geschlechts, in diesem Sinne, entschieden zu haben oder auch entscheiden zu können glaubten.

Auch werden wir uns, da dieselben zu den Haupt-Gegenständen der in diesem Werk anzustellenden Untersuchungen gehören, nach vielfachen Vorbereitungen, erst im Vierten und Fünften Buche des Werks an ihre Erörterung wagen, und die Antworten darauf gewissermaßen als Resultate des Ganzen darstellen.

Wenn wir also schon hier von einer steigenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts reden, und sie als ausgemacht annehmen; so wird der Leser selbst aus den bisher-verfolgten Ideen-Reihen abnehmen, daß wir hier unter steigender Vervollkommnung in dem so eben angedeuteten Sinne des Worts nichts anders verstehen, als (damit wir uns hier noch bestimmter und unzweydeutiger erklären) das unaufhörliche Streben unseres Geschlechts zu einer immer vollständigern (extensiv- und intensiv-größern) Entwickelung aller durch den Charakter seiner sinnlichen und seiner geistigen Natur ihm eigenthümlichen Anlagen.

So — ausgedrückt und erklärt, kann und muß kein Kenner der menschlichen Natur und ihrer Entwickelungsgeschichte die Vervollkommnung derselben bezweifeln. Denn sie ergiebt sich, wie wir gesehen, nicht nur aus den ursprünglichen Anlagen unserer Natur: sondern so gewiß das Menschen-Geschlecht in dem Europa des achtzehnten Jahrhunderts feiner und vielseitiger ausgebildet ist, als es einst in dem alten Aegypten oder Chaldäa war, oder auch jetzt noch in den Asiatischen Steppen und Amerikanischen Wildnissen ist: so gewiß ist auch die neu-europäische Menschheit, in dem von uns bestimmten Sinne des Worts, eine vollkommnere, als die der genannten Völker der alten Geschichte oder der ausser-europäischen Welttheile.

Offenbar aber kann eine solche Vervollkommnung nur von demjenigen Theil des Menschengeschlechts gerühmt werden, welcher sich die Erfindungen, Künste, und jede Art schöner Kraftäußerungen seiner Vorfahren oder der gleichzeitigen Geschlechter zuzueignen, und den ererbten Schatz durch eigene Thätigkeit zu vermehren weiß; wie dies in der alten Geschichte die Griechen und Römer, in der neuern die Europäer, seit der Entdeckung von Amerika und der Erfindung der Buchdrukkerey, gethan.

Denn Völker, die sich nicht in diese vielseitigen Berührungspunkte menschlicher Ausbildung setzen, schließen sich, eben dadurch, von der Theilnahme an der Vervollkommnung aus; von deren schönem Lichte daher auch oft große Reiche und Welttheile, wie China, Ja-

pan, ja selbst mitten in einer vervollkommneten Menschen-Welt einzelne große Menschenmassen, wie der größte Theil des Volks-Pöbels in Europa, unbestrahlt und unerquickt bleiben.

Eingeschränkt, wie eine solche Vervollkommnung in der Geschichte des Menschen-Geschlechts bis dahin immer war, wird es ohne Zweifel eine der erfreulichsten Schlußfolgen seyn, welche wir im Vierten und Fünften Buch ziehen, daß sie in der gegenwärtigen Verfassung menschlicher Dinge fester, unzerstörbarer, als in irgend einer andern Epoche, Wurzel gefaßt, und daß alle Thatsachen in der gegenwärtigen Verfassung menschlicher Dinge auf eine gewiß-bevorstehende Ausbreitung und Verallgemeinerung derselben hindeuten, oder vielmehr sie selbst vorbereiten.

Wenn es also für jedes geschaffene Wesen, nach den Ansichten unserer Vernunft, kein höheres Ziel giebt, als möglich-größte Ausbildung aller ihm erreichbaren Vollkommenheiten: und wenn Vervollkommnung in's Unendliche den charakterischen Vorzug der Menschen-Natur ausmacht; so betrachten wir eben diese Vervollkommnung mit Recht als den letzten Strebepunkt unseres Geschlechts, als den Knoten seiner Entwickelungsgeschichte.

So angesehen, bindet sich die chaotische Masse der verschiedenartigsten Bruchstücke dieser Geschichte zu

einem großen, alles befassenden Drama, von welchem wir, ungeachtet seiner fast sechstausendjährigen Dauer, dennoch, wegen der unausmeßbaren Vervollkommnungsfähigkeit und unerschöpflichen Bildsamkeit der Menschen-Natur, nicht wissen können, ob selbst die ausgebildetste Classe der gegenwärtigen Generazion in dem ersten, oder in dem zweyten, oder in dem letzten Akt dieses Drama's, oder vielleicht auch nur in den ersten Scenen des allerersten Akts, ? ihre Rolle spielt.

Ein eben so erhabener Triumph für den philosophischen Geschichtschreiber, als beruhigend für die Ansicht menschlicher Dinge würde es seyn, den geheimnißvollen Gang des großen, jetzt furchtbar-gräßlich, jetzt feierlich-groß, immer aber in reger Handlung fortspielenden Schauspiels der Menschheit auszuspähen; die bestimmtesten Rollen nach ihren prägnantesten Momenten zu bezeichnen; durch die Verwickelung von immer-wechselnden Schauplätzen der Länder und Welttheile, von neu-auftretenden und wieder-verschwindenden Völkern und Geschlechtern, von episodischen Incidenzen und tragischen Katastrophen durch Jahrhunderte und Jahrtausende hinab, ungestört, unverwirrt, den leitenden Faden ewiger Weisheit — ihrer unsichtbaren Hand nachzutasten; Grund und Zusammenhang der jedesmaligen Begebenheiten, durch die Hinsicht auf den Entwickelungspunkt zu erklären, so wie ihre Folgen und Wirkungen in das Ganze zu bestimmen: und auf solche Art die, wenn gleich immer noch fragmentarische, Bildung des Drama's von dem Ur-

Punkt

Punkt seines Beginnens an, bis auf den gegenwärtigen Moment seiner Fortdauer darzustellen.

Aber dies ist leider! ein Ideal von Geschichte, welches der Enthusiasmus einer für den Adel unserer Natur und für Größe des Menschengeistes entflammten Einbildungskraft, als ein allerdings untadelhaftes Richtmaaß zur Beurtheilung der Geschichte des menschlichen Geschlechts aufstellt; welches aber die kühlere Vernunft nur mit zitternder Hand an diese Geschichte selbst hält.

Ihr, die ihre glücklichst-ausgesonnene Systeme über Wesen und Verhältniß der Dinge — auch in der vernunftlosen Schöpfung, vor der unausforschlichen Weisheit des unendlichen Schöpfers so oft beschämt zurücknimmt, genügt es, dieses Ideal — der Wirklichkeit nur nicht ganz widersprechend zu finden. Gern bescheidet sie sich, durch eine solche Vergleichung des Ideals einer Menschen-Geschichte mit der wirklichen mehr ihre Foderungen an sich selbst, und die Bedingungen ihres Denkgeschäftes befriedigt, als den Plan der Natur mit uns durchschaut oder unfehlbar nachgezeichnet zu haben: ihre Foderungen an sich selbst, sag' ich: denn ist sie wohl im Stande, ohne jenes Ideal der Vervollkommnung über glückliche oder unglückliche Epochen in der Geschichte, über Vor- oder Rückschritt der Menschheit zu urtheilen?

Das umfassendste und allgemein-anwendbarste ihrer Denkgesetze ist dies: die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ihrer Betrachtung zu der

möglich-größten Einheit zu verknüpfen. Dies kann sie aber in der Menschengeschichte nur durch die Idee einer fortschreitenden Vervollkommnung, die wir bis dahin, als für sich selbst bestehend, als durch die ursprünglichen Anlagen unserer Natur gegeben, zu begründen gesucht; und durch deren Anwendung auf Geschichte die Thatsachen derselben so wie auf den erhabensten und würdigsten, also auch auf den fruchtbarsten und vielseitigsten Gesichtspunkt bezogen werden.

Das Ziel, welches wir uns bey der Ausarbeitung des hier zu liefernden Werks vorgesteckt, ist dies: Die verschiedenen Anlagen und Kraftäußerungen menschlicher Natur, so wie die ausgezeichnetsten unter den bisher verlebten Perioden der Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts, nach der Idee fortschreitender Vervollkommnung zu betrachten; die natürlichen Epochen dieser Vervollkommnung festzustellen, und deren Charakter zu entwickeln, ihre Vor- und Rückschritte zu bezeichnen und deren Ursachen darzulegen.

Aus den systematisch-zusammengeordneten und philosophisch-beurtheilten Thatsachen menschlicher Natur und der Völkergeschichte ziehen wir dann allgemeine Resultate über den Gang des Menschen-Geschlechts in seiner Entwickelung und über seine wahre

Bestimmung, über Gewinn oder Verlust, den es, in Hinsicht auf die wünschens- und strebenswerthesten aller Güter, in Hinsicht auf Weisheit, Kunstgeschmack, Tugend und Glückseligkeit, durch alle bisherige Cultur gemacht; und endlich über die Aussichten in die Zukunft, in wie fern wir, nach der gegenwärtigen Lage der Menschheit, Bildung oder Verbildung unseres Geschlechts zu erwarten haben?

Schon aus dem, was bisher vorgetragen worden, wird es sich der Leser sagen können, daß wir weit entfernt sind von den irrigen Grundsätzen, welche einige der jüngsten unter den deutschen Philosophen, mit dem gerechtesten Widerspruch aller erfahrnen Kenner, in die Geschichte einzuführen gesucht: indem sie nichts geringeres behaupten wollten, als „daß das „menschliche Geschlecht ununterbrochen und „gleichsam in gerader Linie zur Vervoll„kommnung gewandelt: und daß alle größere „und kleinere Phänomene seiner Geschichte unmittelbar „als bestimmende Ursachen oder als bestimmte Wirkun„gen einem solchen, von der Hand der Vorsehung selbst „(wie sie wähnen) gezeichneten Entwickelungsplan ein„gefügt und angeschlossen werden könnten."

Ungeheuer-lange Zeitstrecken cimmerischer Geistesfinsterniß, große Weltreiche und ganze Welttheile unerleuchtet, oder matt-angeschimmert von dem wohlthä-

tigen Strahl der Cultur, unselige Hemmungen der glücklichsten Fortschritte auf dem Wege zur Bildung und Veredlung, ganze Reihen von Jahrhunderten durchdauernde Stillstände oder Rückschritte, melancholische Zerstörungen unsterblicher Denkmäler menschlichen Geistes und menschlicher Thatkraft — keine geringere als solche Abweichungen von dem geraden Wege zum Ziel der Vervollkommnung stellt uns die wirkliche Geschichte unseres Geschlechtes vor Augen.

Welche Warnung für den philosophischen Geschichtschreiber, damit er die Geschichte des menschlichen Geschlechts als Bruchstück, als Ruinen, nicht als ein symmetrisches Prachtgebäude ansehe! daß er sich glücklich achte, die minder-verstümmelten dieser Bruchstücke, die minder-bestäubten dieser Ruinen, einigermaßen aneinander zu reihen, und aus den Resten von Denkmälern der Vergangenheit die Gestalt der Gegenwart zu entziffern! sich glücklich achte, aus der fragmentarischen Bildungsgeschichte des Menschengeistes die leuchtenden Charakterzüge seiner ursprünglichen, immer-gleichen Natur herauszufinden, sie von tausend zufälligen Umgebungen abzusondern, sie selbst in der entstellendsten Verbildung nicht zu verkennen: und so mit fester Hand den Weg zu zeichnen, welchen die Menschheit, sich selbst überlassen, durch keine widrige Zufälligkeiten gestört, durch keine täuschende Wahngestalten verwirrt, durch Trug und Tücke unverleitet, zu dem erhabenen Ziele wandelte, an welchem Weisheit, Sittlichkeit, schöner Kunst-

sinn und Glückseligkeit, mit schwesterlich in einander geschlungenen Händen sie krönen sollen.

Zu glücklich der Verfasser dieses Werks, wenn er dies kleinere Loos würdig erfüllt!

Dem gemäß wird er, wenn er nun das Menschengeschlecht von dem rohesten Naturstande an, in welchem es sich je finden mag, bis zu der höchsten, uns bekannten Stufe kunstvoller Bildung, durch alle Mittelstufen hindurch, nach seinen charakterischen Eigenthümlichkeiten verfolgt, und Ursache und Wirkung — jetzt der Vervollkommnung, jetzt der Verschlimmerung — philosophisch entwickelt, aus dem ungeheuren Chaos der Völker-Annalen immer nur die prägnantesten Massen ausheben, in welchen sich die verschiedenen Formen menschlicher Bildung nach allen ihren Haupt- und Nebenstrichen am erkennbarsten ausprägen, am einleuchtendsten erläutern.

Denn nur durch eine solche Verbindung philosophischer Schlußreihen des Denkers mit erprobten Thatsachen des Geschichtforschers glaubt er sich in den Stand zu setzen, jene durch diese zu berichtigen und mit Beweisen zu belegen, diese durch jene zu ordnen und zu verbinden.

Es würde thörichte Anmaßung oder unverzeihliche Unwissenheit verrathen, wenn der Verfasser so vieles und vortreffliches, was in jedem ächt-historischen Werk alter und neuer Zeit über Ent-

wickelung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts enthalten ist, nicht als schätzbare Vorarbeiten zur Ausführung seines Plans dankbar erkennen, oder sich als denjenigen ankündigen wollte, der hier überall — recens, indictum alio ore — vorbringen, überall zum erstenmal Ideen zusammenstellen, Thatsachen prüfen oder verknüpfen müßte.

Aber gewiß ists, daß, unter allen philosophisch-historischen Werken, Condorcets „*Esquisse des Progrès de l'Esprit humain*" zu allererst und einzig die fortschreitende Vervollkommnung eines Theils menschlicher Entwickelung, nämlich der wissenschaftlichen, dargestellet hat.

Allein da es, nach dem, was wir so gleich in dem ersten Abschnitt des ersten Buchs darthun werden, ausser der wissenschaftlichen noch eine physische, technische, ästhetische, moralische, politische und religiöse Entwickelung giebt, deren jede, gleich-charakterisch für die Menschen-Natur, und daher auch gleich-beherzigungswerth für den philosophischen Geschichtschreiber, ihre eigenthümlichen Epochen der Bildung hat, und die von dem neufränkischen Schriftsteller kaum gelegentlich erwähnt, oder vielmehr ganz übergangen worden; so ergiebt sich schon hieraus die Unvollständigkeit seines Werks, in so fern es als ein Versuch über das Ganze menschlicher Entwickelung angesehen werden soll: welches letztere der Verfasser wahrscheinlich nicht einmal beabsichtete *).

*) So wie Plan und Ausführung meines Werks von dem Condorcetschen ganz verschieden sind; so waren auch einige Frag-

Nicht zu gedenken, daß diese Skizze, wie der proscribirte unglückliche Denker sein Werk selbst überschreibt, offenbar mehr durch einzelne große und kräftige Grundstriche, als durch festen, bestimmten Umriß des Ganzen glänzt; daß die über alles wichtigen Wirkungen und Rückwirkungen der verschiedenen Anlagen und Kraftäußerungen menschlicher Natur auf- und durcheinander, insbesondere wegen der Einseitigkeit des gewählten Gesichtspunkts, nirgends auch nur angedeutet werden konnten; daß die großen Fragen über Gewinn oder Verlust der Menschheit an wahrer Vervollkommnung und Glückseligkeit durch Cultur gar nicht berührt werden; daß von Vollzähligkeit der Eintheilung menschlicher Anlagen und prinzipien-mäßiger Ableitung der allgemeinen und besondern Epochen menschlicher Entwickelung nirgends die Rede ist, und nach dem Plan des Verfassers nicht seyn konnte; daß einige der in dem Werke herrschenden Ansichten, z. B. die über Religion, durchaus falsch sind. u. s. f.

Keine Vorwürfe an das vortreffliche, in seiner Art einzige Werk! welches, unter den Umständen, in welchen es geschrieben ward, als ein heiliges Denkmal ungeschwächter Geistesstärke und eines auch unter Druck und Verfolgung der Feinde des Menschen-Geschlechts nicht erlöschenden Interesses für das Beste und Edelste, was die Menschheit hat, in Ehren gehalten werden muß.

---

mente daraus schon zwey Jahre vor Erscheinung des französischen Werks in der bey Herrn Vieweg damals herauskommenden „Neuen deutschen Monatsschrift" abgedruckt.

Aber wir wollten nur zeigen, daß in dem Felde der Philosophie über allgemeinen Gang und Entwickelung des Menschen-Geschlechts noch reiche Ernten blühen: Ernten, von welchen sich, gerade in dem von Condorcet bearbeiteten Bezirk, in dem wissenschaftlichen, der gelehrte und talentvolle Verfasser des Werkchens: „Ueber den in den verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein-herrschenden Geist und seinen Einfluß auf dieselben:" Herr Reeb einige schöne Garben geschnitten.

Die Geschichte des bürgerlichen Lebens, (*History of civil live*) von der Hand des Britten Ferguson, bleibt, obgleich lange vor der Condorcetschen Skizze geschrieben, auch neben dieser, einer der schätzenswerthesten Versuche über allgemeine Cultur-Geschichte. Mir scheint es, daß Ferguson sich als philosophischer Annalist der Völker-Geschichte größer zeigt, als in der Eigenschaft des Römischen Geschichtschreibers: angeborne Feinheit des Geistes und bestimmter Hang zu speculativen Untersuchungen eignen ihn offenbar mehr für allgemeine Beobachtungen und psychologisch-tiefe Ideen-Entwickelungen, als für die hohe Energie und vereinzelnde Charakter-Darstellung der Geschichte des Römischen Weltreichs.

Aber schon die Aufschrift des Werks, „Geschichte des bürgerlichen Lebens", ein Titel, dem der Verfasser nicht überall entspricht, indem er mit seinen Untersuchungen bald über denselben hinausschweift, bald diesseits stehen bleibt, sagt es dem Leser, daß er hier

vergebens jene Einheit des Zwecks und Allgemeinheit der Ansichten suchen würde, ohne welche die Menschen-Geschichte nie als ein Ganzes bearbeitet werden kann. Ein Werk dieser Art, welches, wie das Fergusonsche, mit dem Abschnitt „über Fortgang und Ende des Despotismus" schließt, kann nicht anders, als den Leser unbefriedigt lassen.

Dagegen glänzt das Werk des Britten durch eine Menge feiner und ausgesuchter Beobachtungen über die Entwickelungsgeschichte des Menschen: und der Leser wird es in der Folge nicht selten dankbar angeführt finden.

Home und Millar unter den Britten, Adelung und Meiners unter den Deutschen, haben in ihren Schriften über Sitten, Gebräuche, Künste, Religionen und Rangordnungen der Völker dem philosophischen Beobachter sehr brauchbare Materialien geliefert.

Und wie könnte ich Iselin „über Geschichte der Menschheit" unerwähnt lassen? ein Werkchen, welches von Anfang bis zu Ende den erleuchteten Geist, die lautere Gesinnung, und die edle Wärme für Menschen-Wohl athmet, womit alle Schriften dieses nicht gemeinen Denkers gestempelt sind. Da es in Deutschland vorzüglich gedient hat, das Studium der Geschichte der Menschheit zu befördern: wie es denn auch durch Popularität des Ideenganges und durch eine gefällige Klarheit des Styls ganz besonders geeignet ist, junge Geister zu den höhern Ansichten der Geschichte zu erheben; so darf ich Kenntniß seiner Vorzüge, so wie

seiner allen tieferen Denkern fühlbaren Mängel, bey jedem, dem deutsche Litteratur nicht ganz fremd ist, voraussetzen.

Herders „Ideen", ein Werk voll Hoch- und Zart-Sinn, wie seines Verfassers genialischer Geist, vielumfassend und ausgebreitet, wie seine Gelehrsamkeit, kann ich hier wohl ohngefähr nur so zuletzt nennen, wie man, nach einem bekannten Sprüchworte, das Beste bis zuletzt aufzusparen pflegt.

Was jeder kennt und kennen muß, dessen Eigenthümlichkeiten darzustellen, dessen Werth zu entwickeln und anzupreisen, ist ein sehr überflüßiges Geschäft.

Da indessen Plan und Zweck des Herderschen Werks von dem meinigen durchaus verschieden sind, indem er die Menschengeschichte nach dem Gesichtspunkt der möglich-größten Vielseitigkeit bearbeitet, ich dagegen in dem meinigen die möglich-größte Einheit der Menschen-Bildung zum Augpunkt mache: (Zwey scheinbar ganz entgegengesezte Ansichten, welche auch eine ganz verschiedene Behandlung erfordern, durch deren beyderseitige Bearbeitung aber das Studium der Culturgeschichte allein vollendet werden kann); so leuchtet von selbst ein, wie und wo ich auch in diesem Werk von ihm lernen konnte, von dem ich in Philologie, in Sprachkunde, in ästhetischer Kritik und in Theologie, so viel lernte!

Hätte der Tiefdenker der Vernunft-Kritik die wenigen Blätter voll großer Ideen über die Geschichte der Menschheit, welche zuerst der Berliner-Monatschrift einverleibt erschienen, zu einem vollständigen

Werk ausgearbeitet, und seinen eignen Saamen großgezogen: dann würde der Verfasser dieses Werks, den gewöhnlich Schwierigkeiten nur spornen, wahrscheinlich gezögert haben, über den Gegenstand, welchem er sich nun so eifrig widmete, eine Feder einzutauchen.

Was ich also, mehr ermuntert, als zurückgeschreckt durch das Beyspiel so trefflicher Vorgänger, die ich genannt, in dem vorliegenden Werke zu leisten gesucht, wird eine kurze Inhaltszeige der fünf Bücher, in welche es zerfällt, dem Leser vor Augen stellen: so wie ich auch den verwickelten, obgleich, wie ich hoffe, keinesweges verworrenen Ideen-Gang des Ganzen, durch eine solche Uebersicht am klärsten einleuchtend zu machen hoffe.

Das erste Buch liefert eine philosophisch-begründete **Eintheilung der ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur**, und erörtert zugleich die verschiedenen **Bildungsmittel** dieser Anlagen nach ihren verschiedenen Wirkungen und Einflüssen.

In dem zweyten stellen wir die aus der zusammengesetzten Entwickelung aller dieser Anlagen hervorgehenden **Epochen der allgemeinen Entwickelungsgeschichte** des Menschen-Geschlechts fest: diese Epochen sind die der **Thiermenschheit**, des **Vernunftkeims** (oder der **Vermenschlichung**), der **Verfeinerung**, der **Ueberfeinerung**, und der **Versittlichung**.

Die letztgenannte Epoche wird als das Ideal aller Menschen-Bildung und wahren Vervollkommnung betrachtet, welches noch zu keiner Zeit und unter keinem Volk in der Wirklichkeit erschien; dem wir uns aber in's Unendliche annähern sollen, und, wie im Vierten und Fünften Buch dargethan wird, auch wirklich, obgleich in unermeßlich-weit-abstehenden Fernen, annähern.

In dem **dritten** zeichnen wir die **Epochen der einzelnen Anlagen** insbesondere.

Im zweyten, wie im dritten Buch, heften wir die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich, theils auf die beyden kritischen Punkte in der menschlichen Entwickelung, deren einen wir den Verirrungs-, den andern den Rettungs-Punkt nennen, und welche, ein sonderbares Phänomen, sich in den Haupt-Epochen der allgemeinen Entwickelungsgeschichte, so wie in den Epochen der einzelnen Anlagen, vorfinden: theils auf die gegenseitige Correspondenz und Zusammenstimmung der Haupt-Epochen unter einander und der Epochen der einzelnen Anlagen mit den Haupt-Epochen.

Aus der Entdeckung der Verirrungs- und der Rettungspunkte ziehen wir sehr wichtige Resultate für die endliche Auflösung der verwickelten Fragen über das wahre Wesen der Cultur, über den vermeinten unvermeidlichen Kreislauf der Menschheit von dem erstrebten Guten zum Bösen, und über den thörichten, aber scheinbar-begründeten Glauben an

das nothwendige Zurücksinken von einer hohen Culturstufe in Barbarey und Sitten-Verderbniß.

Hier commentiren wir also über die andre Hälfte des Popischen Ausdrucks, unseres Titel-Motto's:

The Man,
the glory, *jest* and *riddle of the world.*

Wir versuchen es, will ich sagen, das scheinbar-regellose Spiel der Menschen-Geschichte nach den ernsten Zwecken einer allerhöchsten Weisheit zu ordnen, und ihr ängstlich-Räthselhaftes für die forschende Vernunft zu entziffern. In dem ersten und zweyten Buch stellten wir ihn, nach der ersten Hälfte des Popischen Versuchs, durch seine großen Gaben verherrlicht, als den Stolz der Schöpfung dar.

Das vierte Buch stellet, aus den im ersten, zweyten und dritten vorgetragenen Sätzen und Beobachtungen, das Ideal einer dem Gesetz der Vervollkommnung entsprechenden allgemeinen Menschen-Geschichte zusammen: und zeigt dann den unermeßlichen Abstand zwischen diesem Ideal und der nunmehrigen wirklichen Geschichte der Zeiten und der Völker.

Dessen ungeachtet aber wird der Leser sich wegen des unermeßlichen Abstandes zwischen dem, was, nach den Ansichten der Vernunft, seyn sollte, und zwischen dem, was ist, gewissermaßen wieder beruhigt fühlen durch die Entdeckung der geheimen Commu-

nikazions-Linien, (wie wir uns ausdrücken) durch welche sich menschliche Vervollkommnung von dem ersten Aufsprießen des Vernunftkeims an, bis zu der gegenwärtigen Gestalt und Stufe unserer Cultur, gewissen ausgesuchteren Volksstämmen der Erde mittheilte, und allmählich immer fruchtbarer wucherte, immer weiter sich ausbreitete.

Man sieht, wie wir uns eben hierdurch zu dem folgenden und letzten Buch den Weg bahnen. Denn

In dem fünften Buch beweisen wir durch Thatsachen und auf Thatsachen gegründete Vernunftschlüsse, daß, nach Abzug der zahllosen Abirrungen menschlicher Entwickelungsgeschichte von dem Ziel der Vervollkommnung, dennoch, aus unserer bisherigen Cultur, eine preiswürdige und herzerfreuliche Dividende von Gewinn für wahre Vervollkommnung, für Weisheit, schönen Kunstsinn, Sittlichkeit und Glückseligkeit hervorgehen; daß diese Güter, wie wir schon oben andeuteten, in der gegenwärtigen Lage des Menschen-Geschlechts tiefer wurzeln, und ihr Besitz demselben gesicherter ist, als er's jemals war: daß alle Anlagen getroffen sind, die Völker der Erde in immer größerer Menge mit diesen Gütern zu beglücken, und sie, wenn gleich vielleicht erst nach Jahrtausenden, allmählig alle damit zu segnen.

Ich nenne mein Werk einen „Universalhistorischen Ueberblick der Entwickelung des Menschen-Geschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen." Der Zusatz, als eines sich fortbildenden Ganzen, soll dem Leser den eigenthümlichen Gesichtspunkt andeuten, aus welchem hier die allgemeine Völkergeschichte betrachtet wird, nämlich, als eine Sammlung von Thatsachen über Gang und Bildung des menschlichen Geschlechts, als einer nach bestimmten Gesezzen bis dahin vervollkommneten und künftig noch mehr zu vervollkommnenden Wesen-Gattung.

Deswegen befasse ich auch die Haupt-Idee des Werks unter dem Titel „einer Philosophie der Culturgeschichte"; ein Titel, welchen ich demselben gern allein an die Stirn gesetzt hätte, wenn das eigentliche Lese-Publikum vor allem, was sich als Philosophie ankündiget, nicht gleichsam zurückzitterte. Philosophie der Culturgeschichte aber nenn' ichs, weil ich hier die Grundsätze entwickele, nach welchen jede künftige Culturgeschichte (die gewiß nicht das Werk Eines Mannes ist) geschrieben werden muß; und die Resultate über das unermeßliche Ganze menschlicher Cultur aufstelle: Resultate, durch welche die große, nach allgemeinem Geständniß bis jetzt noch nicht zur vollen Befriedigung aufgelöste wichtige Streitfrage über das Wohin? und Wozu? der Cultur, ich will sagen, über die für die wahre Vervollkommnung des Menschen, für seine Sittlichkeit und Glück-

seligkeit nämlich, vortheilhafte oder verderbliche endliche Richtung aller Cultur, entschieden werden muß.

Wann ferner die besondere Geschichte der Reiche und Staaten, der Blüthe und des Verfalls der Nazionen, der Künste und Wissenschaften, sich aus der allgemeinen Menschengeschichte, als aus ihrer Quelle ableitet, mit ihr fortfließt, und sich in sie verliert; und wenn mein Werk die allmähliche Entwickelung der ursprünglichen Anlagen des Menschen darstellt, die Epochen ihrer Fortschritte verzeichnet, ihre Ursachen, Wirkungen und Rückwirkungen beleuchtet und erklärt: dann ist dasselbe gewissermaßen als ein Geist der Geschichte, als Vorrede und Einleitung zu jeder Geschichte unseres Geschlechts, anzusehen.

Aus dem bisher Gesagten erhellet dann auch hinlänglich, was ich unter einer Philosophie der Culturgschichte selbst verstehe und von andern verstanden wissen will: und in wie fern sie sich von dem, was man sonst Geschichte der Menschheit, Philosophie der Geschichte u. s. w. zu nennen pflegte, bestimmt unterscheidet *)

Findet

*) Ich habe nicht die Verpflichtung, zu erklären, was man unter Geschichte der Menschheit, unter Philosophie der Geschichte u. s. w. verstehe: einige Schriftsteller, welche diese Gegenstände bearbeiteten, dürften in Verlegenheit seyn, eine bestimmte Erklärung von ihrem Thema zu geben. Meine Pflicht war's einzig, zu erklären: was ich unter Philosophie der Culturgeschichte verstehe.

Findet man nämlich in den bisher=bekannten teutschen oder ausländischen Werken „über Geschichte der Menschheit, über Philosophie der Geschichte, oder über allgemeine Culturgeschichte" alle die Aufgaben hinlänglich gelößt, die ich mir, nach dem oben gegebenen Inhalts=Verzeichniß der Fünf Bücher meines Werks, vorgelegt, und in der Folge aufzulösen versucht habe; so muß es jedem Beurtheiler dieser Arbeit erlaubt seyn, mich einen eitlen Mann zu schelten, der, unter einem scheinbar=neuen Titel, blos Leser herbeyzulocken sucht, denen er gleichwohl nichts anders zu sagen hat, als was von einer Menge Schriftsteller schon längst gesagt, und vielleicht um vieles besser gesagt worden.

Will man es mir zum Vorwurf machen, daß ich in meinem Werk die Ideen meiner Vorgänger benutzt, hier und dort erläutert, tiefer begründet, durch besondre Ansichten mir eigen gemacht; so verräth man eine gänzliche Unkunde meines großen Thema's, so wie der Behandlung jedes Gegenstandes, über welchen, seit dem frühesten Aufkeimen der Vernunft, von einer Menge der vortrefflichsten Geister geforscht und geschrieben worden.

Kann man, hier und dort, einzelnen meiner Behauptungen nicht beyfallen; so hoffe ich, daß dies, dem Ganzen unbeschadet, wird geschehen können. Mir selbst aber, wie jedem unbefangenen Denker, dem es mehr um Wahrheit, als um Festhaltung seiner Meinung zu thun ist, wird jede neue und bessere Ansicht über Gegenstände der menschlichen Cultur werth und willkommen seyn.

Wegen der einstweiligen Anschließungen der allgemeinen Bemerkungen über die menschliche Culturgeschichte auf Psychologie, Moral, Pädagogik, Sprache u. s. w. bin ich weit entfernt, den Leser um Verzeihung zu bitten. Wer Anschließungen dieser Art in irgend einem Werk praktischer Philosophie für überflüßig, für eine sehr entbehrliche Ueberladung halten kann, verdient nicht, das Werk eines Denkers zu lesen.

Ich habe gesagt, was dies Werk, nach meiner Absicht, leisten soll: ich habe das Ziel aufgesteckt, zu welchem ich hinstrebe. Ich kann, in der Ausführung, sehr weit hinter meinem Ideal zurückbleiben. Und wie selten entspricht, in dieser Unvollkommenheit der Dinge, dem Gedanken die That, dem Wunsch die Wirklichkeit! Daß ich aber meinem Ideal gewissenhaft nachgestrebt, dieses Zeugniß bin ich mir selbst schuldig.

Um zu dem mir vorgesteckten Ziel einigermaßen hinzuarbeiten, würd' ich nichts geringeres brauchen, als Condorcets viel-umschauenden Blick, Fergusons psychologischen Feinsinn, Herders historischen Beobachtungsgeist und genialische Ideen-Verbindungsgabe.

Die Seltenheit dieser einzelnen Erfordernisse, die Unmöglichkeit der Vereinigung aller, beweiset genugsam, daß mein Ziel in weiter Ferne von mir liegen bleiben wird, liegen bleiben muß.

Vielleicht erringen es einst glücklichere Wettläufer! Mir soll es gnügen, wenn ihnen, so wie meine Fehl-

tritte zur Warnung, also einzelne der von mir gezeichneten Fußstapfen zur Nachfolge, dienen.

Eine Bemerkung nur noch in Hinsicht auf gewisse Ausdrücke, deren ich mich in diesem Werk häufig bediene.

Die Wörter „Entwickelung, Bildung, Ausbildung, Cultur," brauche ich gewöhnlich als Synonyme; so wie nicht weniger diese — Erleuchtung, Aufklärung — Vervollkommnung, Veredelung — und einige verwandte, welche der Leser leicht auffinden wird.

Die feinen, oft kaum durch Worte darstellbaren Begriffskreise und Nuanzen von Begriffen, in welche so manche Schriftsteller diese und ähnliche sinnverwandte Wörter einzuschränken, oder vielmehr einzuzäunen suchen, peinigen den daran nicht gewöhnten Leser sehr vergeblich. Es ist Pflicht jedes Verfassers eines philosophischen Werks, mehr die Worte nach den Begriffen, als die Begriffe nach den Worten zu bestimmen: wenn gleich das letztere zuweilen auch sehr nützlich, oft nothwendig seyn kann.

Aber ist es nicht, zum Beyspiel, thöricht, wenn einige Schriftsteller die Wörter „Cultur, Ausbildung, Vervollkommnung, Vernunft-Entwickelung" durch — ich weiß nicht, welchen — bestimmt-verschiedenen Sinn im Gebrauch von einander trennen zu müssen glauben: indem offenbar ein jedes denselben Begriff entweder blos mit einer andern Metapher, wie „Ausbildung, Entwickelung", oder in einer blos abstraktern Bedeutung, wie „Vervollkommnung und Vernunft-Entwickelung", darstellt. Einer der

allerjüngsten Philosophen hat ohnlängst sogar in den Wörtern „Cultur und Anbau" einen wesentlich-verschiedenen Begriffskreis entdeckt!!

Es dürften wenig Wörter in der Sprache gefunden werden, welche, dem Klange nach verschieden, einen durchaus-gleichen, wenn gleich noch so verwandten Sinn darböten. Aber jene feinern Begriffsnuanzen derjenigen Wörter, welche in dem gemeinen Sprachgebrauch und in classischen Schriftsteller-Werken als Synonyme gelten, muß ein Verfasser, der nicht bloß auf speculative Leser und grammatische Wortforscher rechnet, mehr durch ein dunkles Gefühl ahnen lassen, als mit peinlicher Aengstlichkeit kategorisch zu bestimmen suchen.

Daß mir Sprache und Darstellungsart in diesem Werk keinesweges gleichgültig ist, gleichgültig seyn darf, erhellet von selbst. Ja, wollte ich Ziel und Zweck des Werks, aus dem Gesichtspunkt des Sprachforschers, bestimmen; so würde ich, meiner eigenen Ansicht des Ganzen durchaus entsprechend, sagen: „Es war dem Verfasser einziger Zweck, den Sinn „des Worts Vervollkommnung des Menschen-„geschlechts nach Gehalt und Umfang festzustellen."

Wir gehen also nunmehr zu der vereinzelnden Darstellung unseres Gegenstandes fort.

Erstes Buch.

Von den
ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur,
und
den Bildungsmitteln derselben.

Plac'd on this Isthmus of a middle state,
A Beeing darkly wise, and rudely great.

Pope.

In einen Mittelstand der Wesen eingeschaltet,
Ein Embryo, noch nicht in Deutlichkeit entfaltet,
Ein Werk, von Meisterhand, groß, aber unvollführt.

Kretschmanns Uebersetzung.

Erster Abschnitt,

welcher die ursprünglichen Anlagen des Menschen verzeichnet und eintheilt.

Um zu übersehen, was der Mensch bis dahin geworden ist, müssen wir zuvörderst zeigen, was er durch die ursprünglichen Anlagen seiner Natur werden kann.

Denn durch eine vollzählige Aufstellung dieser ursprünglichen Anlagen erhalten wir, wenn es erlaubt ist, den Meßkünstlern einen Ausdruck abzuborgen, die Wurzel der Potenz, zu welcher sich der Mensch, nach den Thatsachen der Geschichte erhoben hat, oder, nach den auf diese Thatsachen gegründeten Schlüssen der Philosophie, künftig erheben kann.

Ein lebendiges, denkendes und freyer Entschließung fähiges Wesen, hat er, diesem dreyfachen Grundcharakter gemäß, physische (thierische), intellectuelle (vernünftige) und moralische (sittliche) Anlagen: die intellectuellen betreffen das Denk-, die moralischen das Willens-Vermögen.

Durch die erste Gattung dieser dreyfachen Anlagen ist und bleibt er Halb-Bruder des Thiers: in der zweyten glänzet sein unterscheidender Ver-

nunft-Charakter: vermöge der dritten handelt er als Mitbürger eines Reiches vernunft- und Freyheit-begabter Wesen: und vollendet dadurch seinen Vernunft-Charakter.

Alle drey Anlagen zusammen genommen, bilden das, was die neuere Philosophie sehr richtig nennt, die sinnlich-vernünftige Natur des Menschen.

So wie die Natur in der ganzen Schöpfung ihre unendliche Mannigfaltigkeit zur Einheit verknüpft, durch beydes aber jene Harmonie des Verschiedenartigen, jenes Gleichgewicht entgegenringenden Kräfte hervorbringt, welches der Denker in allen ihren Werken bewundert: eben so sind auch diese drey Gattungen natürlicher Anlagen in dem Menschen, (als in einer kleinen Welt) auf gegenseitigen Zusammenklang berechnet; und bestimmt, eine durch die andre angeregt, unterstützt und geleitet, sich zu entwickeln. Die physischen, von welchen alle Entwickelung ausgeht, und in welche sie auch gewissermaßen endet, (denn alle mögliche Beziehungen unseres Seyns laufen in diese zusammen) werden, vermittelst der intellectuellen und moralischen, verfeinert, veredelt und gleichsam vermenschlichet. Aber die veredeltste, erhabenste Menschheit bleibt auf das Thier in uns gepropfet; entlehnt von diesem Saft und Nahrung, die sie ihr, durch eine vollkommnere Form, vergütet.

Die Vernunft modifizirt und gestaltet unsere thierischen Anlagen gemäß dem denkenden und empfin-

denden Selbst: der sittliche Wille bestimmt sie, den höchsten Zwecken der Menschheit gemäß: wir sind, denken, und handeln, nur vermittelst unserer Thierheit: wir erheben uns über sie, einzig auf sie gestützt: Thierheit ist Materie; Menschheit ist Form.

Die vernünftigen und die sittlichen Anlagen bilden und bestimmen sich gewöhnlich gegenseitig, obgleich nicht nothwendig: indem der einsichtsvollste Mensch oft, wie bekannt, der unsittlichste, der sittlichste dagegen der einfältigere seyn kann. Denn der Uebergang von der intellectuellen Ausbildung zur moralischen geschieht nur vermittelst der Freyheit oder Selbstbestimmungs-Fähigkeit: und der Mensch kann daher, durch erstrebte intellectuelle Fertigkeiten, zur sittlichen Ordnung und Vervollkommnung zwar vorbereitet, aber nicht genöthiget, d. h. nicht nothwendig bestimmt werden.

Der große Kampf, welchen der sich entwickelnde Mensch mit sich selbst beginnt, hat nichts anderes zum Zweck, als, vermittelst der Freyheit, seine Thierheit mit der Menschheit zu der möglich-vollkommensten Harmonie zu stimmen, und jener eine mit ihrem Stoff nur immer verträgliche, intellectuelle und moralische Form einzudrükken: eine Form, welche die ihn umringenden Gegenstände der Natur, die nun von ihm mit entwickeltern und vervollkommneten Kräften bearbeitet worden, zurückstrahlen.

So würde man, auch in einem Menschen-leeren Athen, aus den Gebäuden, Tempeln, Statüen, Gallerien, auf die vollkommnere Menschen-Gattung schließen, welche dasselbe einst bewohnte.

Vervollkommnete Menschen-Natur betrachten wir daher mit Recht auch deswegen als den vorzüglichsten Schmuck der Schöpfung —

the glory of the world —

weil durch dieselbe die vernunft- und leblose Natur selbst zu neuen Zweckmäßigkeiten, neuen Formen gebildet, und von allen übrigen Werken des Schöpfers, so viele deren innerhalb dem Kreise menschlicher Bearbeitung liegen, ein vielseitigerer, seiner Weisheit entsprechender Gebrauch gemacht wird.

Der Mensch ist, sagen wir mit den Alten, συνεργος, Mitarbeiter des Schöpfers.

Mannigfaltigkeit und Umfang dieser natürlichen Anlagen des Menschen machen es nothwendig, sie in bestimmtere Classen zu sondern.

Nur durch den Gebrauch der Glieder seines Körpers und durch Anwendung derselben zur Gestaltung (Modifikazion) der Aussendinge entwickelt er seine physische Anlagen, und setzet sich in den Stand, die Bedürfnisse seiner Thierheit zu befriedigen, so wie überhaupt jede durch die Vernunft bestimmte Zweckmäßigkeit in die Dinge zu übertragen. Die Hand ist sein vielgebrauchtestes Werkzeug: durch sie schafft er sich, kann man sagen, den Hebel, mit welchem er die

Welt bewegt: den Scepter, womit er sie beherrscht.

Er baut sich eine Hütte, um darin zu wohnen; er pflanzt Getreide, um zu essen: er zimmert ein Schiff, um seine Bedürfnisse aus fremden Ländern herbeyzuführen: er schnitzet Lettern, um die Gedanken seines Geistes andern darzustellen.

Die physischen Anlagen zerfallen also von selbst in die eigentlich-physischen und in die technischen oder kunstgewerblichen.

Jene betreffen die Bedürfnisse und Modifikazionen seiner thierischen Natur: diese die Mittel der Befriedigung derselben, und die Art, sich diese Befriedigung zu gewähren: so wie jede Verwirklichung unserer Ideen vermittelst der mechanischen Gestaltung der Aussendinge.

Die intellectuellen Anlagen betreffen entweder Erkenntniß des Wahren: und dann heißen sie wissenschaftlich (scientifisch): oder sie haben Darstellung des Schönen zum Gegenstande: und heißen schön-künstlich (ästhetisch).

Die moralischen Anlagen, welche unser Verhältniß als Bürger eines Reichs Vernunft- und Freyheit-begabter Wesen ausdrücken, beziehen sich entweder auf die äusserliche Zusammenordnung der zur Gesellschaft verbundenen Menschen (in Monarchien, Despotien, Republiken): und heißen dann die politischen oder staatsbürgerlichen:

oder auf den Menschen als ein vernünftiges und freyes Wesen, nach den verschiedenen Graden seiner Veredelung oder Verschlimmerung in Hinsicht auf das Sittengesetz: und heißen die eigentlich-moralischen oder sittlichen (sensu strictiori): oder ihr Gegenstand ist der durch die Vernunft anerkannte, unsichtbare höchste Gesetzgeber dieses moralischen Reichs und der gesammten Natur, und das Verhältniß, in welchem der Mensch sich zur Gottheit, die Gottheit zu ihm, glaubt: und diese nennen wir die religiösen Anlagen.

Die aufgezählten siebenfachen Anlagen bilden eine, ihnen entsprechende, siebenfache Entwickelung der menschlichen Natur: nämlich: die thierische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche, schönkünstliche, staatsbürgerliche, sittliche, und religiöse.

Befassen wir nämlich alles zusammen, wozu der Mensch immer nur sich ausbilden mag: so ist er entweder Thier; und als solches reift er durch die physische Entwickelung: oder er ist Arbeiter — durch die kunstgewerbliche: oder Denker — durch die wissenschaftliche: oder Schön-Empfinder und Schön-Künstler — durch die schön-künstliche: oder Bürger — durch die staatsbürgerliche: oder sittliches Wesen — durch-die moraliche: oder Gottes-Verehrer — durch die religiöse Entwickelung.

Und so hätten wir die Vollzähligkeit unserer Eintheilung der verschiedenen Anlagen und Entwickelungsarten menschlicher Natur subjectiv, das heißt, durch die Rücksicht auf des auszubildenden Subjekts verschiedene Arten zu seyn, begründet.

Laßt uns, da die Vollzähligkeit der Eintheilung für das Ganze unseres Werks von nicht geringem Belang ist, auch eine objective Begründung versuchen.

Welches sind die wünschenswürdigsten und höchsten Güter, die von der menschlichen, als einer sinnlich-vernüftigen Natur, erstrebt werden können?

Ohne Zweifel keine andere als diese: Weisheit (Wahrheit, Wissenschaft); schöner Kunstsinn (vermittelst dessen allein schöne Kunst-Darstellung jeder Art möglich ist); Tugend oder Sittlichkeit; und Glückseligkeit, oder physischer Genuß aus der zusammengesetzten Wirkung aller unserer Kräfte und äußerlichen Verhältnisse *).

Weisheit, oder Erkenntniß des Wahren, befriediget uns als denkende Wesen, Schönheit als empfindende, Tugend als sittliche, Glückse-

*) Denn Gefühl und Gebrauch unserer Kräfte macht einen wesentlichen Theil der Glückseligkeit. Aus den abstractesten Wissenschaften z. B. aus der speculativen Philosophie, aus der Mathematik u. s. f. fließt immer einiges auf die Glückseligkeit desjenigen zurück, der für diese Wissenschaften Sinn und Geschmack hat. Eben deswegen kann der cultivirte Mensch, gerade durch Cultur, einer eben so großen und noch größern Summe von Glückseligkeit und Genüssen theilhaftig werden, als der Wilde bey seiner blos physischen Genußfähigkeit.

ligkeit als thierische, oder vollständiger ausgedrückt, als sinnlich=vernünftige Naturen. Die genannten Güter sind also offenbar gleichsam die ausmahlenden Farben der oben gezeichneten drey Grund=Charakterzüge der Menschheit, die hier durch einen vierten, Empfindung des Schönen, als einen ursprünglichen Nebenzug der sinnlich=vernünftigen Natur vermehrt worden: weil derselbe vor allen übrigen dieser Nebenzüge in der menschlichen Entwickelungs=Geschichte, durch die unmittelbarste Anschließung an unsre höhere Natur, an die vernünftige, hervorstechend glänzt. Denn schöner Kunstsinn, (das werden wir künftig sehen,) ist ein wesentlicher Theil wahrer Veredelung der Menschen=Natur, welche, ohne ihn, schwerlich gedeiht: obgleich er derselben leicht auch gefährlich werden kann.

Wenn also Weisheit, schöner Kunstsinn, Tugend und Glückseligkeit, die höchsten Güter sind, welche wir erstreben mögen: so eignen wir uns Erkenntniß des Wahren an durch die wissenschaftlichen Anlagen; empfinden Schönheit durch die ästhetischen; erstreben und üben Tugend durch die sittlichen und religiösen, in der bürgerlichen Gesellschaft; und genießen, vermittelst der physischen, Glückseligkeit, die uns, den Bedürfnissen des jedesmaligen Grades unserer individuellen oder der allgemeinen Ausbildung gemäß, durch die technischen dargereichet wird.

Die Geschichte einer Nazion, die Darstellung einer jeden größern oder kleinern Periode der Menschen-Geschichte, umfaßt, wenn sie vollständig ist, den politischen, moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Zustand derselben: und es giebt keine dem Denker wichtigen Gesichtspunkte menschlicher Entwickelungs-Geschichte, die nicht, nach der obigen Eintheilung der ursprünglichen Anlagen unserer Natur, unter den Rubriken „Bürgerliche Verfassung, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft" begriffen werden könnten.

Eine Uebersicht der Geschichte der Menschheit im Großen, welche in diesem Werk geliefert werden soll, konnte also, nach diesen Gesichtspunkten, unstreitig am zweckmäßigsten gegeben werden.

Der Verfasser forschte in den ihm bekannten philosophisch-anthropologischen und encyklopädischen Werken vergebens nach einer vollzähligen Eintheilung unserer ursprünglichen Anlagen. Selbst die von Kant in seinem Werk „Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft" aufgestellte konnte ihm, wegen ihrer zu umfassenden Allgemeinheit, nicht gnügen. Denn die Anlagen für „Thierheit, für Menschheit und für Persönlichkeit", in welche der große Tiefdenker dort unterscheidet, befassen offenbar nur das, was wir oben thierische, vernünftige und sittliche Natur genannt, und fallen also, in so fern, mit unserer ersten Eintheilung zusammen; welcher wir, wie der Leser gesehn, nothwendig noch eine Unterabtheilung beyfügen mußten.

Wegen des häufigen Gebrauchs, den wir künftig von dieser Classifikazion machen werden, dürften folgende Berichtigungen darüber hier nicht am unrechten Ort stehen.

Da es sonst nicht gewöhnlich ist, von politischen und religiösen Anlagen zu sprechen; so könnten einige Leser hier leicht die Schicklichkeit dieser Benennungen bezweifeln. Aber ich will mit denselben nichts anders andeuten, als daß durch bürgerliche Verfassung und durch Religion die menschliche Natur sich zu gewissen eigenthümlichen Modifikazionen ausgebildet hat, welche sie ohne dieselbe nicht entwickelt haben würde.

Oder kommen wir nicht alle darin überein, daß die politische Entwickelung einen sehr wesentlichen Theil der einzelnen Völkergeschichte und der Geschichte der Menschheit ausmacht? Nennt nicht Aristoteles schon den Menschen, mit besonderer Hinsicht auf seinen unterscheidenden Vernunft-Charakter, ζωον πολιτικον, ein politisches Thier? Sind nicht alle übrigen unserer Anlagen auf das gesellschaftliche Leben berechnet? und können wir also nicht die Anlagen zu den verschiedenen Modifikazionen des gesellschaftlichen Lebens unter dem Namen der politischen befassen?

Weniger noch, als diese Benennung, wird man hoffentlich die der religiösen Anlagen tadeln.

Ich weiß wohl, daß es einige Philosophen giebt, die dem menschlichen Geschlecht Anlage zur Religion absprechen, und alles, was sich in der bisherigen Geschichte

schichte

schichte desselben von religiöser Entwickelung findet, für Wahn-Glauben einer getäuschten Vernunft erklären.

Wenn aber, selbst nach den Aufschlüssen der allerneusten Philosophie über Verhältniß der Vernunft zur Religion, die letztere auf nichts geringeres, als auf die unerlaßlichen Foderungen der Vernunft gegründet ist, welche durch Religion allein sich selbst vollenden, allein nur die erhabensten ihrer speculativen Ideen ausbilden, allein nur das Reich der Zwecke, diese erhabenste ihrer moralischen Ideen, sanctioniren und gleichsam verwirklichen kann; so dürfte eine bestimmte Anlage zur Religion in der menschlichen Natur schwerlich dem Zweifel unterworfen seyn: welches auch, aus der nunmehrigen Entwickelungs-Geschichte unseres Geschlechts, unwidersprechlich einleuchtet.

Oder wollen jene eingeschränkten Geister das, was wir, aus Gründen der Vernunft, und nach dem Zeugniß der Geschichte, Anlage zur Religion nennen, lieber Anlage zu einer gewissen Gattung von Irrthümern nennen? Immerhin! Aber hohe Wichtigkeit und vielseitigen Einfluß der religiösen Entwickelungs-Geschichte, selbst als einer Geschichte von Irrthümern betrachtet, werden sie wenigstens nicht bestreiten können: und mehr, als dies, brauchen wir für unsre Zwecke nicht.

In der That betrachten wir auch in dem Verfolg des Werks das, was wir hier politische und religiöse Anlagen nennen, meistentheils nur als Anschluß, jene, der moralischen, diese, bald der moralischen, bald der

wissenschaftlichen Anlagen. Man vergleiche das, was wir sogleich in dem Abschnitt von den Trieben, und späterhin in dem von den Entwickelungs-Epochen, darüber sagen werden. Hier kam es nur darauf an, eine vollständige Classifikazion der verschiedenen Entwickelungsarten menschlicher Natur, so wie sie sich bis dahin in der Geschichte gezeigt, aufzustellen: wo wir also auch eine eigenthümliche Aufschrift brauchten, um die Entwickelung der verschiedenen Systeme der Völkervereine und der Religionen dadurch anzudeuten. Nach unserm eigenen Geständniß giebt es daher eigentlich nur fünf ursprüngliche Anlagen unserer Natur: politische und religiöse nur in so fern, als die moralischen und wissenschaftlichen in besondern Beziehungen betrachtet werden.

Psychologisch-merkwürdig ist es, daß unter den sieben Gattungen von Anlagen drey gleichsam auf der Grenze zwischen den physischen, vernünftigen und moralischen zu schweben scheinen. Die technischen, welche wir als eine Unterart der physischen aufgeführt, könnten auch den vernünftigen untergeordnet werden. Denn sie modifiziren sich vorzüglich auch nach den Entdeckungen und Erfindungen der Vernunft. Wer weiß es nicht, wie sehr Manufakturen, Fabriken und jede Art von Gewerbe durch Wissenschaft vervollkommnet worden? Ist's doch Vernunft allein, die dem Techniker jeder Art die Hand führt!

Da aber die Vorstellungen der Vernunft hier nur vermittelst der Anstrengungen und Glieder des Körpers

verwirklicht werden; und da die hervorzubringende Zweckmäßigkeit selbst meistentheils nur Bedürfnisse, Bequemlichkeiten oder Vergnügen der physischen Natur beabsichtet: so zählen wir die technischen Anlagen, schicklicher vielleicht, den physischen bey.

Das Gefühl des Schönen geht offenbar aus der Organisazion unsers Körpers hervor, mit dessen anders-modifizirten Sinnen (des Auges, Gehörs, Getastes,) dasselbe unstreitig auch eine von der gegenwärtigen ganz verschiedene Form haben würde: so daß also das Angenehme oder das Schöne des körperlichen Sinnen-Genusses, und das eigentlich-Schöne oder das geistig-Schöne im Grunde aus Einer Quelle abfließen. Und ist es nicht bekannt, wie viel körperliche Kränklichkeit auf die Richtung des geistigen Schön-Gefühls einwirken und dasselbe verstimmen kann?

Da aber das, was wir ästhetisch-schön (Gegenstand des schönen Geschmacks und Kunstsinn) nennen, als eine Frucht der höheren Vernunftbildung und Verfeinerung angesehen werden muß: wie denn auch nur Völker von höherer Vernunftbildung und Verfeinerung allein nur sich des wahren ästhetischen Kunstsinnes erfreuten: da das Schöne, nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, in einer Art von Zweckmäßigkeit ohne Zweck besteht, — offenbar also eine gewisse Vernunft-Form bildet, und deswegen auch Gegenstand vernünftiger Beurtheilung (der Kritik) werden kann, was das blos-Angenehme

nie ist; so werden die ästhetischen Anlagen billig den intellectuellen untergeordnet, wie sie's auch in unserer Eintheilung sind.

Mit Recht setzet man die drey charakterischen Vorzüge des Menschen, im Vergleich mit dem Thier, darin, daß er Wahres erkennen, Schönes empfinden, Gutes ausüben kann: und erhebt also Empfindung des Schönen zu einem wesentlichen Zug seines Vernunft-Charakters.

Mithin wird unsere Unterordnung auch durch die gewöhnliche Ansichtsart bestättiget.

Die religiösen Anlagen endlich, welche wir den moralischen angeschlossen, könnten auch als Nebensproß der intellectuellen, und, unter diesen, der wissenschaftlichen betrachtet werden: indem Religion, als Vernunft-Erzeugniß, einen Theil der Philosophie bildet.

Da aber das moralische Bedürfniß eine eben so fruchtbare (wenn anders nicht eine viel fruchtbarere) Quelle der Religion ist, als speculative Vernunft: da, eben deswegen, und noch aus mehrern Gründen, die wir künftig entwickeln, Religion von je her unvergleichbar tiefer und vielseitiger in die moralische Entwickelung des Menschen einwirkte, als in die wissenschaftliche; so darf der philosophische Geschichtschreiber menschlicher Entwickelung die von uns getroffene Unterordnung um so viel weniger verrücken.

Hier hätten wir dann also ein philosophisch-begründetes, vollzähliges Verzeichniß

menschlicher Anlagen geliefert, deren **stuffenmäßige Ausbildung** künftig der Gegenstand unserer Untersuchungen seyn wird.

Nicht immer werden wir die hier von uns aufgestellte Ordnung beobachten: indem die mannigfaltigen Wirkungen und Rückwirkungen der verschiedenen menschlichen Anlagen auf einander diese Ordnung von selbst verrücken, und den Geschichtschreiber anders bestimmen.

Aber nichts anders, als die Geschichte der physischen, technischen, wissenschaftlichen, ästhetischen, moralischen, politischen und religiösen Anlagen unserer Natur ist es, was wir in unserm Werk unter dem Namen „Entwickelungs-Geschichte des Menschen-Geschlechts" befassen.

Die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter „physisch, technisch, ästhetisch, moralisch, politisch; religiös," werden wir, blos um der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks willen, die dem Schriftsteller immer zu Gebote stehen muß, oft auch durch die entsprechenden „thierisch, kunstgewerblich, schön-künstlich, sittlich, staatsbürgerlich und gottesdienstlich," abwechseln lassen.

Das „kunstgewerblich" für „technisch" könnte, da es mir nicht bekannt ist, ob es schon von andern gebraucht worden, manchem Leser wenigstens auffallen; aber der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet ja mit dem Namen **Gewerbe** alle diejenigen Geschäfte, welche die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügen der gröbern und körperlichen Gattung betreffen:

und jede mechanische Anwendung unserer Kräfte, welche wir nur durch mannigfaltige Erfahrung und Uebung ausbilden, nennen wir eine Kunst: jedes Handwerk, jede zusammengesetztere Beschäftigung in einer Manufaktur oder Fabrike (denn gewisse gar zu einfache z. B. das Aufwinden mit Rollen, das Packen u. d. g. sind allerdings dieses Namens nicht werth) ist eine Kunst, oder kann wenigstens als solche betrachtet werden.

Aber freilich ist es nothwendig, daß wir Kunstgewerbe von schöner Kunst sorgfältig unterscheiden: schöne Kunst, heißt es sehr richtig, soll nicht Gewerbe werden, soll nicht, wie dies, blos den gröberen Bedürfnissen und Vergnügen zinsbar seyn: denn ihr Gegenstand ist nicht Gemächlichkeit oder Annehmlichkeit der körperlichen Sinne, sondern das geistig-Schöne.

Deswegen setzen wir auch dem Kunstgewerblichen (technischen) das schön-künstliche (ästhetische) entgegen. Denn auch der Schön-Künstler — der Mahler, der Bildhauer, der Schauspieler — kann ja nur durch mannigfaltige Erfahrung und Uebung sich zu derjenigen Art von Fertigkeit in der Anwendung seiner Kräfte ausbilden, welche seine Gattung der Darstellung des Schönen erfodert: ein Theil dieser Darstellung beruht sogar auf mechanischen Fertigkeiten, z. B. richtige Zeichnung, feine Ausarbeitung der Gewänder in der Mahler- und Bildhauer-Kunst, Gewandheit des Körpers in der Schauspiel-Kunst: ja, die geistigsten aller schönen Künste, Dicht- und Rede-Kunst selbst, haben gewisse mechanische Theile, z. B. Versbau, Wohl-

klang, Perioden-Cadenz u. d. g., Theile, die, wie bekannt, auch dem Un-Genie erreichbar sind.

Da also das Schöne, das geistig-Schöne, der eigentliche Gegenstand der so genannten schönen Künste ist: so wird man den von uns gewählten Ausdruck „schön-künstlich" im Gegensatz mit dem „kunstgewerblichen" nicht tadeln: indem beyde Benennungen das Unterscheidende und Eigenthümliche der Gattungen klar aussprechen.

Künstlich ist ja allgewöhnlich: schöne Kunst gleichfalls: warum denn nicht schön-künstlich für — ästhetisch?

Die Uebertragung des „politisch" durch staatsbürgerlich, oder auch schlechtweg bürgerlich, ist schon gangbar: denn auch der von uns so genannte Wilde, so bald er einem nach gewissen allgemeinen Gesetzen der Unterordnung zusammen-lebenden Volksstamm angehört, ist eben dadurch schon als Bürger im allgemeinen Sinn d. Worts zu betrachten, nach welchem dies Wort den Antheil an gewissen gesellschaftlichen Verhältnissen ausdrückt. Ueberall, wo von größern Völker-Vereinen in Staaten die Rede ist, kann man, ohne Rücksicht auf Klopstocks sehr ungültige Gründe dagegen, sehr schicklich das Wort staatsbürgerlich gebrauchen: denn Staaten stehen gegen Staaten nicht blos im bürgerlichen, sondern im staatsbürgerlichen Verhältniß: und die bürgerliche Verfassung eines Staats seine organische Einrichtung und Verwaltung) kann sehr glücklich seyn, unterdeß die staatsbürgerlichen

Verhältnisse (gegen auswärtige Völker und Mächte) sehr ungünstig sind.

Gottesdienstlich für religiös hat längst schon durch den Sprachgebrauch das Bürger-Recht erhalten: und in der That hat auch, so viel mir bekannt, keine neuere Sprache Europens das Wort „Religion" in dem ächt-philosophischen Sinne — der Sanctionirung des Sittengesetzes durch den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit — glücklich übertragen: den allermeisten, so wie auch unserer teutschen Muttersprache, gnügte das lateinische „*Religio*", welches, wie von selbst einleuchtet, den Begriff nicht ausschöpft.

Da indessen Religion bis dahin vorzüglich als Gottesdienst in die menschliche Entwickelungs-Geschichte einfloß, so wird man auch das gewöhnliche „gottesdienstlich" statt „religiös" in diesem Werk weder sprach- noch sach-widrig finden.

Daß wir unter physischer Entwickelung — Selbsterhaltung und Geschlechtsfortpflanzung, unter technischer — Kunstgewerbe jeder Art, unter ästhetischer — die redenden, zeichnenden und mimischen Künste, unter wissenschaftlicher — Erkenntniß des Wahren in jeder Gattung, unter politischer — die innern und äußern Verhältnisse der Völker-Vereine, unter moralischer — die Vervollkommnung oder Verschlimmerung der Menschen in Hinsicht auf ihre sittliche Denk- und Gesinnungsweise, — in diesem Werk durchgängig befassen und verhandeln werden, sagt sich der Leser unerinnert.

Für unsre Zwecke bey der Eintheilung menschlicher Anlagen genügt es, daß wir uns dadurch in den Stand gesetzt, in dem Verfolg der allgemeinen Entwickelungsgeschichte keine merkwürdigere Modifikazion der Kraftäußerungen unserer Natur zu übersehen, und jede nach ihren charakterischen Epochen darzustellen. Der Mangel irgend einer dieser Modifikazionen oder Epochen würde eine wesentliche Lücke unseres Werkes seyn. Eben deswegen aber mußte auch Vollzähligkeit bey dieser Eintheilung uns so einzig anliegen.

Dem Leser fallen bey dem Anblick des Verzeichnisses menschlicher Energien ganz natürlich die bekannten Rousseauischen Schilderungen ins Gemüth, welche dieser beredteste aller neuern Schriftsteller mit so täuschenden Farben entwirft — von dem Widerspruch der physischen und der intellectuellen, der intellectuellen und der moralischen Anlagen im Menschen, von dem unvermeidlichen Abbruch, welchen der Anbau der physischen dem Anbau der intellectuellen, der intellectuellen den physischen thut; von dem unumgänglich-nothwendigen Verderbniß der moralischen durch die Vervollkommnung der intellectuellen; von menschlicher Vervollkommnung und Cultur überhaupt, als einem Zerstörungsmittel wahrer Glückseligkeit.

Aber er erwarte von uns hier keine weitläuftige Erörterungen über die genievollen Deklamazionen des großen Genfers, die in der bisherigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit, (so wie sie da, ohne nähere Erwägung des wahren Zusammenhan-

ges zwischen Ursachen und Wirkungen, ohne Absonderung des zufälligen und umständlichen von dem natürlichen und nothwendigen, dem Auge vorliegt,) nur zu scheinbar gegründet sind.

Wir werden es, wie wir's auch schon in der Einleitung angedeutet, für einen wesentlichen Gewinn dieses Werkes halten, wenn es uns gelingen sollte, Rousseaus glänzende Irrlichter zu zerstreuen, und zu beweisen, daß Fortbildung menschlicher Anlagen jeder Art — Fortschritt zur wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit unseres Geschlechts ist.

Aber die Beweise für diesen obersten Grundsatz der Menschen-Bildung können, da sie sich auf Vernunftschlüsse stützen, welche auf der einzig-wahren Ansicht jener geschichtlichen Thatsachen beruhen, vor der Erörterung der Thatsachen selbst, nicht gegeben werden: oder wir müßten, nach Art gewisser Philosophen, blos aus reinen Vernunftbegriffen entscheiden: welches wir uns aber, als philosophische Geschichtschreiber, die ihre Schlüsse nur zwischen Thatsachen der reinen Menschen-Natur und zwischen Thatsachen der Geschichte in die Mitte stellen, schlechterdings versagen müssen.

Daher werden wir dem Leser Erörterungen der Art erst im Vierten Buch des Werkes vorlegen, wo wir sie als Resultate der im Zweyten und Dritten verhandelten Entwickelungsgeschichte aufstellen.

Hier legen wir ihm das Verzeichniß der menschlichen Anlagen vor Augen, als den Saamen zu künftigen Entwickelungen, unbestimmt, ob diese den Boden, auf welchem sie wachsen, (das menschliche Gemüth) im Ganzen verbessern oder verschlimmern? ob sie sich, bey fortschreitendem Wachsthum, Saft und Nahrung einander leihen oder rauben? ob die Frucht, zu welcher sie endlich reifen, (diese Frucht heißt — möglich-vollendete Cultur) dem menschlichen Geschlecht heilsam oder verderblich sey?

Alles dies lassen wir hier, wie gesagt, unbestimmt. Höchstens setzen wir, gleichsam auf guten Glauben an die Allweisheit der Natur, nach allem, wie wir sie aus ihrer Handlungsweise in den übrigen Werken ihrer Hand kennen, voraus, daß sie ein so großes und fruchtbares Feld, wie Menschen-Geist und Menschen-Herz ist, nicht mit Dornen und Disteln besäet haben wird; daß die Keime, welche sie selbst in einem und demselben Boden zusammensäete, sich nicht einander vergiften, zerstören, oder auch den Boden, der sie nährt, verwüsten werden.

Auf diesen guten Glauben an die Natur hin — sagten wir das, was wir oben von der „concordia discors" von der harmonischen Disharmonie und einhelligen Mannigfaltigkeit der großen und der kleinen Welt erwähnten: und in dieser Zuversicht wollen wir auch die ganze Entwickelungsgeschichte menschlicher Anlagen verfolgen, unbekümmert, zu welchen Resultaten über Ziel und Zweck der Anlagen selbst diese Geschichte uns führen werde. Diese Unbe-

fangenheit wird unsre Schlußurtheile darüber nur desto unpartheyischer machen.

Folgende Bemerkung nur noch über das Ganze menschlicher Entwickelung, eine Bemerkung, die, von den künftig zu ziehenden Resultaten unabhängig, zur wahren Ansicht der Thatsachen, die wir bald aufstellen werden, nothwendig ist.

Da Vernunft (die intellectuellen Anlagen) den eigentlichen Menschen-Charakter bestimmt; und von dem Grade der Verfeinerung und Veredlung des Denkens und Empfindens meistentheils auch der Grad der Vervollkommnung der andern Anlagen abhängt: so schätzen wir Größe oder Kleinheit, Bildung oder Verbildung der Nazionen und einzelnen Individuen, nach der jedesmaligen Vervollkommnungsstufe ihrer intellectuellen Anlagen.

Denn wenn gleich der scharfsinnigste, geübteste Denker und der feinste Empfinder nicht nothwendig auch der physisch- und sittlich-vollkommenste Mensch ist: so besitzt er doch, in den erweiterten Begriffen und verfeinerten Empfindungen, die hülfreichsten Mittel, es zu werden: und wir nehmen daher mit Recht, bey der Schätzung menschlicher Vervollkommnung, den Grad der Vernunftbildung oder den Vervollkommnungsgrad der intellectuellen Anlagen, als die messende Einheit an.

Der verfeinerte Grieche, der aufgeklärte Neu-Europäer, mögen, an Sitten-Einfalt und Unschuld, irgend einem vielleicht noch unentdeckten harmlosen

Völkchen der südlichen Halbkugel, oder an thierischer Vollkraft dem rohen Wilden in den nordamerikanischen Wäldern nachstehen: beyde sind durch ihre vollkommnere intellectuelle Ausbildung auch die vollkommneren, ausgeschaffneren Menschen: in beyden, heißt das, spricht sich der eigenthümliche Charakter unseres Geschlechts, Vernunft, vollständiger und deutlicher aus.

Wir zählten und betrachteten bis dahin die Keime menschlicher Entwickelung: Laßt uns nun übergehen zu den Belebungs- und Befruchtungsmitteln dieser Keime.

Zweyter Abschnitt.

Bildungsmittel menschlicher Anlagen: Mannigfaltigkeit und harmonische Zusammenordnung derselben.

Alles, wodurch menschliche Entwickelung entweder geweckt und in Schwung erhalten, oder bestimmt gerichtet und modifizirt, oder auch überhaupt befördert wird, befassen wir unter dem Namen der Bildungsmittel.

Mannigfaltig-zusammengesetzt und fein-verschlungen ist das unermeßliche Getriebe menschlicher Kräfte: und die Weisheit der Natur glänzet aus der Mannigfaltigkeit und harmonischen Zusammenordnung der Bildungsmittel dieser Kräfte dem tiefern Forscher in bewundernswürdigem Licht entgegen.

Der Verfasser hat auch hier, in den bisherigen Versuchen über Philosophie der Geschichte, nach einem leitenden Faden für die labyrinthischen Krümmen und Wendungen des erhabenen Ganges der Natur mit dem Menschengeschlecht vergebens geforscht. Kant's sehr richtige Bemerkung über den Antagonismus der Kräfte und Triebe unserer Natur, hätte ihn, den Verfasser, beynahe zu einer sehr unrichtigen Eintheilung der Triebe verführt, von welcher er indessen noch glücklich-früh zurückkam.

Hier ist also gleichsam die anatomische Skizze des feinen Organismus, nach welchem die Natur unser Geschlecht physisch, intellectuell und moralisch in's unendliche ausbildet und vervollkommnet.

Um der Entwickelung menschlicher Anlagen Schnell-Kraft, Ausbreitung und möglich-größte Mannigfaltigkeit zu ertheilen, hat die allweise Schöpferinn der Dinge

zuerst: einer jeden Gattung dieser Anlagen einen eigenthümlichen Trieb beygefügt, das heißt, wie der Name selbst anzeigt, eine Art von Stoß, wodurch die schlummernden Kräfte zur Thätigkeit geweckt und getrieben werden. Denn Trieb ist nichts anders, als ein durch die ursprüngliche Organisazion der lebendigen Natur gegebener Reiz zur Entwickelung gewisser Kräfte.

Da diese Triebe durch sich selbst gewöhnlich nur bis zu einem gewissen Grade wirken, der meistentheils auf Zwecke des Einzelwesens eingeschränkt, und da-

her den Absichten der Natur in Hinsicht auf die mög=lich=größte und möglich=mannigfaltigste Ausbildung der Menschengattung nicht an=gemessen ist; so hat sie

zweytens: den Trieben mancherley Spor=nen und Weckungsmittel zugesellt, durch welche sie verstärkt und mannigfaltig gerichtet werden. Zu demselben Zweck hat sie

drittens: unter den verschiedenen Anlagen, Trie=ben und Spornen dieser Triebe in dem menschlichen Gemüth eine Art von Antagonismus und Wider=streit angebracht, welcher der Entwickelung, extensiv und intensiv betrachtet, sehr förderlich ist.

Da der Mensch den größten Theil seiner Kräfte an Gegenständen der Sinne übt, und sein ganzes Innere nur durch die Aussendinge, durch seine Verhältnisse zu der Sinnenwelt, bestimmt wird (wenn er gleich, bey fortschreitender Cultur, sehr häufig auch die Aussen=dinge nach seinem Innern modelt); so hat die Natur auch endlich

viertens: die äußerlichen Verhältnisse benutzt, um die verschiedenen Anlagen und Triebe man=nigfaltig zu wecken, zu verstärken, zu modifiziren und zu richten, wie zum Beyspiel durch Klima und ver=schiedene Lebenslagen; um die Gegenstände ihrer Ent=wickelung und Bearbeitung herbeyzuführen, z. B. durch gewisse Entdeckungen und Erfindungen; oder auch um die Entwickelung selbst überhaupt im Schwung zu er=halten, z. B. durch zweckmäßige Regierungs=Ver=fassungen.

Ehe wir also die **Art, wie** alle diese Bildungs-mittel wirken? erörtern, müssen wir auch hier die zu verhandelnden Gegenstände sorgfältig verzeichnen, um uns von der Vollständigkeit ihrer Ausführung zu versichern.

Die Triebe, welche der Schöpfer den menschlichen Anlagen beyfügte, entsprechen diesen Anlagen selbst: und ihre Vollzähligkeit beruht auf der Vollzähligkeit der Anlagen.

So wie die Natur des Menschen-Geschlechts überhaupt eine sinnlich-vernünftige ist, (s. oben) aus welcher alle besondern Kräfte und Anlagen hervorgehen: eben so giebt es auch **zwey Triebe**, welche dem sinnlichen und dem vernünftigen Theil unserer Natur zugeordnet sind, und von denen gleichfalls alle andere Triebe als Neben-Sprossen angesehen werden können.

Diese beyden Haupt- oder Urtriebe nennen wir den **Selbsterhaltungs- und den Erweiterungs-Trieb.**

Der erstere weckt und befördert die Entwickelung alles dessen, was unsre sinnliche Natur; der andere die Entwickelung dessen, was unsre vernünftige Natur betrifft, so wie überhaupt desjenigen, wodurch menschliche Vervollkommnung bewirket wird: wie dies in dem nächstfolgenden Abschnitt deutlich erhellen wird.

So wie ferner der sinnlich-vernünftige Charakter unserer Natur sich ausspricht durch die physischen, technischen, ästhetischen, wissenschaftlichen, moralischen, (politischen und religiösen) Anlagen: so wickeln sich aus dem Selbsterhaltungs- und Erweiterungstriebe,

als

als den dem Doppel-Charakter der Menschen-Natur entsprechenden Ur-Trieben, folgende Neben-Sprossen hervor, welche gleichfalls den genannten einzelnen Anlagen, der Reihe nach, entsprechen: nämlich: der Selbsterhaltungstrieb in dem engern Sinn (welcher also den physischen Anlagen zusagt); der technische Formtrieb (den technischen); der Kunsttrieb oder Kunstsinn (den ästhetischen); der Wißtrieb (den wissenschaftlichen und religiösen); der Geselligkeitstrieb (den moralischen und politischen).

Das abgeleitete (nicht-ursprüngliche) der oben von uns so genannten politischen und religiösen Anlagen würde sich schon daraus ergeben, daß wir in der menschlichen Seele weder für diese, noch für jene einen eigenthümlichen Trieb angebracht finden: oder daß, wenn wir gewisse Bestimmungen unserer Natur als solche Triebe ansehen wollen, diese aus den bisherigen fünf abgeleitet werden können.

Wollte man, zum Beyspiel, Ehrgeiz oder Herrschsucht als einen den politischen Anlagen entsprechenden Trieb betrachten; so leiten sich diese offenbar aus dem Geselligkeitstriebe ab, ob sie gleich zu den in der Gesellschaft sich entwickelnden antagonistischen Leidenschaften gehören, wie wir es künftig in dem Abschnitt von dem Antagonismus bemerken werden.

In Hinsicht auf die religiöse Entwickelung unseres Geschlechts hab' ich selbst in einem andern Werk (in dem theologischen Sendschreiben an Spalding) einen eigenthümlichen Sinn für übersinnliche Dinge anzunehmen gewagt (und behaupte ihn noch): aber

wenn man auch einen solchen Sinn gestatten will; so löst er sich doch in die Strebsamkeit unseres Geistes nach Erforschung der Urkraft und der Urgründe der Dinge, mithin in die Wißgier der Vernunft auf.

Dagegen sind der Selbsterhaltungstrieb, der technische Formtrieb, der (ästhetische) Kunsttrieb oder Kunstsinn, der Wißtrieb, und der Geselligkeitstrieb, ursprünglich von einander verschieden, und keineswegs einer aus dem andern ableitbar: so wie es auch die ihnen entsprechenden Anlagen sind.

Unter dem technischen Formtrieb verstehen wir nichts anders, als jenen allgemeinen Hang, den Gegenständen um uns her gewisse Formen und Gestalten anzubilden.

Den (ästhetischen) Kunsttrieb, oder unzweydeutiger ausgedrückt, Kunstsinn, wird man uns vielleicht als einen allgemeinen, charakterischen Trieb der menschlichen Natur abstreiten, wie wir ihn denn hier, offenbar, als einen solchen verzeichnen: man wird nämlich sagen: „er sey nur jenen wenigen auserlesenen Kunst„genies eigen, in welchen er sich auch allein nur that„sächlich entwickele."

Aber nicht zu erwehnen, daß alle Nicht-Künstler (z. B. ein ganzes Kunst-beurtheilendes Publikum) ohne einen ursprünglichen Sinn der allgemeinen Menschen-Natur für schöne Kunst kein Meisterstück derselben in irgend einer Gattung gehörig zu beurtheilen im Stande seyn würden, wovon wir doch täglich das Ge-

gentheil sehen: so müssen wir auch in einem Verzeichniß von dem, was die menschliche Natur überhaupt charakterisirt, keinesweges dasjenige übergehen, was sich nur an einigen auserlesenen Einzelwesen durch ausserordentlichen Kraftäußerungen zeigt: Wohlgefallen und Behagen an schöner Kunst gehört doch unstreitig zu den allgemeinen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüthes, wenn gleich die besondre Organisazion gewisser, im Ganzen nur weniger, Individuen diese eines so feinen Genusses beraubte.

Eben aber wegen der Seltenheit thatsächlicher ästhetischer Kraftäußerungen (durch Meisterstücke der Dichtkunst, Mahlerkunst, Tonkunst u. s. f.) scheint die Sprache sehr richtig, statt des Ausdrucks „Kunsttrieb", den wir blos wegen des Parallelism mit den andern Trieben brauchten, „Kunstsinn" gewählt zu haben: indem jeder andre Trieb, z. B. der technische Formtrieb, der Wißtrieb, der Selbsterhaltungstrieb, sich thatsächlich durch Handlungen zur Herbeyschaffung oder Darstellung der Gegenstände ihrer Befriedigung äußern: dagegen der ästhetische Kunsttrieb in dem größten Theil der Menschen sich nur auf Beurtheilung der Gegenstände seiner Befriedigung (der Gedichte, Gemählde, Musik) einschränkt, und in so fern nicht thatsächlich, d. h. nicht durch Handlungen wirkt. Daher werden wir auch in dem Verfolg gewöhnlich statt „Kunsttrieb" Kunstsinn sagen, wodurch wir zugleich die Misdeutung von thierischem Kunsttrieb oder Instinct vermeiden.

Wißtrieb haben wir, gleichfalls um des Parallelismus willen, und vielleicht auch bedeutsamer in Hinsicht auf den Sinn, statt „Wißgier" gesagt. Wißgier könnte für einen so geistigen Trieb zu stark scheinen: indem Begierde, und insbesondre das Wurzelwort „Gier" meistentheils nur auf grob-sinnliche Gegenstände, z. B. in den Zusammensetzungen „Heißgier, Blutgier", bezogen zu werden pflegen. Vielleicht aber wollte man durch einen solchen starken Ausdruck die Stärke dieses Triebes, den eigentlichen Hunger und Durst (Wissensdurst) unseres Geistes nach Wahrheit und Weisheit bezeichnen. Doch werden wir künftig uns gewöhnlich des Ausdrucks „Wißtrieb" bedienen.

Wenn der Leser bey dem Nachsinnen über die Vollzähligkeit unseres Verzeichnisses der menschlichen Triebe noch einige zu vermissen glauben sollte; dann erinnere er sich, daß es der abgeleiteten Triebe eine Menge giebt, und daß wir hier nur die ursprünglichen aufzustellen hatten. Die fruchtbarste Gattung sind die geselligen. Eben so schließt sich der Geschlechtstrieb dem Selbsterhaltungs-Triebe, und, in anderer Rücksicht, dem Geselligkeitstriebe an, u. s. f.

Da wir die beyden Ur-Triebe, den Selbsterhaltungs- und den Erweiterungstrieb, als die Wurzeln der übrigen betrachten, mithin der letztere den technischen Formtrieb, den Kunstsinn, den Wißtrieb und den Geselligkeitstrieb befaßt: so unterordnen wir ihm diese auf folgende Art: Durch den technischen Formtrieb verbreitet sich der Mensch (und erweitert gleichsam sein eingeschränktes Seyn) über die

Aussendinge und ihre ihm durch Nachbildung erreichbare Formen; durch den Kunstsinn knüpft er die Welt der Sinne an die Verstandeswelt (Kunst liegt, wie wir oben schon andeuteten, und künftig ausführlicher zeigen werden, zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit in der Mitte); durch den Wißtrieb sucht er Regel und Zusammenhang der Dinge nach Ursachen und Wirkungen zu erforschen, und schaffet sich so die Verstandeswelt aus, welche er nach seinen Denkgesetzen zusammenordnet; durch den Geselligkeitstrieb bildet er sich ein Reich vernunft- und freyheit-begabter Wesen. Und so umschließt dann der Erweiterungstrieb, verbunden mit dem der Selbsterhaltung, den ganzen Kreis menschlichen Denkens und Handelns.

Unter den mancherley Weckungs- und Bildungsmitteln menschlicher Triebe bieten sich uns zuerst diejenigen dar, welche aus dem Gemüth selbst hervorgehn, und die wir die innern nennen.

Hiezu rechnen wir — 1) Selbstthätigkeit, als das ursprüngliche Moment der geistigen Natur, wodurch unser gesammtes empfindendes, denkendes und handelndes Wesen unaufhörlich zur Entwickelung strebt.

2) Instinct, Genie, Talent, als eben so viele Modifikazionen der besondern Triebe.

3) Schmerz, Bedürfnißgefühl, Vergnügen, Leidenschaft, als eben so viele Modifikazionen des allgemeinen Lebensgefühls.

4) Vernunft, die alles belebt und alles vollendet, und welche daher hier nicht sowohl als eigenthümliche Anlage unserer Natur, als vielmehr als Entwickelungs- und Bildungsmittel aller Anlagen und Triebe betrachtet wird.

Nächst diesen innern Bildungs- und Entwickelungsmitteln erörtern wir zweytens die äußern derselben, d. h. die äußerlichen Umgebungen und Verhältnisse, welche für die Ausbildung der menschlichen Anlagen von vorzüglichem Einfluß sind. Dahin rechnen wir insbesondere — Klima, Wohlhabenheit und Reichthum, Handel, Regierungsverfassung und Religion, gewisse Erfindungen, und einzelne große politische Ereignisse oder auch wichtige Naturbegebenheiten.

Vielleicht giebt es keinen demüthigendern Beweis menschlicher Abhängigkeit, als diesen: daß unser Geschlecht, in jedem Raum seiner Existenz und in jeder Periode seiner Fortdauer, von der Hand der Natur ausgestattet mit den oben verzeichneten Anlagen, Trieben und Spornen der Triebe und Gegentrieben, blos durch ungünstige äußerliche Verhältnisse in seiner Ausbildung zurückgehalten und gehindert ward, und einzig deswegen in so wenigen Ländern der Erde, und in so seltenen Zeitabschnitten seiner Geschichte, einen vorzüglichen Grad der Cultur erlangt hat.

Eben daraus aber geht auch hervor, welch' ein unendlich=zusammengesetztes, unermeßliches Ganze menschliche Entwickelung ist! welch' eine zahllose Menge großer und kleiner Triebfedern hier zusammenspielen, und harmonisch=zusammentreffend spielen müssen, um das Ganze in zweckmäßige Bewegung zu setzen! und wie das Ganze oft durch den Mangel oder die Stockung einer einzigen Feder gestört oder gehemmt werden kann! Wie weit, z. B., sehen wir jede Nazion in der Bildung zurück, die nicht den Gebrauch des Eisens kennt? Wie beneidenswürdig würde Asien an Cultur mit Europa wetteifern, wäre es im Besitz einer bessern Religion, die nun zugleich die erzeugende Ursache der schlechten Regierungsverfassungen ist, wenigstens mit derselben unzertrennlich zusammenhängt. Oft fehlte einer an Geist und Körper und durch alle äußerlichen Verhältnisse begünstigten Nazion zu ihrer Bildung nichts weiter, als ein oder ein paar Männer von ausgezeichneten Talenten.

Wir gehen also nunmehr weiter zu der vollständigern Ausführung dessen, was wir bisher über die Bildungsmittel der Entwickelung im Allgemeinen gesagt.

Dritter Abschnitt.

Selbsterhaltungs- und Erweiterungstrieb, — Urtriebe der Menschen-Natur, — ihre Art, gegenseitig zu wirken.

Zwey Grundtriebe also bilden den immer-regen Gährungsstoff menschlicher Anlagen, und beleben die schlummernden Kräfte zu nie ermüdender Thätigkeit. Sie heißen (siehe oben) Selbsterhaltungs- und Erweiterungstrieb.

Den ersten haben wir mit dem Thier gemein. Das lebendige Wesen widersteht, vermittelst desselben, jedem seiner Natur fremdartigen Dinge, und reichet ihr jedes zu ihrer Erhaltung nothwendige Bedürfniß.

Hätte der Schöpfer den Menschen blos mit diesem Triebe begabt: so würde er unter allen uns bekannten Geschöpfen in dem Reiche des Lebens als das erfindungsreichste angesehen werden müssen: er würde mehr, als alle seine lebendigen Mitbrüder, jeden seiner Sinne mit der größten Summe ausgesuchter Vergnügen gekützelt haben: er würde, heißt dies mit andern Worten, das physisch-glücklichste und genußreichste Thier gewesen seyn: welches er jetzt, nachdem die Vernunft einen großen Theil ihrer Kraftäußerungen auf Vermehrung und Erhöhung der Sinnen-Genüsse angewendet hat, die vermittelst derselben nur immer erreichbar sind, unter gewissen Umständen auch wirklich ist.

Denn gewiß lebt doch ein in jedem ausgesuchtesten Sinnen-Genuß fein- und harmlos-schwelgender Lukull, wenn keine Vergangenheit ihn quält, kein gegenwärtiger Schmerz ihn ängstiget, und keine Zukunft ihn bekümmert, ein angenehmeres Daseyn, als irgend eines der vernunftlosen Geschöpfe, die, bey so viel eingeschränkteren Bedürfnissen und Genüssen, vor dem Ungemach der Witterung, der Kälte und Hitze, des Hungers und Durstes, und vor Verfolgung von Menschen-Hand selten gesichert sind.

Aber zu so mancherley Künsten auch der bloße Selbsterhaltungstrieb den Menschen gebildet haben würde: so würde er doch, mit diesem Triebe allein, nie über das Bedürfniß der Sinne, oder, welches einerley ist, seines physischen Selbst, hinausgegangen seyn.

Hiezu mußte er durch eine andere Kraft, mußte er durch den Erweiterungstrieb, gespornt werden.

Durch den Stachel dieses Triebes gereizt, strebt er unaufhörlich, nicht nur alles, was sein physisches Selbst betrifft, zu vermannigfaltigen, verfeinern, vervollkommnen: sondern wählt sich auch (was viel wichtiger ist), über das physische Selbst hinausgehend, ohne alle Beziehung auf thierisches Bedürfniß und Vergnügen, Gegenstände seiner Thätigkeit: indem er, unter allen lebendigen Erde-Geschöpfen, das einzige zu seyn scheint, welches an dem bloßen Spiel seiner Kräfte, und ohne alle Beziehung auf

ein dadurch zu befriedigendes Bedürfniß, Vergnügen findet.

Beobachten wir nämlich unsre Kinder, diese (wenige Fälle abgerechnet) ächte Natur=Menschen: so finden wir, daß sie, sogleich in dem zweyten halben, oder spätstens in dem zweyten Jahr ihres Daseyns, nachdem sie ihren Hunger befriedigt, den Durst gestillt, des Schlafes gepflegt, an irgend einem Gegenstande ihre kleinen Kräfte üben, seys durch bloße Aufmerksamkeit auf das Neue, welches er ihnen darbietet, seys durch Hin= und Herwenden und Gestalten desselben in verschiedene Formen: sie betasten das Ding von allen Seiten, stoßen, schlagen, zerbrechen es.

Dieser Trieb zeichnet sich von gewissen ähnlichen Erscheinungen an dem Thier dadurch aus, daß er, durch bekannte und gewöhnliche Gegenstände, die ihn einst unterhielten, leicht ermüdet, immer neue Formen oder an den alten wenigstens irgend eine neue sucht; und, auf keine bestimmte Gegenstände eingeschränkt, die ganze sichtbare Natur zum Schauplatz seines Kräfte=Spieles macht.

Bey den Thieren dagegen ist dieser Trieb (wenn wir in ihrer Natur etwas ähnliches annehmen wollen) auf einen kleinen, engen Bezirk, der zunächst an den Kreis ihrer Bedürfnisse gränzt, eingeschränkt, und auf sehr wenige und einzelne Gegenstände, unwandelbar und unveränderlich, hingerichtet.

So sehen wir einen Hund mit dem Knochen, ein Kätzchen mit der getödteten Maus, oder auch Thiere

mit Thieren derselben Gattung spielen: in allen diesen Fällen ist die Wirkung des Instincts der Selbsterhaltung oder auch der Geschlechtsfortpflanzung unverkennbar. Aber selbst da, wo diese Instinkte nicht so wahrnehmbar hervorstechen, bemerken wir doch nie etwas mehr, als eine höchst = einförmig = beschäftigte und eng = beschränkte Aufmerksamkeit. Oft fehlt es uns nur an genaueren Beobachtungen über das Thier, um den auch hier versteckten Selbsterhaltungs = oder auch Geschlechtstrieb herauszuspähen.

In welchem uns bekannten Thier äußert sich dieser Spieltrieb (man erlaube mir dies von Schiller eingeführte Wort hier zu brauchen, ohne gerade den Sinn damit zu verbinden, den er demselben in seinen bekannten ästhetischen Briefen unterlegt) auffallender, mannigfaltiger und menschen = ähnlicher, als in dem Affen, den wir mit Recht den stummen Pantomim unseres Geschlechts nennen können? Aber man höre folgende Thatsache! Ein Naturforscher bemerkte, daß ein Affe, den er, zum Behuf einiger naturhistorischer Beobachtungen, in seiner Stube herumtummeln ließ, sich sehr emsig mit einer Rolle illuminirter Vögel = und Insekten = Abdrücke zu unterhalten schien. Unvermuthet braucht er, eine Stunde darauf, die Rolle, welche das Thier betastet hatte, und findet alle illuminirte Käfer (der Affe frißt, wie bekannt, diese Insekten = Gattung) halb von den Pfoten desselben zerfetzt, halb von den Zähnen zerbissen. So war dann also der menschliche Pantomim bey diesem Spiel einzig der Befriedigung seines Bedürfnisses nachgegangen!

Aber selbst da, wo bey den Aeußerungen dieses Spiel-Triebes der thierische Instinct nicht so merkbar hervorsticht, entdecken wir doch selten mehr, als eine höchst-einförmig-beschäftigte und eng-beschränkte Aufmerksamkeit.

Nicht minder thätig, als in den Kindern, äußert sich dieser Trieb in dem erwachsenen Theil des menschlichen Geschlechts. Er ist es, der uns aus der Ruhe zur Thätigkeit fortreißt, aus dem Gewühl der Thätigkeit in die Arme der Ruhe zurückführt; uns aus der Gesellschaft in die Einsamkeit, aus der Einsamkeit in die Gesellschaft treibt; er ist es, der uns das größere wirkliche Glück durch ein anderes, oder noch größeres eingebildetes verleidet, uns mehr in der Zukunft als in der Gegenwart leben läßt, uns den Wunsch eines Gutes theurer als den Besitz macht; er ist es, der menschliche Glückseligkeit auf die feine und leicht zusammenfließende Grenze zwischen Begierde und Genuß hinstellt; er ist es endlich, der jene durch nichts zu stillende Unzufriedenheit und unermüdliche Strebsamkeit unseres Geistes anregt, welche als die große Spann-Ader menschlicher Kräfte, und zwar der edelsten und erhabensten, angesehen werden muß.

Ueber die von mir gewählte Benennung „Erweiterungstrieb", und über meine Darstellungsart desselben — folgendes.

Es würde einem knaben-artigen Kunstgriff ähnlich sehen, Begriffe, welche andre Philosophen andern Worten untergelegt, durch einen bloßen Wort-Tausch mir

als selbst=entdeckt aneignen zu wollen. Bisher nämlich hat man den Vervollkommnungstrieb, und nicht mit Unrecht, als den Menschen von dem Thier unterscheidend, betrachtet. Aber nie hat man, so viel mir bekannt geworden, weder eine psychologische Ableitung (Deduction) dieses Triebes aus den ursprünglichen Anlagen der Menschen=Natur, noch eine scharfe Grenzbestimmung seines Verhältnisses zu dem andern Urtriebe derselben, der Selbsterhaltung versucht, eine Ableitung und Grenzbestimmung, deren es doch offenbar bedurfte, und die wir hier versucht haben.

Aus unserer Ableitung leuchtet von selbst ein, daß und wie der über das Bedürfniß des physischen Selbst hinausstrebende Geist durch das mannigfaltige Beschauen, Betasten und Hin= und Herwenden des Gegenstandes, von welchem er angezogen wird, denselben durch mancherley Formen gleichsam zu vermannigfaltigen, und die Formen selbst zu verfeinern, zu vervollkommnen sucht. Vervollkommnen! Wenn man dies Wort nicht gerade in dem Sinne „der Veränderung ins bessere" deuten will; (ein Sinn, der, wie bekannt, der gewöhnliche ist) sondern überhaupt nur in dem Sinn „der veränderten Gestaltung", unausgemacht, ob die neue Form gerade eine bessere ist.

Denn auf dem Wege menschlicher Entwickelung ist, wie wir künftig weitläuftiger darthun werden, die spätere Form nicht immer, wenigstens nicht immer unmittelbar, die bessere. Dieser Misdeutung wegen scheint mir auch der Ausdruck Vervollkommnungstrieb minder glücklich gewählt zu seyn.

Der von mir gebrauchte, „Erweiterungstrieb" deutet ursprüngliche Ableitung, Verhältniß zu dem Selbsterhaltungstrieb, und Wesen des Vervollkommnungstriebes selbst an, welches letztere nicht sowohl im Streben nach Verbesserung, als nach bloßer Umänderung, Umgestaltung besteht, also in einem bloßen Erweitern und Hinausgehen über das, was jetzt ist. Thierseele, (so weit unsre gegenwärtige Philosophie der Naturgeschichte reicht) ist und bleibt ein sich selbst unabänderlich-gleiches Wesen: der Geist des Menschen hat gleichsam Expansivkraft: er strebt über das thierische Selbst des Körpers, er strebt über sich selbst hinaus, und erweitert sich mit jedem neuen Begriff, den er aus sich herauswickelt, oder der ihm von den Aussendingen zustrahlt; mit jeder neuen Form, die er den Gegenständen eindrückt.

Daher also unsre Benennung — Erweiterungstrieb.

Da wir hier gleichsam an der Grenze zwischen Thier und Mensch stehen: so habe der Leser die Gefälligkeit, uns noch ein paar Schritte tiefer hinab zu begleiten.

Wenn, nach der höchst wahrscheinlichen Hypothese einiger Philosophen, in Thier- und Menschen-Seele ein gemeinschaftlicher geistiger Keim anerkannt werden muß: so scheint der Unterschied zwischen beyden einzig in der Empfänglichkeit des menschlichen Geistes für mehrere und tiefere Ein-

drücke zu liegen, welche durch eine selbstthätige (productive), schöpferische, nicht, wie bey dem Thier, blos nachahmende Einbildungskraft *)

*) Wir sind gewohnt, blos in den Theorien über schöne Kunst von der productiven Einbildungskraft zu handeln, wo sie freilich auch ihr eigenthümliches Feld hat. Aber sie ist, wie Kant auch in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, ein all-wirksames, mit dem gesammten Denkgeschäften tiefverwebtes Ur-Vermögen unseres Geistes. Ohne vorzüglich-lebhafte productive Einbildungskraft giebt es, so wie keinen vortrefflichen Künstler, also auch keinen großen Denker. Das leztere hat man bisher noch nicht genug beherziget. Eben als Ur-Vermögen äußert sich daher productive Einbildungskraft, wenn gleich, wie jede noch ungeübte Seelen-Kraft, in sehr roher Gestalt, schon in Kindern.

Daß das Einbildungsvermögen der Thiere blos nachahmend, nicht productiv sey, das heißt, daß kein Thier die empfangenen Eindrücke nicht anders gestalten, und mit einer Art von Selbstmacht (durch Umschaffung, Form-Aenderung) behandeln könne, das kann ich, das kann die Philosophie, bis jetzt nur dadurch beweisen, daß sie nichts ähnliches thun, wodurch man auf ein solches Vermögen nothwendig schließen müßte. Die Eingeschränktheit ihrer Wahrnehmungs-Kraft ist, wie wir gesehn, unläugbar: mithin also muß ihr productives Einbildungsvermögen, welches von der Wahrnehmungsfähigkeit abhängt, nothwendig auch sehr eingeschränkt seyn. Traumgestalten, die, wie wir's z. B. an Hunden sehen, einstweilen auch dem Thier im Schlaf vorschweben, sind durch blos nachahmende Einbildungskraft möglich. Wie oft träumen wir selbst erlebte Wirklichkeiten!

Den Mangel, wenigstens die außerordentliche Eingeschränktheit productiver Einbildungskraft der Thierseelen könnten, dächt' ich, folgende bekannte Thatsachen wahrscheinlich machen: Ein

zusammengestellt, und allererst durch das Bewußtseyn zur Vernunft erhoben werden.

Daher

Hund bellt seinen Herrn in einem neuen Kleide an; eine Kuh geht vor der neu-bemahlten (vorher gar nicht oder anders bemahlten) Stallthür, als vor einer fremden, vorüber. Warum? Es ist beyden schwer, jenem, sich den Herrn, dieser, sich den Stall, in einer andern, als der gewöhnlichen Gestalt vorzustellen, oder zu erkennen: wenn sie sich gleich nach und nach daran gewöhnen. Ein Kind dagegen, selbst in einem halb- oder einjährigen Lebensalter, erkennt Vater und Mutter und andre ihm bekannte Personen im anders-färbigen Rock viel leichter, wenn es gleich anfangs einige Befremdung äußern wird. In dem spätern Alter aber, z. B. im zweyten, dritten Jahr, würde es hier nur durch eine vorsätzliche Vermummung getäuscht oder geschreckt werden können. Es ist also klar, daß sich das Kind, schon von dem frühern Lebensalter an, die Dinge leichter in andern Formen und Gestalten muß vorstellen können, als in denen sie ihm wirklich erscheinen. Auffallendere Beyspiele von einem *hohen Grad der Beweglichkeit kindischer Einbildungskraft* stellen wir sogleich auf.

In Hinsicht des Wahrnehmungsvermögens übertreffen uns freilich die Thiere fast in alle dem, was *Gegenstände ihres Bedürfnißkreises* betrifft: denn sie haben gewiß manchen Sinn feiner, ja vielleicht manchen Sinn mehr, als wir. Wie unaussprechlich eingeschränkter aber ist die Summe von Vorstellungen in der Seele eines Affen, mit welchen ihn der Anblick eines Stück Fleisches erfüllt, gegen diejenigen, womit ein Philosoph, ein Anatom, ein Naturforscher, jeder denkende Mensch, *denselben* Gegenstand in's Auge faßt, die er wenigstens damit verbinden kann.

Dies ists, was ich nenne *Feinheit und Vielseitigkeit menschlicher Wahrnehmungsgabe.*

Daher sind Kinder, jenseits der Epoche des Bewußtseyns, nichts mehr und nichts weniger, als Thiere mit einer vielseitigern Wahrnehmungsgabe. Die bewundernswürdig-scharfe Aufmerksamkeit, mit welcher sie alle Gegenstände um sich her in's Auge fassen, die unermüdliche Emsigkeit, mit welcher sie alles befragen, und alles wissen wollen, beweist das Schrankenlose ihrer Wahrnehmungsempfänglichkeit. Und wenn dann die anschaulichen Gegenstände, welche sie zunächst umringen, von ihrer Wißgier erschöpft sind, und sie nun einige Fertigkeit im Sprechen und Verstehen erlangt haben: dann entwickelt sich in ihren kleinen Seelen der Hang, durch Erzählung kleiner Geschichten aus dem Munde ihrer Mütter und Wärterinnen sich zu unterrichten. (Daher — die Ammen-Märchen, denen wir alle, mehr oder weniger, einige unserer frühesten Ideen-Verknüpfungen, nicht selten die herrschenden Grund-Eindrücke unseres Geistes, immer aber auch einige nicht ganz verwerfliche Vorübungen des Denk- und Empfindungs-Vermögens danken.) Denn durch diese Geschichten wird ihrer Aufmerksamkeit, welcher die anschaulichen Gegenstände nichts neues mehr darbieten, ein anderes Feld eröffnet: sie lernen und unterrichten sich nunmehr durch das Ohr, wie ehedem durch das Auge. Und da diese Geschichten meistentheils, selbst wie sie da in unsern allerneuesten und besten Kinderschriften sehr zweckmäßig vorgetragen werden, gewisse Leidenschaften — der Freude, des Unwillens, der Furcht — in ihnen anregen: so wird auf diese Weise dadurch auch

zugleich das Gefühlsvermögen ausgebildet. Eben hier aber bemerke man auch die erstaunenswürdige Thätigkeit der Einbildungskraft, mit welcher die kleinen Zuhörer jeden Umstand der Erzählung weiter ausmahlen! Das Anschließen bekannter Vorstellungen an die neuaufgefaßten! Das Zusammenstellen verschiedener aus beyden! Oder man sehe an, wie sie, wenn sie etwa einen Sommer im Garten zugebracht, (ein Garten, der für Kinder, die, wie in großen Städten, gewöhnlich in Stuben eingekerkert leben, immer eine Art von Paradies ist) wie sie, bey der entferntesten Erinnerung an jene für sie so unaussprechlich-reizende Scenen, die verlebten sich neu-vergegenwärtigen, anders gestalten, immer-verändert zusammensetzen.

Welche Thätigkeit, welches Schöpferische der Einbildungskraft in den Kinderseelen, besonders in denen von der lebhafteren Vorstellungskraft, die aber, eben deswegen, die treusten Abdrücke jeder charakterischen Eigenthümlichkeit des Menschen-Geistes sind.

Und welcher Erwachsene erzählt, wenn er nicht mit besonderer Aufmerksamkeit über sich wacht, eine von andern ihm erzählte Geschichte so gewissenhaft-treu nach, daß er nirgend hinzu-, nirgend ab-thäte, keinen Umstand anders stellte? So unwillkührlich äußern wir das productive Vermögen unserer Einbildungskraft!

Beydes aber, der ausgebreitetre Wirkungskreis und die eigenthümliche Feinheit der Wahrnehmungsempfänglichkeit, so wie die productive

Einbildungskraft, sind gleichsam die constituirenden Theile des Erweiterungstriebes, die Bedingungen, welche seine Wirksamkeit allein möglich machen.

Denn vermittelst der ausgebreitetern und feinern Wahrnehmung wird ihm Stoff zur Verarbeitung zugeführt; vermittelst der productiven Einbildungskraft bildet er diesen Stoff in beliebig-neue Formen und verschiedene Gestalten, und in Gestalten ohne alle Beziehung auf physische Bedürfnisse: wie es keine Thiergattung thut.

(Ueber das Abstractions-Vermögen, als ursprüngliches Resultat der Wahrnehmungsempfänglichkeit und der productiven Einbildungskraft, und daher auch, wie beyde dem Menschen-Geist charakterisch-eigenthümlich sind? künftig ein mehreres.)

Offenbar also beruht auf dem Erweiterungstriebe alle Vernunft-Entwickelung, die, ohne ihn, nie sprossen würde, durch ihn allein fort-wächst, durch ihn allein, in's unendliche hin, ihrer Vollendung entgegenreift. Unbegränzte Wahrnehmungsempfänglichkeit, productive Einbildungskraft, und, wie wir im folgenden weitläuftiger zeigen werden, in beyden begründetes Abstractionsvermögen, sind die Handhaben ihrer Bearbeitung der Dinge, die Handhaben, durch welche sie Zweckmäßigkeit jeder Art in dieselbe hineinbringt, und alle ihre erstaunenswürdige Schöpfungen zusammenbildet.

So schreiten wir dann, durch den Erweiterungs-trieb, von der physischen Entwickelung zur intellectuellen fort, von der intellectuellen zur moralischen; von dem einfachern zum zusammengesetztern, von dem gröbern zum feinern, von Besitz und Genuß zu Entwürfen neuer Besitze und neuer Genüsse. Durch ihn steht unser Geist in der Mitte der ihn umgebenden Dinge immer wie auf der Warte: neue Erfahrungen wecken in ihm neue Ideen; neue Zufälle bieten neue Gegenstände oder wenigstens neue Ansichten der Gegenstände dar: neue Mängel lehren ihn neue Vorsichtsregeln; neue Verlegenheiten rufen neue Kräfte auf.

Das ist die Art, wie der Erweiterungstrieb, alleingreifend, in die menschliche Entwickelungsgeschichte wirkt.

Ein Unendliches, wie unser Geist selbst, würde diese Expansivkraft unserer höheren Natur, da, wo sie, wie in großen Denkern und Künstlern, in vorzüglichen Schwung gesetzt ist, keine Schranken kennen: (wie mancher Denker erlag nicht schon unter den unaufhörlichen Geistesanstrengungen, zu welchen er durch einen unwiderstehlichen Reiz hingezogen ward?) wenn ihr nicht der Selbsterhaltungstrieb ein unbezwingliches Gewicht entgegenstellte, und sie durch diese Entgegenstellung mäßigte, beschränkte.

Zu erklären, wie der letztere, der Selbsterhaltungs-trieb, wirkt, würde sehr überflüssig seyn. Im Ganzen herrscht in den menschlichen Dingen eine solche Einrichtung, daß es schwer seyn würde, zu entscheiden, ob der Selbsterhaltungstrieb mehr dem Erweiterungstrieb,

oder dieser jenem dient und zinsbar ist? Beyde verhalten sich zu einander, wie Körper und Geist: beyde wirken, stützen und beleben sich in jedem unverdorbenen Menschen, wie diese: es ist unwidersprechlich Verbildung, einem auf Kosten des andern nachzuhängen: wenn es gleich nicht zu läugnen, daß, durch die unabänderlichen Gesetze menschlicher Beschränkung, ein hoher Grad von Geistesbildung schwerlich anders, als auf Kosten der Körper-Bildung zu erreichen steht, und viele Genüsse des Erweiterungstriebes selten mit vielen Genüssen des Selbsterhaltungstriebes zu vereinbaren sind. Alle wahre Lebensweisheit besteht in der harmonischen Mäßigung beyder.

Aber welch' eine Demüthigung ist es für den Stolz des Menschen, daß der erweitertste, erhabenste Geist seiner Gattung durch eine verstopfte Drüse im Unterleibe, durch einen schmerzenden Zahn-Nerven, durch einen zu heftigen Pulsschlag, in seinen genialischsten Schwüngen unterbrochen, gehemmt, durch einen unglücklichen Stoß auf das Gehirn aller seiner herrlichen Energien beraubt, und in öde Dumpfheit und Finsterniß gestürzt werden kann? So unzertrennlich verknüpfte die Mutter der Dinge beyde Naturen in uns! So gebieterisch wies sie den in's unendliche strebenden Erweiterungstrieb durch den Selbsterhaltungstrieb in Schranken!

Der Selbsterhaltungstrieb entwickelt sich nicht nur früher, als der Erweiterungstrieb, sondern der letztere erhält auch durch jenen den ersten Anstoß: und wenn

sich der Erweiterungstrieb auf seinen unübersehbaren Seiten-Wegen lange genug verloren; so kehrt er, gleichsam dankbar, zu dem Schwestertriebe zurück, und lohnt mit Wucher die einst-empfangene Unterstützung.

Was scheint auf den ersten Anblick entlegener von den groben Bedürfnissen unseres physischen Selbst, als Kenntnisse und Wissenschaften, wie Astronomie, Algebra und Metaphysik? Aber die ersten Beobachter des gestirnten Himmels brauchten die bestimmtere Kenntniß von den großen und kleinen Lichtern am Firmament, um mit einem der ältesten Weisen, mit Moses zu reden, einzig zu einem festeren Zeitmaaß. Newton's und Leibnitzens erhabene Calkule gingen von den fünf Fingern aus, an welchen der Waaren-tauschende Naturmensch Zahl und Gewicht dessen, was er gab und empfing, berechnete: und die Antinomien der Vernunftkritik verlieren sich in die ahnungsvollen Schauer des Wilden vor jeder Wirkung in der Natur, deren Ursache ihm unbekannt ist.

Auf welche Erfindung oder Entdeckung ward aber auch der Mensch durch den Erweiterungstrieb geleitet, wovon er nicht alsbald, gegenseitig, für die bequemere Herbeyschaffung der Bedürfnisse des physischen Selbst, oder auch für die Vermannigfaltigung und Verfeinerung der Genüsse desselben, Gebrauch macht?

Algebraische Formeln werden der Richtscheid des Schiffszimmermanns: die Berechnungen des Astronomen leiten sicherer das Ruder des Steuermanns: und die mühseligen Arbeiter in den Schlünden der Bergwerke, und in den Werkstäten der Manufakturen und

Fabriken, verdanken dem Mathematiker einige ihrer wünschenswürdigsten Erleichterungen. Einen großen Theil der Sinnengenüsse des verfeinerten Menschen sind wir irgend einer erhabenen Anstrengung des Erweiterungstriebes schuldig.

Und wenn wir Neu-Europäer uns statt des wilden Gastmahls von selbstgeschlachtetem und selbstbereitetem Vieh das edlere Vergnügen eines Schauspiels, statt des rohen Kriegsgesanges und bachchanalischen Jubeltanzes um die Schädel erschlagener Feinde das Vergnügen eines Concerts oder einer Oper, statt des trägen Schlummers am Feuerheerd den geistigen Genuß der Lectüre gewähren, sind dies alles nicht eben so viele Zinsen, welche der Erweiterungstrieb an den der Selbsterhaltung zollt? mußte er nicht einen Theil seiner bewundernswürdigsten Kraftäußerungen aufbieten, um das veredelte Leben des Menschen mit diesen Vergnügen zu beseligen?

Und so stehen dann Erweiterungs- und Selbsterhaltungstrieb ohngefähr in dem Verhältniß zu einander im Reich der Geister, als Anziehungs- und Zurückstoßungskraft in der materiellen Schöpfung: jener, der Erweiterungstrieb, reißt uns unaufhörlich aus unserm Selbst heraus: dieser, der Selbsterhaltungstrieb, zieht uns eben so stark zu demselben zurück: jener setzt uns, durch seinen unermeßlichen Wirkungskreis, mit der ganzen Schöpfung in Verbindung, so wie durch die Anziehungskraft jeder Atom der Materie mit dem entferntesten Welt-Körper in Verbindung steht: dieser bearbeitet einzig den engen Kreis seines bedürfnißvollen

Selbst; so wie die Schwerkraft immer zum Mittelpunkt des Körpers hinstrebt: beyde Triebe aber wirken in und durcheinander: beyde verfeinern, verschönern, veredlen die Menschheit, so wie Anziehungs- und Zurückstoßungskraft in und durcheinander wirkend, die Erscheinungen der Materie möglich machen, und das Universum zusammenhalten.

Vierter Abschnitt.

Selbsterhaltungstrieb im engeren Sinn, technischer Formtrieb, ästhetischer Kunsttrieb, Wißtrieb, Geselligkeitstrieb; ihre Art, sich zu entwickeln und zu wirken; ihr Einfluß in die menschliche Entwickelungsgeschichte.

Da wir nach dem, was in der Einleitung gesagt worden, im Vierten Buch des Werks, die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Anlagen nach allen ihren Epochen liefern: so werden wir in diesem Abschnitt über die den Anlagen entsprechenden Triebe nur dasjenige beybringen, wodurch jene Entwickelungsgeschichte vorbereitet wird.

§. 1.

Selbsterhaltungstrieb.

Wir fangen also mit dem Triebe an, mit welchem die Natur alle Entwickelung beginnt, mit dem Triebe der **Selbsterhaltung**: und **betrachten** ihn hier im **Gegensatz** mit den Einzeltrieben der in-

tellectuellen und sittlichen Anlagen, wie bisher im Gegensatz mit dem Erweiterungstriebe.

Menschheit ist Form, Thierheit ist Materie (S. oben ersten Abschnitt); und alle menschliche Entwickelung ist ein Kampf zwischen Materie und Form, zwischen der gesetzlosen Rohigkeit der erstern, und der gesetzmäßigen Geistigkeit der andern.

So lange also der Kampf noch unvollendet ist, und die sinnliche Natur im Menschen (die Materie) der sittlich-vernünftigen (der Form) entgegenstrebt: so lange läuft diese immer Gefahr, jener zu unterliegen: das heißt mit andern Worten: der Selbsterhaltungstrieb; welcher der sinnlichen (oder thierischen) Natur zugeordnet ward, behauptet über den Menschen in seiner ganzen Entwickelungsgeschichte, die bis jetzt weder an einem Einzelwesen, noch an der Gattung vollendet war, ein entschiedenes Uebergewicht.

Der Natur nämlich mußte es vor allen Dingen angelegen seyn, ihr Geschöpf zu erhalten: und so erhaben auch die Zwecke seyn mochten, welche sie mit ihm beabsichtete, so konnte sie doch diese Zwecke nur in so fern erreichen, als sie ihm Erhaltung und Fortdauer sicherte. Dies that sie nun dadurch, daß sie unsre vernünftige und sittliche Entwickelung, durch welche wir dem thierischen Theil in uns eine veredelte Form anbilden sollten, von diesem selbst abhängig machte: eine Abhängigkeit, die, wenn ihr der Mensch nicht durch Freyheit entgegenarbeitet, in schrankenlose,

eines vernunft- und freyheit-begabten Geschöpfes unwürdige Unterwürfigkeit ausartet.

Jene Abhängigkeit war nothwendig, damit die geistige Natur in uns (die vernünftige und sittliche), welche, wie wir aus der Geschichte unseres Geschlechts belehret sind, so leicht auf Irrwege geräth, vermittelst der innigen Verkettung mit der thierischen, die in ihren Foderungen nie irrt, bey den einstweiligen Verirrungen, für das Wesen des Individuums, und besonders auch der Gattung, nie durchaus zerstörend würde.

Denn die Foderungen unserer thierischen Natur bleiben sich, bey allen Verirrungen der intellectuellen, und bey allem Verderbniß der sittlichen, unabänderlichgleich: und der durch Sophismen verleitete Verstand ward gewöhnlich durch ein instinctmäßiges richtiges Gefühl der Sinne in das verlorne Gleis wieder eingesenkt; das durch Leidenschaft verderbte Herz ward durch die unzerstörbaren Empfindungen der Natur zum Gehorsam gegen die Gebote der Sittlichkeit zurückgerufen: wenigstens war jenes Gefühl der Sinne, waren diese Empfindungen der Natur — der Vernunft kräftige Weckungs- und bewährte Leitmittel zur heilsamen Umkehr von dem Pfade intellectueller und moralischer Verirrung.

Wie weise und wie nothwendig war es daher, daß demjenigen unserer Triebe, welcher angewiesen wurde, über die Abwendung der Schmerzen von unserer thierischen Natur und über die Befriedigung ihrer Forderungen zu wachen, dem Selbsterhaltungstriebe also,

eine gewisse Uebermacht ertheilet ward, vermöge deren er sich alle andre Triebe unterzuordnen strebt: eine Unterordnung, welche nur durch Vernunft und Freyheit aufgehoben, oder vielmehr — nach sittlichen Zwecken geleitet werden kann.

Und wie erklärbar ist zugleich diese Uebermacht des Selbsterhaltungstriebes dadurch, daß die thierische Natur, welcher er vorsteht, die Quelle des Lebensgefühles ist, aus welchem alle unsre Energien ausströmen, und auf welches sie wieder zurückfließen!

Denn die vernünftigen, so wie die sittlichen Anlagen wurzeln ja, wie oben schon gesagt worden, in unserm physischen Selbst, entlehnen von diesem Saft und Nahrung: beyde bearbeiten wir nur mit Kräften, die uns aus diesem zuquillen, und ein natürlich-schwacher, mark- und saftloser, oder muhwillig-zerrütteter Körper ist für die Entwickelung beyder Gattungen von geistigen Energien ein sehr unbequemes Feld: beyde gewähren uns häufig Vortheile, die für die Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse und Vergnügen sehr ersprießlich sind; beyde geben uns eigenthümliche Genüsse, — (z. B. Freude an den schönen Künsten, an der Erweiterung unserer Kenntnisse, an dem Bewußtseyn veredelter Gesinnungen,) — welche eben so viele Regungen und Schwingungen des Lebensgefühles sind, mithin sich in Affectionen des thierischen Selbst auflösen.

Auf diesem Verhältniß der vernünftigen und der sittlichen Anlagen zu den physischen, und des Selbsterhaltungstriebes zu den andern Trieben

beruht dann auch eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Menschen-Natur, nämlich ihre Fehlerhaftigkeit, oder, wie es vielleicht viele, und wir selbst richtiger ausgedrückt finden, die Möglichkeit ihrer moralischen Verirrungen.

Denn — die intellectuellen und moralischen Anlagen und Fertigkeiten, so wie nicht weniger die physischen, ohne alle oder wenigstens mit geringer Rücksicht auf die Gesetze der Freyheit und der Sittlichkeit, blos als Mittel der Befriedigung von Neigungen und Leidenschaften, mithin als Mittel angenehmer Schwingungen des Lebensgefühles anzusehen und zu gebrauchen, wodurch sie einzig den Zwecken des Selbsterhaltungstriebes fröhnen: das ist der allgemeine Hang der Menschen-Natur, welchen der Sittenlehrer unaufhörlich beklagt, und über dessen verderbliche Allgewalt der philantropische Geschichtschreiber der Menschheit so oft in trostlose Verzagtheit an ihrem Heil versinkt. Das ist das *debile, languidum atque elumbe*, welches, wie Cicero sagt, uns anklebt; der Grund aller moralischen Verirrung und alles Sitten-Verderbnisses, das Erb-Uebel unseres Geschlechts, die *Peccabilitas originalis*, oder, wie man es vielleicht am schicklichsten benennen könnte, die eigentliche Menschlichkeit, — das Wort in dem Sinne genommen, wie man von jemanden, der sich eines Fehlers der Unvorsichtigkeit oder der Uebereilung schuldig gemacht, zu sagen pflegt: „es ist ihm etwas menschliches begegnet."

Selbst der böse Wille, dieser Satan und

Verderber im Menschen, was thut er anders, als daß er die Energien desselben, auch die edelsten und erhabensten, die der Vernunft und der Freyheit, mit Verachtung des Sittengesetzes, auf die Befriedigung seiner Neigungen und Leidenschaften richtet?

Der verderbte Schwelger wohnt einem lehrreichen Schauspiel, einer pathetischen Musik bey, um durch diese unterhaltende Art von Aufmerksamkeit und Spannung seinen Hunger zu einem üppigen Gastmahl zu schärfen; oder sich nach einem erschlaffenden Geschlechtsgenuß aufzuheitern.

Der tückische Weiber-Verführer misbraucht die Grundsätze der Tugend und die Edel-Gefühle der Herzens-Reinheit, um ein argloses Mädchen zu berücken.

Der verschmitzte Betrüger giebt seinem Verstande die feinste Ausbildung, um ihn desto unfehlbarer als ein Netz der Redlichkeit zu gebrauchen.

Der ehrgeizige Frevler läßt alle Springfedern eines großen Charakters spielen, um zu dem Ziele grenzenloser Herrschaft zu gelangen.

Wenn also der Allweise, indem er uns eine sinnlich-vernünftige Natur gab, uns zugleich jene Fehlerhaftigkeit, jenen Hang zur Nachgiebigkeit gegen die Foderungen des Selbsterhaltungstriebes anerschaffen mußte, oder, wofern dies für eine eingeschränkte Urtheilskraft zu kühn gesagt seyn sollte, wenigstens zugleich mitanerschuf: mit welchem Gegenmittel versah' er uns dawider?

Er verlieh uns Freyheit und Moralsinn. Vermöge dieser hohen Gaben sind wir im Stande, jener natürlichen Abhängigkeit von dem thierischen Triebe zu widerstehen; ja, statt uns ihm zu unterwerfen, ihn mit allen seinen Zwecken den höhern Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit unterthänig zu machen: das heißt, wie wir uns künftig mit andern Worten ausdrücken werden, Glückseligkeit durch Würde zur Glückseligkeit zu veredeln, ja, wo die Pflicht gebeut, jene dieser zum Opfer zu bringen.

Daß indessen der Selbsterhaltungstrieb, durch Vernunft und Sittlichkeit ungezügelt, bey einem gränzenlosen Streben nach Vergnügen, bis zu einer gewissen Entfernung gleichsam, von seinem natürlichen Wege abgeleitet werden könne, werden wir künftig in der Entwickelungsgeschichte der physischen Anlagen sehen. Trotz dieser einstweiligen Verleitungen des Selbsterhaltungstriebes aber bleiben sich die ursprünglichen Foderungen desselben, — Erhaltung des Lebens, Gewährung der thierischen Bedürfnisse, und Beobachtung der Bedingungen, unter welchen jene und diese allein möglich ist, — wie wir auch vorhin sagten, unabänderlich gleich: und diese ursprünglichen Foderungen setzen dann gewöhnlich, wenn schon oft zu spät, der regellosen Abweichung Gränzen. Der geschwächte, entnervte Körper, die Furcht vor zerstörender Krankheit, die Furcht vor dem Tode, flößen dem verworfenen Schwelger den (leider

häufig fruchtlosen) Entschluß ein, sich zu mäßigen, oder auch seinen Ausschweifungen ganz zu entsagen.

Von dem Geschlechtstriebe, als dem Selbsterhaltungstriebe der Menschen-Gattung, und von seinem Einfluß in die menschliche Entwickelungsgeschichte, reden wir bey einer andern Gelegenheit.

Der bey weitem größte Theil der Menschen lebt eigentlich dem Selbsterhaltungstriebe: und betrachtet alle seine Geschäfte und Pflichten als unvermeidliche Abhaltungen von der Pflege seines physischen Selbst: welches doch, würde diese nicht durch Thätigkeit des Körpers oder des Geistes unterbrochen, gar bald ihn anekeln würde.

Daher — die schlaue Erfindsamkeit und gütige Hartherzigkeit der weisen Natur gegen die Menschen, sie durch tausend Stacheln, welche sie theils in ihrem Innern, theils in ihrer äusserlichen Lage anbrachte, zur Thätigkeit zu spornen, und der thierischen Trägheit zu entreißen; sie gewissermaßen durch den Erhaltungstrieb selbst — der Allein-Herrschaft des Erhaltungstriebes zu entreißen: indem sie die Menschen unaufhörlich spornt, sich selbst Bedürfnisse zu schaffen, die Bedürfnisse durch Bequemlichkeiten und Vergnügen zu verfeinern, und die Bequemlichkeiten und Vergnügen sich selbst wieder zu Bedürfnissen zu machen.

Wenn gleich der mitangestammte Erweiterungstrieb allein schon hinzulangen scheint, die Menschen-

Gattung auch in dem günstigsten und ihrer thierischen Trägheit höchst verführerischen Himmelsstrich um einige Grade über das Thier hinauf zu erheben: wofern wir uns hier blos mit den Schlüssen begnügen wollen, welche uns die bisher=bekannt=gewordenen Menschen=Racen zu ziehn verstatten.

Ein hoher Grad von Sitten=Rohigkeit und von Verfeinerung nähren beyde, gleich=gefährlich, den Selbsterhaltungstrieb; jener durch Trägheit im Handeln; dieser durch üppige Vielseitigkeit des Genusses.

Daher nähern sich der roheste Wilde und der üppigste Schwelger in den Tagen der Cultur dicht aneinander: mancher fürstliche Schwelger unterscheidet sich von dem wilden Nordamerikaner keinesweges durch die herrschenden Sitten und Neigungen — der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, im Geschlechtsgenuß, im Spielen: diese Unarten sind beyden gemeinschaftlich, und dem fürstlichen Schwelger wahrscheinlich nur im verstärkten Maße eigen; sondern sie unterscheiden sich einzig durch die Gegenstände ihrer thierischen Triebe. Doch wird der Wilde mit jenen Unarten noch einige der edleren Tugenden — der Tapferkeit, der Standhaftigkeit, der Großmuth verbinden, an welche dem Schwelger auf dem Thron schwerlich ein Gedanke in die Seele kommen dürfte.

§. 2.

Technischer Formtrieb.

Nächst dem Selbsterhaltungstriebe entwickelt unsre Natur am frühsten zweytens: den technischen Formtrieb.

Schauet

Schauet an die unaussprechliche Wirksamkeit dieses Triebes in jenen zarten Menschen-Keimen, in den Kindern! Ihre Glieder gebrauchen, stehen, gehen, sprechen, (gewissermaßen auch denken) nur durch bildende Nachahmung oder nachahmende Bildung lernen sie's: wie fertige Formen, messen sie sich fremde Geschicklichkeiten an: indem die Gleichförmigkeit der Anlagen sich dazu eignet.

Aber erkläret mir: Wie geht es zu, daß diese kleinen Geschöpfe, wenn wir ihnen eine Sylbe oder ein Wort vorsagen, zu deren Aussprache ihre Organe schon entwickelt sind, die vorgesprochenen Laute auch sogleich nachbilden können? Unmöglich sind sie im Stande, (was wir Erwachsene selbst nicht sind) den Grad des Anstoßes der Zunge, der Oeffnung der Lippen, die Form der Bewegung jener und dieser, zu beobachten: und dennoch bilden sie die Sylbe, das Wort, mehrere Worte einer ihnen ganz fremden Sprache sogar, mit ihren Organen meistentheils sehr richtig nach.

Nicht wahr? die Natur handelt hier verwickelter, als daß unsre Philosophie ihr nachspüren könnte. Unsre Sprach-Organe bewegen die ihrigen — fast möchte man sagen — sympathetisch. So möchte man sagen: aber freilich erklärt dies nichts. Jedoch — reizt uns nicht jede pantomimische Bewegung eines Menschen, gleichfalls, wie durch eine Art von Sympathie, zur Nachahmung?

Bekannt ist's (und ich selbst sahe an zwey jungen Russen das Beyspiel), daß Kinder, umringt von Wärtern und Wärterinnen, welche verschiedene Sprachen

reden, bis zum vierten, fünften Jahr, vier bis fünf Sprachen verstehen und reden lernen.

Welch eine unbegreifliche Geschwindigkeit des nachahmenden Bildungsvermögens!

Wenn aber gewissermaßen alle Glieder diesem Triebe zu Gebote stehn: dann ist die Hand sein gebrauchtestes Werkzeug: sie ist der Meissel, mit welchem er alles Bildsame der sichtbaren Natur, den Zwecken unseres sinnlich-vernünftigen Selbst gemäß, bearbeitet.

Kinder spielen, wie bekannt, unter allen am liebsten mit Sand, mit Thon, und im Wasser: weil unter allen Gegenständen, welche man ihrer Geschäftigkeit darbieten kann, diese die bildsamsten und der verschiedensten Formen empfänglich sind. Mahlen und Zeichnen gehört zu den frühesten Uebungen des technischen Formtriebes: er macht uns, sobald unsre Wärterinnen uns den Gebrauch des Messers verstatten, zu Schnitzlern und Künstlern.

In der mannigfaltigen Zusammensetzung, Ausbildung und Anbildung der Formen, findet der keimende Erweiterungstrieb ein unbegränztes Feld, und der junge Geist lernt zuerst die Freude empfinden, zu machen, zu schaffen: für Kinder, wie jeder aufmerksame Beobachter weiß, eine der entzückendsten! Und nicht auch für uns Erwachsene? Die höchste der Freuden, deren der menschliche Geist fähig ist, scheint mir die Freude des genialischen Künstlers an seinem Meisterwerk, des Tugendhaften an dem durch ihn hervorgeschaffenen allgemeinen Wohl, zu seyn. Eben durch das Vermögen,

zu machen, zu schaffen, werden wir ja die erhabenen Mitarbeiter des Schöpfers in seiner Natur.

Darum behagt sich auch der keimende Geist vorzüglich an allem, was technisch ist: durch Uebungen der Art spielt er seinen künftigen technischen und ästhetischen Bildungen im Großen, spielt er selbst den intellectuellen und moralischen vor: in diesen technischen Erzeugnissen stellt er die Modelle seiner künftigen Schöpfer-Größe wie im Kleinen auf. Der Knabe denkt und handelt, entwirft und führt aus, schafft und zerstört bey dem Bau eines Karten-Hauses, wie Friedrich bey der Reform eines neu-eroberten Schlesiens. Der dreyßig- vierzig- funfzig-jährige Menschen-Geist unterscheidet sich von dem drey- vier- fünf-jährigen nur durch die wichtigern und größern Gegenstände seiner Bearbeitung: Art und Verfahren in beyden sind sich gleich: Freude am gelungenen Werk, Schmerz über das fehlgeschlagene, über das durch Zufall oder Muthwill zerstörte, sind sich, in den verschiedensten Altern, ebenfalls gleich.

So wie es Kindern eine vorzügliche Freude gewährt, selbst zu schaffen; so finden sie auch einen besondern Genuß darin, andre machen und schaffen zu sehen. Daher sind in dem Knaben-Alter die Werkstätten der Handwerker und Künstler für uns gewissermaßen Hörsäle und Schulen, in welchen wir unsre Kenntnisse von den Dingen und von menschlichen Beschäftigungen erweitern. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Verschiedenheit der ihnen angebildeten

Formen, und die Anbildung dieser Formen von Menschen-Hand, — alles vereiniget sich hier, um den, das buntfärbige Wechselspiel der Aussendinge anstaunenden, jungen Geist belehrend zu unterhalten und unterhaltend zu belehren.

Mich dünkt, unsre Pädagogen würden wohl thun, diesen bedeutungsvollen Wink der Natur zu unterhaltenden Belehrungen der Kinder zweckmäßiger zu nützen, als es gewöhnlich geschieht: durch öftern Besuch der Werkstätten der Künstler und Handwerker würden sie in ihren Zöglingen den technischen Formtrieb und den Wißtrieb gleich-vortheilhaft wecken und nähren. Die Natur scheint uns offenbar allererst zu Technikern und zu Technologen bilden zu wollen.

Für Kinder in dem frühesten Lebensalter, im zweyten, dritten, vierten Jahre, ist, aus bekannten Ursachen, die Küche allemal ein sehr reizender Aufenthalt. Aber ausser den schmeichelnden Vorstellungen von Gaumenkützel, welche hier in ihnen geweckt werden, sind auch die mannigfaltigen Gestalten, welche die zu bereitenden Speisen unter den Händen der Köche annehmen, ein vorzüglicher Gegenstand ihres Vergnügens: wie sie denn auch sehr gerne selbst Hand anlegen, und ihre kleinen Kräfte zu den Geschäften der Küche leihen. Auch wüßte ich in der That keinen Ort, wo man einem so jungen Weltbürger eine größere Mannigfaltigkeit von Dingen und Gestalten der Dinge vor Augen führen könnte, als den, wo wir oft die ausgesuchtesten Produkte verschiedener Welttheile zusammen-häu-

sen, und sie durch die sonderbarsten Mischungen und Gestaltungen zu Gegenständen des Zungen= und Gaumen=Genusses bereiten. Gewiß ist's, daß Kinder gemeiner Leute sich in der Küche mit den ersten, und bis zu einem gewissen Alter hin, auch mit den meisten ihrer Vorstellungen und Wörter bereichern: wenn es gleich überflüssig seyn würde, zu erinnern, mit welcher Behutsamkeit ein Kinder=Unterricht in der Küche, den ich für sehr möglich und sehr nützlich halte, anzustellen wäre. Die Natur beginnt die Bildung ihres großen Geschöpfes mit der Pflege des Körpers durch Essen und Trinken. Warum sollen wir erröthen, an das für Kinder reizendste und empfindlichste aller Interesse, für die Genüsse der Zunge, das höhere Interesse des Wissens und der Ideen=Bildung anzuknüpfen? *)

Auch zur Ausbildung körperlicher Fertigkeiten sollte man den technischen Formtrieb in Kindern vorzüglich benutzen: insbesondere da die Zartheit der Glieder und die Gelenkigkeit der Muskeln sich so leicht in jede Form schmiegen. Und in wie zahllosen Lebenslagen kann der Mensch von einer geschmeidigen Handhabung seines Körpers die wesentlichsten Vortheile ziehen? Technische Fertigkeiten sind für den Körper, was Kenntnisse für den Geist. Jene gewähren dem

---

*) Könnet ihr euren Kindern, wie ihr glaubt, anständigere Unterrichtsmethoden verschaffen: desto besser. Aber verachtet mir diese nicht, bey welcher der größte Theil des Volks — wenn nicht erzogen wird, wenigstens sich selbst erzieht.

Körper keine geringere Selbstbehülflichkeit, als diese dem Geist. Durch beyde Arten von Selbstbehülflichkeit vollendet sich das menschliche Individuum. Das ist auch, unverkennbar, die Erziehung, welche uns die Natur mit eigener Hand geben will. Glücklich, daß uns die Rousseau's, die Basedows die große Theorie nachahmen gelehrt!

In Hinsicht auf Stärke und Wirksamkeit ist der technische Formtrieb mit dem Selbsterhaltungstriebe keinesweges zu vergleichen: jener wohnt gleichsam nur in den Spitzen unserer Finger, unterdeß dieser Geist und Körper zugleich umfaßt und durchdringt.

Doch giebt es gewisse Individuen, in welchen er von den frühesten Jahren an mit einer gewissen Unwiderstehlichleit wirkt, und die wir „mechanische Genies", oder besser, „mechanische Talente" zu nennen pflegen.

Da die Hand bey ihren technischen Bildungen insbesondere durch die Vernunft geleitet werden muß: so erhellet von selbst, daß Wissenschaft und Erweiterung der Vernunft- und Erfahrungskenntnisse wesentliche Beförderungsmittel der Technik sind. Die ganze Geschichte bezeugt es, daß die technischen Künste nur da zu einer besondern Vollkommenheit getrieben wurden, wo Mathematik dem Künstler Risse zur Nachbildung vorzeichnete, ihn zweckmäßige Zusammenordnung der Gestalten, und weise Kraft-Ersparungen lehrte; wo Physik und Chemie ihn unterrichteten, nach Gesetz und

Verhalt der Dinge zu arbeiten; wo der Schönkünstler dem Techniker zur Seite stand, und diesen zum geschmackvollen Handlanger der Musen und der Grazien veredelte *).

Da ferner der Beobachtungsgeist des einzelnen Menschen sehr eingeschränkt ist, und Zufälligkeiten den Künstler nicht selten auf die glücklichsten Handgriffe leiten: so werden große, und zu allgemeiner Thätigkeit beseelte Menschengesellschaften der gedeihlichste Boden für die technischen Künste, und Jahrhunderte des herrschenden Denk- und geschärften Beobachtungsgeistes ihre günstigsten Perioden seyn.

Unermeßlich, unübersehbar ist der Einfluß der Technik in die menschliche Entwickelungsgeschichte.

Mit dem ersten Spaten, welchen der Mensch in die Hand nahm, um die Erde zu umgraben, schwang er sich über das Thier empor: ein Messer, ein Beil, ein Hebel, waren ihm eben so viel Werkzeuge, wodurch er die unbezähmbare Natur in seine Dienste zwang: nur durch technische Künste schuf er sich eine bequemere Lage zur Entwickelung seiner intellectuellen und moralischen Kräfte: durch Technik verwirklichte er von je her einige

*) Zuweilen indessen ersetzen glücklicher Zufall und mechanisches Genie den Mangel der Wissenschaft in einem erstaunenswürdigen Grade. So z. B. haben die technischen Künste in China, wenigstens ein Theil derselben, eine hohe Vollkommenheit erreicht, ohne mathematische und mechanische Kenntnisse der Nazion.

der erhabensten Gedanken seines Geistes, und dieser erweiterte durch sie einige seiner erstaunenswürdigsten Kenntnisse. Die Optik lehret den Mechaniker Telescope und Mikroscope verfertigen: aber die angefertigten Gläser sind dem Astronomen und Naturforscher eben so viele neue Sinnen, durch welche sich ihrem Geist neue Welten aufschließen. Die Verdienste, welche die Wissenschaft um die Technik hat, vergilt ihr diese mit reichlichen Zinsen. Die unermeßlichen Fortschritte, welche die Neuern in den Erfahrungswissenschaften gethan, verdanken sie nicht weniger der Feinheit und Mannigfaltigkeit ihrer technischen Beobachtungswerkzeuge, als ihrem ausdaurenden Fleiß und scharfsinnigen Späher-Geist.

Auch einige der schönsten Genüsse, die sich der Mensch bereitet hat, z. B. ein Schauspiel, eine Oper, ein Conzert, — können wir uns ihrer erfreuen, ohne dankbare Erinnerung, wie wesentlich hier die technischen Künste mitwirken?

Und überhaupt der Denker, der Künstler, der Held — wie wenig leisten sie, können sie leisten — ohne Unterstützung der Technik? Erfindungen wie die des Gebrauchs des Eisens, des Schießpulvers, der Magnetnadel, der Buchdruckerey, und einiger andern, haben auf das Denk- und Handlungssystem der Menschen noch allgemeiner und fruchtbarer eingewirkt, als Platonische Dogmen und Aristotelische Enthymemen.

Wär' es mir erlaubt, den griechischen Mythos von dem Prometheus umzuschaffen; so würde ich sagen:

die Menschen hatten, ehe der Gott sich ihrer annahm, nur Klumpen-Hände, wie jetzt viele Thiere Klumpen-Füße: aber Prometheus bildete den Händen Finger an: und nun erst wurden sie Menschen. Sehr richtig sagt Büffon: ohne Finger wäre der Mensch nie Mensch geworden.

Eine große Menschen-Masse, oder richtiger zu sagen, mehr als zwey Drittel des Menschen-Geschlechts, waren von je her blos mit technischen Arbeiten beschäftiget, und werden es auch, wegen der immer verwickeltern Zusammengesetztheit der menschlichen Verhältnisse, immer seyn müssen.

Für natürlich-mittelmäßige oder wenigstens unausgebildete Geister ohne Zweifel die angemessenste Art der Beschäftigung: indem sie den Körper übt, ohne den Geist anzustrengen, und diesen durch die einförmige Art der Thätigkeit zu einer gewissen Einförmigkeit des Ideen-Ganges und der Empfindungen gewöhnt, wodurch die rohe und unruhige Leidenschaft besänftigt, und gleichsam beschwichtiget wird.

§. 3.

Aesthetischer Kunsttrieb, oder schöner Kunstsinn.

Ein späterer, aber dem technischen Formtriebe dicht-ankeimender Sprößling ist drittens: der ästhetische Kunsttrieb, oder besser, der schöne Kunstsinn.

Da das Schöne eine gewisse höhere Vernunftbildung voraussetzt, die nur durch mannigfaltiges Beob-

achten, Vergleichen und Zusammensetzen ästhetischer Eindrücke einer und derselben Gattung erlangt werden kann: so erwacht auch der in unserm Gemüth schlummernde Trieb dafür später merkbar, als der technische Formtrieb, der nur eine gewisse Ausbildung und Festigkeit der Glieder des Körpers zu erwarten scheint.

Kein ungebildetes Volk hatte jemals reinen Sinn für das Schöne: ein Gemählde, ein Standbild, eine anmuthige Gegend wirken auf rohe und ungeübte Sinne des Landmanns, des gemeinen Volks, des Kindes, nur als etwas angenehmes, d. h. als etwas, das Sinnen-Reiz gewährt, die Sehnerven schmeichelhaft berührt, und gewisse frohe, belebende Vorstellungen aufweckt.

Da indessen die productive Einbildungskraft, diese Mutter der Schönheit, frühe schon ihre Thätigkeit übt: so entwickeln sich auch die ersten Keime des ästhetischen Sinnes viel früher, als der Mensch jene höhere Vernunftbildung erreicht hat.

Jedes Kind trägt in seinem kleinen Geist ein Chaos von Vorstellungen, über dessen mannigfaltige Zusammensetzung und verschiedene Gestaltung es unaufhörlich brütet. Der eingeschränkte Erfahrungskreis eines drey-vierjährigen Lebens erweitert sich unter der schöpferischen Zauber-Hand der Einbildungskraft zu einem ausgebreiteten und handlungsvollen Schauplatz seiner Vorstellungen. Im Winter mahlen sich die Kleinen Scenen des Sommers: im Sommer Scenen des Winters; aus dem Zimmer versetzen sie sich mit ihren Gedanken in den Garten, aus dem Garten in das Zimmer:

wenn der Augenblick der Gegenwart an Unterhaltungsstoff erschöpft ist; dann rufen sie sich Bilder der Vergangenheit oder Erwartungen der Zukunft ins Gemüth. Welche Beweglichkeit der Einbildungskraft! Welche Unendlichkeit von Bildern und Gestalten!

Eine Puppe ist unter allen Gegenständen von bestimmter Gestalt für Kinder das unterhaltendste Spiel: eben weil ihre Einbildungskraft die mannigfaltigen Handlungen, Geberden und Stellungen der Menschen auf das todte Bild übertragen und demselben andichten kann. Schon hier also verräth sich das Geschöpf, dem unter allen Wesen der Mensch das interessanteste ist, und welches die Richtigkeit des Popischen Satzes anerkennt:

The proper study of mankind is Man:

Dem Menschen ist der Mensch die eigenthümlichste der Wissenschaften.

Daß Epos und Schauspiel zu den ersten und natürlichsten Dichtungsarten gehören, können wir aus den abentheuerlichen Erzählungen lernen, welche unsre Kinder von jedem kleinen Vorfall, der ihre Einbildungskraft rührt, zusammen zu bilden pflegen: können wir aus ihrem Pantomimisiren, Dramatisiren und Parodiren menschlicher Handlungen und Geschäftigkeit lernen. Soldaten, Schulmeister, Prediger, Wirthe und Wirthinnen, und überhaupt alles, was einen handlungsvollen Stoff darbietet, das sehen wir Knaben und Mädchen vorzüglich gern spielen.

Das eigenthümliche Behagen der Kinder an Geister- und Gespenstergeschichten, so wie an allem Aben-

theuerlichen und Wunderbaren, erklärt uns sehr natürlich Art und Entstehung der Mythen und Volkssagen, welche der philosophische Geschichtschreiber als Ammen-Märchen, erzählt an der Wiege des Menschen-Geschlechts, zu betrachten hat, und die, wie bekannt, die Quelle der erhabensten Dichtungen griechischer und römischer Poesie sind.

In einer ähnlichen Thätigkeit, wie wir's an den Kinderseelen gezeigt, scheint die productive Einbildungskraft auch in den Erwachsenen, oft ihnen selbst unbemerkt, zu seyn, und sich aus einer Menge gleichartiger Eindrücke, die gefälligsten, die (im Verhältniß zu der Aehnlichkeit) schönsten — zusammen zu bilden.

Denken wir uns, zum Beyspiel, eine Menge menschlicher Gesichtsformen, die, als solche, einander gleichartig sind: so wird die schönste dieser Gesichtsformen keine andre, als diejenige seyn, welche unter den gegebenen ein mittleres Verhältniß bildet, und welcher daher keine einzige der wirklichen Gesichtsformen ganz entspricht. (S. Krit. der ästh. Urtheilskraft.)

Der Kreis derjenigen Gestalten der Dinge, welche sich den äussern Sinnen zur Anschauung darstellen, oder auch der Eindrücke, welche den innern Sinn (durch Empfindung) beschäftigen, bestimmt Art und Maaß der geistigen Schöpfungen der Einbildungskraft, die, da sie einen gegebenen Stoff bearbeitet, auch ihre Vorstellungen und Gestalten nur den gegebenen ähnlich bildet.

Hieraus erhellet, daß es eine abstechende Verschiedenheit des schönen Kunstsinns oder, wie man sich aus-

zudrücken pflegt, des Geschmacks geben wird: je nachdem der Seh- und Empfindungskreis der Menschen, unter den Völkern, in den Himmelsstrichen, oder in verschiedenen Jahrhunderten, von einander abweicht. Anders muß sich das Gedankenbild menschlicher Schönheit in der Seele eines rohen und von der Sonne verbrannten Negers, anders in der Seele eines feinen und unter dem mildesten Sonnenstrahl wohnenden Griechen abschildern.

So ist's mit diesen, und so mit allen übrigen Eindrücken des Schönen bewandt: überall wird der durch eine Menge ausgesuchter schöner Eindrücke geübtere Sinn auch der richtigere Beurtheiler des Schönen seyn.

Auf diese Art äussert sich also der Kunstsinn in jedem einigermaßen entwickelten Menschen-Gemüth mit eben der Allgemeinheit, wie die productive Einbildungskraft selbst sich äussert.

Was thut nun aber der Künstler?

Entweder stellet er uns durch seine Kunst gewisse von ihm oder von uns selbst empfundene schöne Eindrücke (Menschen-Gestalten, liebliche Gegenden) dar: oder er giebt jenen schwebenden unbestimmten Gestalten der Einbildungskraft (Idealen) Wirklichkeit, die er sich selbst aus verschiedenen wirklichen Eindrücken zusammensetzt.

Einen Apoll von Belvedere, eine Mediceische Venus, eine Madonna von Raphael erklären alle gebildetere Menschen für schön — und dies mit einer Allgemeinheit des Beyfalls, die an

jene gränzt, mit welcher wir irgend einer großen Vernunft-Wahrheit beypflichten.

Woher dies?

Dem Künstler ist es gelungen, in seinem Meissel- oder Pinsel-Gebilde Züge männlicher oder weiblicher Schönheit wie in einem Brennpunkt zu vereinigen, die sich entweder einzeln, in der Erfahrung, unserer Beobachtung darstellten; oder die seine Einbildungskraft aus verschiedenen wirklichen in ein bestimmtes Ganze zusammenschuf, wie es uns Nicht-Künstlern unbestimmt vorschwebte.

Daher — jener allgemein-bemerkte Eindruck großer Kunstwerke, nach welchem wir uns überreden, irgend eine ähnliche Gestalt schon gesehen, irgend einen ähnlichen Charakter, z. B. eines Schakespärischen Trauerspiels, schon in der Erfahrung angetroffen zu haben, — die nur in diesem und jenem kleinen Zuge von der Darstellung des Künstlers abweichen.

Allgemeiner Kunstsinn, wie er da jedem unverbildeten Menschengemüth beywohnt, und uns zu richtig-fühlenden Beurtheilern der Werke der Kunst macht, unterscheidet sich von Künstler-Genie, welches, wie wir wissen, nur wenigen verliehen ward, dadurch, daß das letztere die schönen Gebilde jenes schöpferischen Vermögens in uns in ein bestimmtes Ganze zusammen zu fassen, und äusserlich, z. B. durch den Meissel, durch Worte, durch Geberden, durch Töne, darzustellen vermag; dagegen der Kunstsinn nur einzelne Züge jenes Ganzen, nicht aber das Ganze selbst, nach Umriß und

Haltung ausbilden, und es dann, von andern äußerlich im Kunstwerk dargestellt, als den ausgesuchtesten wirklichen Eindrücken oder Schöpfungen seiner Einbildungskraft entsprechend, anerkennen kann.

Trügen wir nicht gewisse einzelne Züge eines solchen Charakters, wie uns Schakespear in einem Hamlet, Goethe in einem Göz von Berlichingen aufstellt, in unserm Gemüth: würden wir im Stande seyn, die Richtigkeit der Zeichnung des Ganzen zu beurtheilen, und das Schöne dieser Dichtungen zu empfinden?

Könnten wir aber jene uns obschwebende einzelne Züge in ein bestimmtes Ganzes zusammenfassen, und ihm Umriß und Haltung geben: dann brauchte es nur — der Worte, um den Anschauungen des reinern Sinnes Wirklichkeit zu geben. Eben das bestimmte Zusammenfassen des Ganzen aber ist's, was das Kunst-Genie des Dichters von dem richtig-beurtheilenden Kunstsinn unterscheidet: denn durch jenes wird die wirkliche Darstellung allein möglich.

Da zwischen Mensch und Mensch die meisten und innigsten Berührungspunkte statt finden, und wir uns selbst also überall der interessanteste Gegenstand sind: so wird auch der Mensch der vorzüglichste Gegenstand schöner Darstellung seyn: indem unsre innern und äussern Sinne sich insbesondre auf die Menschen heften, die verschiedenen Charakterzüge seines Wesens beobachten, und der Einbildungskraft als Stoff zur Bearbeitung darbieten.

Und da ferner an dem Menschen der Geist das charakterischste, das handlungs= und beziehungsvollste ist; so wird die Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen der eigenthümliche Zielpunkt des Schön=Künstlers seyn, und die schönste, äussere Menschen=Gestalt sich nur durch den ihr entsprechenden Ausdruck der Geistigkeit vollenden.

Darstellungen des Schönen sind also möglich —

entweder durch wirkliche Nachbildung schöner Gestalten: wie sie die Bildhauer= und Mahler=Kunst (und, wenn man will, auch die Bau=Kunst) liefert:

oder durch den lebendigen Ausdruck leidenschaftlicher Bewegungen und Stellungen des Körpers, wie sie uns der Schauspieler und der Tänzer sehen läßt:

oder durch Worte, als Zeichen des innern Sinnes, d. h. unserer Gedanken und Empfindungen: die Darstellungsart des Dichters, des Redners und schönen Schriftstellers:

oder durch Töne, als Zeichen der Empfindungen, welche die geistige Bedeutsamkeit der letztern mit angenehmen Schwingungen der Gehörwerkzeuge verbinden: Zeichen, deren sich die Ton=Kunst bedient.

Die lieblichsten Gestalten der Dinge, die gefälligsten Ansichten derselben, die rührendsten Empfindungen — das vortrefflichste und edelste also, was sich an den sichtbaren Gestalten der Natur, oder an dem Menschen, unserer Beobachtung darstellt, so wie nicht weniger das,

was

was die Einbildungskraft aus den wirklich-empfundenen Eindrücken zusammen zu schaffen vermag, — (idealisch-schöne Gegenden, Menschen-Gestalten und Menschen-Charaktere) — sind die Gegenstände der schönen Künste.

Welch ein Adel der schönen Künste! Mit den ausgesuchtesten Formen der lebendigen und der leblosen Schöpfung, mit den edelsten und rührendsten Gedanken und Empfindungen der Geisterwelt, bevölkern sie ihr Reich: die Mängel einer unvollkommnen Wirklichkeit ergänzen sie durch Ideale; die stumme und taube Sinnlichkeit beseelen sie durch Geistigkeit; von allem, was sich den Bemerkungen der Sinne darstellt, wählen sie sich nur das Beste und Vortrefflichste, um es mit Grazienhand nachzubilden oder zu veredeln: unser eigenes, körperliches und geistiges, Selbst strahlt uns aus ihrem reinen Spiegel in seinen zartesten und erhabensten Gestalten und Modifikazionen entgegen.

Eben hieraus ergiebt sich aber auch die Feinheit der ursprünglichen Elemente des schönen Kunstsinnes, so wie die Seltenheit seiner vollkommenen Ausbildung. Nur da, wo die Bedürfnisse des Lebens ihn nicht mehr ängstigen, kann sich der Mensch jedem schönsten Eindruck der Aussendinge und jedem zartesten Gefühl der Menschheit unbefangen überlassen, und jenen, wie dieses, gleichsam bis zu einer stehenden Form des Gemüths ausbilden.

Nur bey einem vorzüglichen Grade der Vernunftbildung und der Verfeinerung aller

seiner Ansichten und Empfindungen, wird er im Stande seyn, aus der rohen Masse von Gestalten der Dinge, von Vorstellungen und Empfindungen, die lieblichsten, gefälligsten und harmonischesten herauszusondern.

Nur unter einem Himmelsstrich, wo die Natur ihre sanftesten und erhabensten Reize ausbreitet, wo der menschliche Körper alle Zartheit und alle Vollkraft entwickelt, und unter diesem Himmelsstrich in der Mitte eines Volks, welches von mühseligem Druck und von üppiger Muße, von alles=lähmender Armuth und schwelgerischem Ueberfluß gleichweit entfernt, den Körper pflegt, ohne ihn zu verzärteln, den Geist verfeinert, ohne ihn gleichsam auszutrocknen oder abzustumpfen — nur da kann der Kunstsinn eine gewisse Höhe erreichen.

Nur bey einer gewissen herrschenden Allgemeinheit des Kunstsinns endlich kann das Künstler-Genie jeder Gattung Aufmunterung und Gelegenheit zur Ausbildung erhalten.

Ursachen genug von der Seltenheit des reinen Kunstsinnes, wie der Meisterstücke der Kunst! Ursachen genug, daß uns die Geschichte bis dahin nur ein einziges Volk, und selbst dies nur in einer kurzen Blüthen=Epoche seiner Existenz, daß sie uns das einzige Griechen=Volk von der Periode des Perikles an, bis zu der des Alexander, mit jener schönen Aussteuer veredelter Humanität gesegnet, darstellt.

Da Worte die vielseitigste, geistigste, zarteste und feinste aller Darstellungsarten des Schönen sind: so wird auch ein vorzüglicher Grad der Voll-

kommenheit in der Dicht- und Rede-Kunst für Ausbildung und Feinheit des Kunstsinns eines Volks am meisten beweisen.

Denken wir uns ein Menschengeschlecht mit erleuchteter Vernunft, mit verfeinertem Gefühl, und zugleich im Besitz einer gewissen Gemächlichkeit: welchen andern Genüssen wird es eifriger nachstreben, als denen, welche ihm die schönen Künste darbieten? Was kann es edel-unterhaltenderes thun, als jede Zartheit und jede Erhabenheit seiner Gattung in ihrem reinsten Spiegel betrachten?

Daher — der allgemeine Hang für schöne Kunst in Tagen der Cultur!

Da aber alle schöne Künste als Gegenstände des freyen Spiels der Einbildungskraft und der Empfindung, gewisse angenehme Schwingungen des Lebensgefühles erregen, und mit diesen ihre Wirkung auf das Gemüth, so wie anfangen, (s. oben) also auch enden; so werden sie von der rohen Hand der Ueppigkeit und der Schwelgerey gewöhnlich auch nur zu diesen grob-sinnlichen Zwecken benutzt werden; und ein Conzert, eine Oper, ein geistreiches Gedicht, wird einem Pariser Stutzer, einem Herzog Richelieu (dem berühmten Weiber-Verführer) fast nichts mehr, als ein feineres Reizmittel erschlaffter Nerven, höchstens ein Gegenstand eitler Ziererey und leerer Glanzsucht seyn.

§. 4.
Der Wißtrieb.

Auf den ästhetischen Kunsttrieb lassen wir folgen den Wißtrieb, dessen Keime gleichfalls zu den allerersten gehören, welche auf dem fruchtreichen Gefilde menschlicher Natur sprossen.

„In unserm Geiste wohnt, sagt Cicero, eine unersättliche Begierde zur Erkenntniß des Wahren. So „oft wir uns daher von Geschäften und Sorgen frey „fühlen; so wünschen wir etwas zu sehen, zu hören, „zu lernen, und halten die Erweiterung unserer Kenntnisse für etwas zum glücklichen Leben Unentbehrliches." Das ist Ausdruck des reinen Naturgefühls eines veredelten Geistes, in welchem auch die vielumfassendsten Geschäfte staatsbürgerlicher Thätigkeit jenen ursprünglichen Charakterzug nicht verwischen oder auslöschen konnten.

Der Wißtrieb ist gleichsam der geistigste Sprößling des Erweiterungstriebes: durch jeden neuerworbenen Begriff, durch jede neue Vorstellung, durch jeden neuen Eindruck, fühlen wir unser geistiges Daseyn erweitert. S. den Abschnitt von dem Erweiterungstriebe.

Jenes Haschen, Drängen und Hinströmen der gemeinsten Menschenseelen nach allem, was neu, ungewöhnlich, sonderbar, jene so genannte Neugier, ist nichts anders, als Wißtrieb, eingeschränkt auf Vorfälle der Tagesgeschichte: es ist das eigentliche „auere aliquid videre, audire, addiscere" des Cicero. Denn so wenig auch dem gebildetern Geist Vorfälle der Art

genügen: so fühlt sich doch der gemeinere dadurch von jener Ebbe, zu welcher auch ihn die alltäglichsten Alltäglichkeiten gleichsam austrocknen, für einige Augenblicke glücklich befreyt, und es tröpfeln ihm einige Tropfen abwechselnder Unterhaltung zu.

Mit welcher Heißgier die armseligen Wilden einer unbesuchten Insel der Südsee zu dem Ufer hinflocken, an welchem ein Europäisches Schiff landet! wie geheftet sie dastehn, und staunen und starren, und hier, durch den Anblick der neuen Dinge und der neuen Menschen, Stoff sammlen zu Unterhaltungen und Erzählungen — bis auf Kindes-Kind!

Für Kinder ist es kein geringeres Bedürfniß, ihren kleinen Geist mit neuen Eindrücken, neuen Vorstellungen zu bereichern, als ihrem Körper Speise und Trank zu reichen. Wie ihr Mund nach der nährenden Mutterbrust, so richtet sich ihr Auge nach dem Lichtstrahl, welcher dem Geist die ihm angemessene Speise zuführen soll. Diese wundervolle Welt ist für sie ein optischer Kasten, dessen zahllos-wechselnde Gestalten und Erscheinungen ihnen gleichviel Belehrung und Unterhaltung gewähren: Langeweile, bey mangelndem Stoff an Neuigkeiten, ist, wie wir oben schon angemerkt, auch für sie einer der quälendsten Zustände.

Nirgend aber strahlt der Wißtrieb reiner und herrlicher, als in dem zur Vollkraft aufstrebenden Geist des Jünglings.

Das unermeßliche Gefilde der Wissenschaften verschlingt er gleichsam mit seinen Blicken, wie das ehr-

geizige Auge des Helden ein zu eroberndes Königreich. Gedanke scheint ihm das Vortrefflichste, das Höchste am Menschen, und jede andre Art menschlicher Thätigkeit klein und unter der Würde vernünftiger Geister zu seyn. Welch eine erhabene Bestimmung, ein denkender Beobachter der Wunder der Natur und ihres tausend-färbigen Wechselspiels der Erscheinungen zu seyn! Dem Schöpfer in seiner Werkstätte nachgehen, und die Geheimnisse seiner allmächtigen Hand ausspähen! als ein endlicher Geist erklären, was der Unendliche that.

Wir sind alle geborne Encyklopädisten: nichts geringeres, als die ganze unendliche Welt wollen wir in unsern Geist übertragen: in der Erweiterung seiner Selbst durch Wissenschaft scheint er, wie im angestammten Aether, zu leben und zu weben.

Erst durch das Gefühl der Nothwendigkeit, daß wir, um in irgend Einem Fach der Wissenschaft etwas Vorzügliches zu leisten, uns von dem unermeßlichen Gefilde menschlicher Erkenntniß ein einziges ausschließend zur Bearbeitung erkiesen und gleichsam abgränzen müssen, lernen wir den natürlichen Hang zum Alles-Wissen einschränken. Aber tausend Bedürfnisse und Sorgen, die uns in der Folge des Lebens drängen, vermögen es nicht, in dem jungen Geist, der einmal das unaussprechlich-Süße der Götterspeise gekostet, den Hang dafür zu erdrücken: jede neue Entdeckung im Reich der Wissenschaft berührt ihn, auch in der Abspannung durch fremdartige Beschäftigungen, mit einer besondern Innigkeit, und setzt ihn

in jene glücklichern Zeiten zurück, wo ihm der Denker das höchste Ideal der Menschheit schien.

Wie alle geistige Entwickelung unter dem Druck körperlicher Bedürfnisse erliegt; so auch — der Wißtrieb.

Nur da, wo der Geist, frey und ungehindert, in seinem eigenthümlichen Gebiet, im Reich der Ideen, leben und, gleichsam ohne Gedanken an den Körper, jeden kühnsten Flug wagen kann; nur da, wo ein gewisser Hang zu geistigen Beschäftigungen und Vergnügen wenigstens eine gewisse Anzahl auserlesener Geister in den Stand setzt, dem reinen Wissen zu leben, und dadurch für den größern Haufen reinen Stoff in die Hände zu arbeiten; nur da, wo der Geist nicht blos als die feinste Hand des Körpers, sondern nach seinem eigenthümlichen selbstständigen Werthe gewürdiget wird; — nur da kann der Wißtrieb seine vielzweigigte Sprossen treiben, und die Welt der Erkenntniß mit Saamen befruchten, deren Anpflanzung und Ausbildung ein ewig-daurendes Menschen-Geschlecht beschäftigen könnte.

Eine zwiefache Quelle der Erkenntniß fließet für unsern Geist.

Denn zuvörderst verschließt er in sich selbst einen unermeßlichen Schatz der wichtigsten und allgemein-anwendbarsten Wahrheiten. Logik, Metaphysik, Moral, allgemeine Rechtswissenschaft und Gesetzgebung, insbesondere aber auch Mathematik, diese erhabene Mitgesetzgeberin der

Natur, quillen aus ihm selbst hervor, und bilden den Kreis der sogenannten Vernunft-Erkenntnisse.

Da es zur Bearbeitung dieser Gattung von Wahrheiten nur der reinen Selbstbeschauung des Geistes bedarf: so wird er überall darin Fortschritte machen, wo er die aus sich selbst geschöpften Begriffe mit ausharrender Thätigkeit entwickeln kann. Einige große Denker werden hinlangen, um hier ganze Wissenschaften zu erschöpfen. So — in Griechenland, wo Logik, Metaphysik, Moral-Philosophie und Mathematik sich in weniger als zwey Jahrhunderten, zu einer noch jetzt von uns angestaunten Höhe emporschwangen.

Die andre Erkenntnißquelle ist Erfahrung und Beobachtung, vermittelst deren er sich über die ganze sichtbare Natur verbreitet, und diese nach Grund und Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt. Diese Gattung von Kenntnissen heißt Erfahrungs-Wissenschaft.

Hier langt der Geist sich selbst nicht hin: hier langen ihm, auch selbst nur zu Beobachtungen, nicht einmal die geübtesten Sinne des Körpers hin: es braucht neuer, oder wenigstens bis ins tausendfache verstärkter Sinne (Telescope, Mikroscope, anatomischer Messer), neuer Zusammenstellungen und Mischungen der natürlichen Dinge (Versuche); es braucht tausend größerer und kleinerer Zufälligkeiten zur Entdeckung der Beobachtungswerkzeuge; es braucht eines gewissen allgemeinen Verkehrs der Bewohner der Erde unter einander zur Mittheilung der

verschiedenen Produkte und Erscheinungen verschiedener Himmelsstriche, wenn die Erfahrungswissenschaften mit glücklichem Fortgange bearbeitet werden sollen.

Alle diese Umstände vereinigten sich nur in Neu-Europa seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, und insbesondere in dem achtzehnten Jahrhundert: in welchem Handel und Schiffahrt den größten Theil der bewohnten Erde in ein offenes Naturalien-Kabinett zu verwandeln angefangen.

So wesentlich verschieden und auf immer von einander abgesondert Wissen und Handeln auf den ersten Anblick zu seyn scheinen: so ist doch erweiterte Wissenschaft von unaussprechlichem Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse: sie erleichtert die Herbeyschaffung unserer Bedürfnisse, vermehrt unsre Bequemlichkeiten, schafft uns neue Vergnügen: sie begründet und erhält uns, was mehr als alles sagen will, eine moralische und physische Selbstständigkeit, vermittelst deren wir unser Daseyn von moralischem Druck, so wie von physischen Uebeln unabhängig machen, und uns, bis zu einem gewissen Grade, der Sclaverey der Natur selbst entziehen: sie, die Wissenschaft, wird dem Menschen-Geschlecht eine zweyte, selbstgeschaffene Vernunft, unter deren Leitung wir nun desto sicherer den Weg des Lebens wandeln. War es gleich bis dahin noch nie der Fall, und wird es vielleicht auch nie seyn: so liegt es doch in der Natur der Sache, daß das erleuchtetste Volk der

Erde auch das moralisch-veredeltste und physisch-glücklichste seyn kann.

Mit den vortrefflichsten Anlagen begabt, durch die unwiderstehlichsten Triebe zur Entwickelung dieser Anlagen gespornt, würde der Mensch, allein und ohne Gesellschaft, oder auch für immer nur in kleinere, häusliche Cirkel eingeschränkt, nie das große Geschöpf geworden seyn, zu welchem er sich nun in der Gesellschaft ausgebildet hat, und in ihr allein ausbilden konnte. Daher krönte die Natur alle seine übrigen Triebe mit dem Geselligkeitstriebe.

§. 5.

Geselligkeitstrieb.

Man hat sehr richtig gesagt: Was der Mensch wird, das wird er durch Gesellschaft: das beste, das vortrefflichste, wozu er sich entwickelt, macht er sich nur in ihr und durch sie eigen. Durch Gesellschaft erhält die edle Menschen-Pflanze allererst einen festen Boden, auf welchem sie den nährendsten Saft einsaugen, des befruchtendsten Sonnenscheins genießen, jede schöne Knospe entfalten, jede Blüthe zur Frucht treiben, und alle Zweige ausbreiten kann.

In dem ganzen Natur-Umfange herrscht zwischen gleichartigen Kräften gegenseitige Anziehung und Bestreben zur Vereinigung: und eben so wird insbesondre jedes lebendige Wesen, welches, durch den Grundtrieb seiner Natur, den Selbsterhaltungstrieb, sich selbst das erste, das wichtigste ist, zu Seinesgleichen hinge-

zogen, als zu seinem ausserhalb dargestellten und anschaulichen Selbst, in welchem es, wie in einem Spiegel, jeden seiner natürlichen Charakterzüge wahrnimmt, und daher auch, bey dem Anblick desselben, von ähnlichen Empfindungen, wie gegen sich selbst, durchdrungen wird.

Daher ist der Geselligkeitstrieb, so wenig es auf den ersten Anblick scheinen sollte, auf den Selbsterhaltungstrieb gepropft: und es kann deshalb nicht schwer seyn, ein System gesellschaftlicher Verhältnisse (ein Moral-System) einzig auf Selbstliebe zu gründen, wie es auch einige Philosophen zu thun versucht haben: wenn gleich ein solches System sich nie bis zur reinen Sittlichkeit erheben kann.

Schon einige Thiere leben in Gesellschaft, und ihre ganze Lebensökonomie ward von dem Schöpfer darauf berechnet. Dies ist der Fall mit den Bienen, den Bibern, den Elephanten, den Zugvögeln: und gerade diese Heerden-Thiere sind es, vorzüglich, wenn sie, wie die Bienen oder die Biber, durch ununterbrochene Gesellschaft vereinigt leben, welche durch ihre von uns so genannten Kunsttriebe und Kunstfertigkeiten am meisten unser Staunen erregen, deren Entwickelung die Natur durch diesen Hang zur Geselligkeit recht eigentlich beabsichtet zu haben scheint.

Gerade um der erhabenen Zwecke und bewundernswürdigen Kraft-Entwickelungen willen, welche die Mutter der Dinge sich mit dem Menschen vorgesetzt hatte, war es unerlaßlich-nothwendig, daß sie ihn zu einem geselligen Geschöpf bildete, und jene Sympathie

gleichartiger Naturen für einander in den Anlagen seines Wesens verstärkte.

Geschlechtsliebe ist die erste Frucht des Triebes zur Geselligkeit: und Geschlechtsliebe war auch, wie wir in der Folge besonders zeigen werden, der erste harmonien-reiche Anklang zum geselligen und veredelten Menschen-Leben. Ein selbsthervorgebrachtes Wesen seiner Gattung strahlte ihm nur desto reiner und gefälliger das Bild seines eigenen Selbst zurück, strahlte es ihm zurück in jedem zartesten und rührendsten Zuge, machte ihm sein geheimnißvolles Innere gleichsam sichtbar und anschaulich, zog ihn zu seiner Gattung nur desto unwiderstehlicher hin, und vermehrte jene ursprüngliche Anziehungskraft oder Sympathie für Seinesgleichen, welche, wie wir gesehn, schon in dem Selbsterhaltungstriebe gegründet ist.

Ausser dem Geschlechtstriebe ward der Mensch, in den früheren Epochen seiner Existenz, vorzüglich auch durch das Bedürfniß zur gesellschaftlichen Verbindung hingetrieben. Abwehrung großer Heerden von wilden Thieren, Hemmung oder Ableitung ausgetretener Flüsse, Bau der Hütten und Häuser, und jedes Unternehmen, welches eine große Summe von Kräften und ausserordentliche Anstrengungen erfoderte, zwangen ihn, die Kräfte mehrerer Individuen zusammenzurufen, mehrere Hände zu vereinigen.

Sehr richtig sagt ein trefflicher Denker: die Londner Brücken, die Languedocer Kanäle, die gebahnten Heerstraßen, die abgetragenen Berge und abgeleiteten Flüsse, — Werke,

ohne welche menschlicher Kunstfleiß und Betriebsamkeit auf ihrem Wege unübersteigliche Hindernisse gefunden haben würden, — bezeugen es zur Gnüge, daß es Absicht der Natur war, die Menschen nicht nur durch die Bande der Geselligkeit überhaupt zu verknüpfen, sondern sie auch zu großen Gesellschaften, zu viel-verbreiteten Reichen und Staaten zu verknüpfen.

Zwey eigenthümliche Gefühle entwickelt der Geselligkeitstrieb, nämlich: Liebe und Achtung für Menschen und menschliche Natur überhaupt.

Das erste dieser Gefühle (Liebe) gründet sich auf die sympathetische Zusammenstimmung gleichgeschaffener Naturen, welche wir so eben als eine Art von geistiger Anziehungskraft gleichartiger Lebensstoffe darstellten, und worauf die Natur vorzüglich auch die Erhaltung des Geschlechts (vermittelst des Geschlechtstriebes) gründete: indem sie, nach allem, was uns die Philosophie der Naturgeschichte lehrt, organisches Leben nur durch gleichartiges Leben hervorbringen zu können scheint.

Das andre (Achtung) gründet sich auf die Anerkennung des intellectuellen Werths und der moralischen Würde der vernünftigen Natur. Ein Wesen nämlich, welches, wie der Mensch, durch Vernunft im Stande ist, Zusammenhang und Verhältniß der Dinge zu durchschauen, muß natürlich ein Wesen schäzzen, welches durch seine technische und intellectuelle Anlagen einen hohen Grad der Brauchbarkeit hat,

und welches, durch die ihm eigenthümliche Selbstbestimmung, alle diese Anlagen entweder ihm selbst zum Nutzen anwenden, oder auch gegenseitig zu seinem Schaden gebrauchen kann, wie es keins der andern Erden-Geschöpfe zu thun vermag. Selbst in technischer und intellectueller Rücksicht mußte also der Mensch dem Menschen ein Gegenstand der Werthschätzung seyn, wie es ihm keines der andern Mitgeschöpfe jemals seyn kann.

Diese technische und intellectuelle Schätzung der Menschen-Natur erhebt und veredelt sich durch das später-entwickelte moralische Gefühl zur reinen Achtung (wie wir sogleich ausführlicher zeigen werden). Aber die Elemente dieser reinen Menschen-Achtung sind schon in der eben-erklärten Werthschätzung enthalten.

Auf Liebe und Achtung des Menschen gegen Menschen beruht die gesammte Moral, mithin auch die moralische Entwickelung, die in der Gesellschaft allein beginnt, und allein sich vollendet.

Welch eine unermeßliche Erweiterung gewinnt hier der menschliche Bildungskreis durch den Geselligkeitstrieb. Alle Leidenschaften und besondern Neigungen, welche sich durch Umgang und Verbindung mit den Menschen entfalten, treiben nun in voller Kraft und Blüthe: und alle sprossen aus zwey Wurzeln hervor, —

Mittheilungstrieb (Mittheilsamkeit) und Ehrtrieb.

Jener entspricht dem Gefühl der Liebe, dieser dem Gefühl der Achtung: jener befaßt die weicheren, die-

ser die stärkeren (von Kant so genannten wackern, rüstigen, muth- und kraft-weckenden) unter den geselligen Neigungen und Leidenschaften.

Vermöge der Mittheilsamkeit oder des Mittheilungstriebes wollen wir unsern vernünftigen Neben-Wesen Liebe und Theilnahme für uns einflößen, so wie gegenseitig ihrer liebenswürdigen Eigenschaften genießen: durch den Ehrtrieb und durch jede ihm verwandte rüstige Leidenschaft werden wir gespornt, uns anderer Werthschätzung zu erwerben. Mittheilsamkeit und jede ihr verwandte weichere Neigung, z. B. Freygebigkeit, Sanftmuth, Dienstfertigkeit, neigt uns zum Genuß hin; Ehrtrieb mit seinem Gefolge, z. B. Stolz, Eifersucht, Prachtliebe u. s. w. spornt uns zur Thätigkeit.

Auf eine sonderbare Art mischen sich diese beyden, einander entgegengesetzte, und in Einzelwesen, so wie in der größern Gesellschaft so oft schnurstracks-entgegenwirkende, Wurzel-Triebe aller geselligen Neigungen, mischen sich, sagen wir, Mittheilsamkeit und Ehrtrieb, in jeder unverdorbenen Menschen-Natur harmonisch-gefällig zusammen. Jeder Mensch, den Leidenschaft oder Gewohnheit noch nicht verderbten oder verzärtelten, will von andern nicht nur geliebt, sondern auch geachtet, nicht nur geachtet, sondern auch geliebt seyn; sucht in der Menschen-Gesellschaft Genuß; und wünscht gegenseitig durch Thätigkeit auf sie einzufließen: wünscht zu anderer Glück beyzutragen; aber auch von ihnen als ein durch gewisse Vorzüge schätzbares Individuum gewürdigt zu

werden. Selbst durch Liebenswürdigkeit sucht man oft zu herrschen: so wie alle Bestrebungen des Ehrgeizes (zu herrschen), wodurch wir uns so leicht verhaßt machen, einen Hang voraussetzen, uns den Menschen mitzutheilen: indem wir alle Springfedern der Thätigkeit in Bewegung setzen, um uns ihre Werthschätzung zu sichern.

Die Mischung von Mittheilsamkeit und Ehrtrieb, welche jedem unverdorbenen Gemüthe beywohnt, gründet sich auf die Natur wahrer Liebe und wahrer Achtung: indem jene sich durch diese, diese sich durch jene vollendet. Wir fühlen uns von wahrer Liebe durchdrungen nur für diejenige Menschen-Natur, die wir zugleich achten; von wahrer Achtung nur für die, welche wir zugleich lieben können. Beydes streben wir daher auch, an uns selbst zu verwirklichen: wir suchen, heißt das mit andern Worten, uns andern liebens- und achtungs-werth zu machen; suchen uns als Wesen zu zeigen, die der liebenswürdigen Eigenschaften der ihnen verwandten Naturen zu genießen, aber auch, durch gewisse technische, intellectuelle oder moralische Vorzüge, dieses Genusses würdig zu seyn wünschen.

Die gefälligste Art dieser Mischung von Mittheilsamkeit und Ehrtrieb in der menschlichen Natur stellet uns das ächte Künstler-Genie dar: und man betrachtet daher die schönen Künste mit Recht als Erzeugnisse menschlicher Geselligkeit. Kein Dichter, kein Mahler, kein Tonkünstler — ohne Gesellschaft. So bald sie, durch den von dem Geselligkeitstriebe freilich unabhängigen Instinct für den Gegen-

stand

stand ihrer Kunst; diesen bis zu einiger Vollkommenheit ausgebildet, wollen sie ihre Freude daran andern mittheilen (Liebe, Mittheilsamkeit), und durch diese Mittheilung zugleich sich Ehre und Bewunderung erwecken (Achtung, Ehrtrieb). Daher auch keine schöne Kunst gedeihen kann, wo es an liebenden Theilnehmern und ehrenden Bewunderern fehlt.

Daß Ehrgeiz oft so einzig den Künstler beherrscht, davon liegt die Ursache gewöhnlich in der Gegenwirkung anderer Künstler, oder in ganz verschiedenartigen Leidenschaften, welche die Menschheit des Künstlers in seine Kunstgefühle mischt, und diese dadurch trübt oder erstickt.

Dessen ungeachtet aber werden wir selbst in dem ehrgeizigsten Künstler jeder Art, in Hinsicht auf seine Kunst, Mittheilsamkeit als einen hervorstechenden Charakterzug bemerken.

Etwas ähnliches zeigt sich in allen Kraftäußerungen menschlicher Thätigkeit: Andre zu Zeugen und Bewunderern unsrer Kräfte und Kraftäußerungen zu haben, ist uns überall der mächtigste Sporn zur Thätigkeit. Genuß scheint unser Gemüth am meisten zu verengen und auf unser Selbst einzuschränken: aber Mittheilsamkeit ist eine bekannte Eigenschaft aller Vergnügungssüchtigen: indem Gesellschaft jeden Genuß erhöht: den schwelgerischesten König würde eine kostbare Tafel, ein Schauspiel, eine Oper, ein Conzert, wobey er der einzige Genießer oder Zuschauer wäre, gar sehr langweilen.

Da der Mittheilungstrieb die Gattung der sanfteren, der Ehrtrieb die Gattung der rüstigen Leidenschaften und Neigungen unter sich befaßt, so erhellet daraus die allgemeine Fruchtbarkeit jener Würzel-Triebe an abgeleiteten; indem, wie schon gesagt worden, jede Leidenschaft als ein solcher abgeleiteter Trieb angesehen werden kann.

So sind Freygebigkeit, Wohlwollen, Sanftmuth u. s. f. Absprößlinge der Mittheilsamkeit: Ehrgeiz, Stolz, Eifersucht dagegen leiten sich in den Ehrtrieb zurück.

Der so allgemein-herrschende moralische Nachahmungstrieb steht zwischen Mittheilsamkeit und Ehrtrieb in der Mitte: beyde fließen in demselben verträglich zusammen. Vermöge des Nachahmungstriebes streben wir uns andern gleich zu machen: (Mittheilsamkeit) allein eben durch diese Gleichheit suchen wir uns mit ihnen in Eine Reihe zu stellen (Ehrtrieb).

Unsern Geist, wie unsern Körper, unsre Handlungen, wie unsre Grundsätze, unsre Kleidertrachten, wie unsre Meinungen, bilden wir gewöhnlich nach fremden Mustern. Der Denker und der Künstler haben, wie das vierzehnjährige Mädchen und das putzsüchtige Weib, irgend ein Ideal, dem sie sich nachbilden, das sie zu erreichen, oder auch zu übertreffen streben. Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, und manche andre Leidenschaft mischen sich bald als Ursachen, bald als Wirkungen zu dem Nachahmungstriebe, und werden nie versiegende Quellen, ihn zu beleben und zu verstärken.

(Von dem antagonistischen Triebe zur Originalität in der Folge.)

Noch giebt es gewisse menschenfeindliche Leidenschaften, die sich in der Gesellschaft entwikkeln, die aber nur als unartige Auswüchse des Geselligkeitstriebes, und seiner beyden Wurzel-Aeste, der Mittheilsamkeit und des Ehrtriebes, anzusehen sind. Dahin gehören unter andern Neid, Haß, Grausamkeit u. s. w. Wir beneiden größere Vorzüge, als Hindernisse unsres eigenen Glücks oder Ansehens: wir hassen den, der unserm Glück oder Ruf und Ansehen vorsätzlich entgegen-arbeitet: Grausamkeit, in so fern sich dieser sträfliche Hang in der Gesellschaft entwickelt, ist nichts anders, als ein muthwilliger Mißbrauch überlegener Kräfte. Daher auch grausame Menschen gewöhnlich stolz und ehrgeizig sind.

Nächst den genannten Abarten menschlicher Natur scheinen Geiz und Eigennutz am meisten der Geselligkeit entgegen zu seyn.

Aber — versetzet den Geizigen mit seinen vollen Kasten in eine leere Wüste, jedoch ohne Hoffnung, jemals in die Gesellschaft zurückzukehren: und die vollen Kasten werden, selbst wenn er dort ihren goldenen Gehalt auf irgend eine Art, zum Beyspiel durch mühsames Nachgraben in den Schlünden der Erde, mit jedem Tage vermehren könnte, alle Reize für ihn verlieren: er wird sich wenigstens nicht mit dem Gedanken schmeicheln können, der, wie bekannt, in dem Gemüth eines jeden Geizigen schlummert, daß er, wenn er nun wollte, durch den Gebrauch der eingeschlossenen Reichthümer,

andre, und insbesondre auch diesen und jenen, an Aufwand, an Pracht und Ansehn überglänzen könnte.

Es ist also von selbst klar, daß Neid und Eigennutz, so widersprechend es auch auf den ersten Anblick scheinen könnte, auf den Geselligkeitstrieb gepropft sind, und sich vorzüglich dem Ehrgeiz anschließen. Denn durch den Erwerb von Reichthümern oder durch das kärgliche Zusammenhalten der aufgesparten will der Mensch ein Ansehn über andere gewinnen: aber er schmeichelt sich fortdauernd mit dem bloßen Bewußtseyn des Vermögens, Vorzüge der Art äußern zu können, ohne sie doch jemals wirklich zu äußern. Daher finden wir auch, daß Geizige und Eigennützige allemal stolz sind: ein Gefühl, welches ihnen der Gedanke ihrer Unabhängigkeit von dem Mitleid anderer, und das Bewußtseyn ihrer eigenen Glücksvorzüge einflößt: so kriechend sie sich auch oft zu benehmen pflegen, um eine solche Unabhängigkeit und ein solches Bewußtseyn zu erlangen.

Weder Geiz, noch Eigennutz, noch jede andre menschenfeindliche Leidenschaft würden daher jemals in den Gemüthern keimen, wenn nicht der Hang, uns andern mitzutheilen, eben so natürlich wäre, als der, über andere hervorzuragen, oder auch uns von ihnen unabhängig zu fühlen. Ja, es kann keinen Hang, über andere hervorzuragen, geben, ohne den Hang, uns ihnen mitzutheilen: wie würden wir uns aus allen Kräften bemühen, uns vor denen auszuzeichnen, denen wir uns nicht mitzutheilen wünschten? Der edlere Menschenfeind verachtet unsre Gattung oder wenigstens

einige Individuen derselben blos deswegen, weil er sie nicht so achten kann, als er es gern möchte; und ermüdet, ihnen wohlzuthun, weil er sie nicht so lieben kann, als er's gerne möchte.

Uebrigens sind Mittheilsamkeit und Ehrtrieb, menschenfreundliche und menschenfeindliche Leidenschaften, für menschliche Entwickelung im Ganzen gleich fruchtbar: und der Geselligkeitstrieb ist daher als eine der wirksamsten Springfedern dieser Entwickelung anzusehen. Deswegen heftete ihn auch die Mutter der Dinge so tief und unaustilgbar gleichsam in alle Fasern unserer Natur: so daß es von demselben eben so wahr, als erhaben gesagt ist, was Schiller dichtet:

Wär' ich im Schöpfungsall alleine;
Seelen träumt' ich in die Felsen-Steine,
und umarmend küßt' ich sie:
Meine Seufzer stöhnt' ich in die Lüfte,
freute mich, antworteten die Klüfte,
O ein Thor! der süßen Sympathie.

Die gebildetsten Völker waren von je her auch die durch die Bande des geselligen Lebens am vielseitigsten und innigsten verbundenen. Ohne olympische Wettspiele, ohne öffentliche Schauspiele und Umgänge, ohne Amphyktionismus und ohne agathonische Gastmähler, ohne gemeinschaftliche Verbindung gegen persischen Despotismus — was würde jemals der Grieche geworden seyn? Und

was macht die erstaunenswürdige Culturgröße unsers Neu-Europa und der gebildeten Menschheit des achtzehnten Jahrhunderts? Nichts anders, als jene unabsehbare Communikazionslinie, durch welche Mensch mit Mensch, Nazion mit Nazion, Dynastie mit Dynastie, Welttheil mit Welttheil verknüpfet wird; durch welche irgend eine neue Erfindung zum Bedürfniß, oder zur Bequemlichkeit, oder zum Vergnügen des Lebens, in kurzer Zeit, das Eigenthum von Millionen Menschen wird; durch welche eine einzige Idee eines einsamen Denkers in London oder in Philadelphia, innerhalb einiger Wochen oder Monate, tausend und tausend Geister in Bewegung setzt; durch welche, vermittelst einiger Federzüge in dem Cabinett zu St. James, oder in dem Versammlungssaal des Pariser Directoriums, die alte und die neue Welt beruhigt oder geschreckt wird: und in Millionen von Geistern neue Wünsche, neue Aussichten, neue Plane geweckt werden.

So wie, vermöge des Geselligkeitstriebes, alle andern Triebe, durch die Beziehung menschlicher Thätigkeit auf die Gesellschaft, einen mächtigen Schwung, alle Kräfte und Anlagen einen ausgebreiteten Wirkungskreis erhalten: so entwickelt auch die Natur, durch diesen Trieb, das Höchste, dessen der Mensch fähig ist, Sittlichkeit; Sittlichkeit, das oberste Gesetz aller seiner freyen Handlungen; die erhabene Richtungslinie aller seiner Kräfte und Anlagen, (so viel deren in dem Kreise unmittelbarer Anwendbarkeit

auf Menschenwohl enthalten sind): Sittlichkeit, die, als oberste Gesetzung miteinander-verbundener Vernunft- und Freyheit-begabter Wesen, auch nicht anders, als in der Gesellschaft, möglich wird.

Diese eigentlich-moralische Entwickelung (denn die bisher-dargestellte war gewissermaßen nur Entwickelung zur Geselligkeit) bewerkstelliget die weise Schöpferin vermittelst der oben-erwehnten Gefühle der Liebe und der Achtung, welche sie uns für Mensch und Menschen-Natur einprägte: indem wir, bey einer fortschreitenden Entfaltung der Vernunft, eine Natur, ausgerüstet mit großen technischen und intellectuellen Anlagen, und die zugleich, vermöge der Freyheit, sich selbst bestimmen, sich selbst beliebige Zwecke vorzeichnen und Gesetze geben kann, als etwas unverletzliches, unantastbares, heiliges, als Zweck an sich, ansehen und achten lernen.

Eine gemächliche, von Armuth und Ueberfluß, von unruhiger Thätigkeit und schwelgerischem Müßiggang gleichweit entfernte Lage scheint, so wie jeder Art menschlicher Entwickelung, also auch der moralischen, am günstigsten zu seyn: dagegen heftig-angeregte, durch den Zusammenstoß mit andern gereizte Leidenschaften, oder auch der Andrang vieler und erkünstelter Bedürfnisse, als unselige Veranlassung der erstern, die Fortschritte der Sittlichkeit gar sehr erschweren. Weshalb auch die Tage der Cultur gewöhnlich Tage des Sitten-Verderbnisses sind.

Ob das menschliche Geschlecht sich jemals jene moralische Selbstständigkeit erstreben wird, nach

welcher Gesetz der Vernunft und Würde der menschlichen Natur, ohne alle sinnliche Bestimmungsgründe, es allein zur Tugend leiten? ist, wie jedes Maximum menschlicher Vervollkommnung, zu bezweifeln. Das erhabenste Ziel unserer Bildung bleibt es immer.

Fünfter Abschnitt.

Selbstthätigkeit, als ursprüngliches Moment der geistigen Natur, und als allgemeines Bildungsmittel menschlicher Entwickelung betrachtet.

Könnten wir uns einen Augenblick denken, wo das menschliche Gemüth weder durch einen Gegenstand des Selbsterhaltungs- noch des Erweiterungstriebes, (mithin auch keines der aus beyden abgeleiteten) in Bewegung gesetzt würde: so würde es noch durch sich selbst, durch seine eigenthümliche Natur, zur Thätigkeit getrieben werden: es würde, heißt das mit andern Worten, ohne allen Anstoß oder Veranlassung von aussenher, irgend einen Gegenstand aufsuchen, um damit den einen oder andern der Triebe zu beschäftigen.

Thätigkeit ist das ursprüngliche Moment der geistigen Natur, auf welches alle und jede Kraftäußerungen derselben ungefähr auf dieselbe Art zurückgeführt werden können, wie das Keimen, Wachsen, Blühen und Reifen der vegetabilischen Natur auf den organischen Bildungstrieb. Sehr richtig nannten

daher schon die Philosophen des Alterthums den Geist αυτοματον, das sich von selbst bewegende: und stellten einen νους oder vernünftigen Geist, als den ersten Beweger, an die Spitze der rohen Schöpfungsmaterie.

Dieses Hauptmoment der geistigen Natur nennen wir Selbstthätigkeit, an welches also, als das eigenthümliche Lebensprinzip des Geistes, alle andern Triebe sich anknüpfen, welche dasselbe, da es an sich unbestimmt und auf keinen besondern Gegenstand geheftet ist, bestimmt richten und leiten *).

Da also der Geist, wenn auch kein Trieb von innen, noch ein Gegenstand von aussenher auf ihn

---

*) Wen es befremden sollte, daß ich der Selbstthätigkeit, als des Hauptmoments unserer geistigen Natur, erst hier erwähne, der beliebe sich zu erinnern, daß wir, der Idee dieses Werks gemäß, von der bestimmten Aufzählung der einzelnen Anlagen ausgehen mußten; und daß die Selbstthätigkeit das Grundwesen des Geistes überhaupt, nicht aber eine specifische Anlage desselben ausdrückt. Deswegen bildet sie auch keine eigenthümliche Art menschlicher Entwickelung, wie die übrigen Anlagen; sondern wirkt nur als Sporn und Bildungsmittel in die menschliche Entwickelungsgeschichte ein. Und in der leztern Rücksicht betrachten wir sie hier, und weisen ihr daher auch ihren Platz erst nach dem Verzeichniß der Anlagen und Triebe an.

Will man aber auf die Selbstthätigkeit unseres Geistes einen besondern Trieb, den Thätigkeitstrieb, gründen: so ist dieser von uns schon in dem Erweiterungstriebe mitbegriffen, wie der Leser auch im Verfolg dieses Abschnitts sogleich angedeutet findet.

wirkte, durch dieses Hauptmoment seiner Natur vor einer gänzlichen Unthätigkeit bewahrt bleiben würde: so stellen wir billig Selbstthätigkeit an die Spitze der Weckungsmittel menschlicher Triebe.

Der Erweiterungstrieb selbst gründet sich auf das ursprüngliche Vermögen der Selbstthätigkeit unseres Geistes, und das letztere macht den erstern möglich. Denn er strebt nur deswegen unaufhörlich nach Erweiterung, weil es seine Natur erfodert, immer thätig zu seyn.

Durch dieses ursprüngliche Vermögen der Thätigkeit fühlt sich unser Gemüth nicht behäglicher, als in der Entwickelung seiner eigenen Kräfte: sie verbreitet über jede nicht kränkelnde Menschen-Natur einen unaufhörlichen Selbstreiz zur Geschäftigkeit.

Wer erstaunt nicht über die unerschöpfliche Körper- und Geistes-Thätigkeit der Kinder. Sie gehen nicht; sie laufen: sie sprechen nicht; sie schreyen: ihr Denken ist ein Hüpfen und Springen von einer Vorstellung zur andern, von einem Gegenstande zum andern. Die jungen, keimenden Kräfte, möchte man sagen, stürmen und wirbeln durcheinander. Welch ein frohes, muthiges Kraftgefühl! Wie sträuben sie sich, wenn man sie, indem sie so eben sich zur Fertigkeit des Gehens entwickeln, führen will! wie plaudern sie, wenn sie nun zu sprechen anfangen, unaufhörlich! Welche Thätigkeit! und welche Freude der Natur an ihrer eigenen Kraftäußerung! Wie schwer wird es oft den Müttern und Wärterinnen, dem nach

immer neuen Gegenständen haschenden, und über jeden allerneusten schnell wegschlüpfenden Geist Genüge zu thun, und ihn vor Langerweile zu bewahren?

Dieses Drängen und Treiben der Kräfte untereinander dauert freilich nicht immer; denn das würde der menschlichen Entwickelung offenbar nachtheilig seyn. Aber die Natur will durch eine solche unbestimmte Kraftentwickelung (so scheint es) ihr Geschöpf nur desto glücklicher vorbereiten zu irgend einer bestimmten Richtung der Kräfte, welche schwerlich eher statt finden kann, als bis sie alle insgesammt einen gewissen Grad der Ausbildung erreicht haben. Oder wissen wir es nicht aus häufigen Beyspielen, wie schädlich dem menschlichen Geist und Körper eine zu frühe, bestimmte Richtung der Kräfte zu werden pflegt?

Nach und nach also heftet sich der Geist auf bestimmte Gegenstände, zu welchen er sich entweder durch eine Art von Instinct hingezogen, oder durch Leidenschaft gespornt fühlt, oder wozu er auch durch äusserliche Veranlassungen geweckt wird.

Der Hang unserer Natur, irgend einer besondern Art von Thätigkeit, körperlicher oder geistiger, irgend einem bestimmten Geschäft unsre Kräfte ausschließlich zu widmen, dieser Hang, der in genialischen Naturen und Geistern von ausgezeichneten Talenten jeder Gattung vorzüglich spürbar ist, scheint mir sehr merkwürdig, und ist insbesondre für die intensive menschliche Entwickelung, oder mit andern Worten, für die vervollkommnete Ausbildung ein-

zelner Gattungen und Unterarten von Anlagen, über alles wichtig.

Ein jeder von der Natur nicht ganz vernachläßigte Mensch hat, glaub' ich, ein bestimmtes Talent für irgend eine physische, intellectuelle oder moralische Kraftäußerung: denn so scheint es die in's unendliche mannigfaltig-schaffende Natur erwarten zu lassen: sie, die selbst keines ihrer leblosen Geschöpfe dem andern seiner Gattung durchaus-gleich bildete: und es wird immer eine der gemeinnützigsten Aufgaben einer vollendeten Pädagogik bleiben: Wie dieses bestimmte Talent in Individuen herauszufinden, zu bilden, und in angemessenen Wirkungskreis zu setzen sey?

Eine gründliche Auflösung dieses pädagogischen Problems würde nicht nur für die Vervollkommnung jeder Art von Kunst und Wissenschaft, sondern auch selbst für die Beförderung menschlicher Zufriedenheit wichtig seyn.

Der Mensch fühlt sich, wie wir alle wissen, nie glücklicher, als in der Uebung und Ausbildung seines Talents, oder vielmehr in der Anschauung der, vermittelst desselben, von ihm hervorgebrachten Erzeugnisse: es ist die Freude des Schöpfers an seine Schöpfung: es ist die reinste aller Naturfreuden. Der genialische Schriftsteller, der Mahler, der Tonkünstler, vergessen über den Gegenständen ihres Nachsinnens und ihrer Kunst so leicht der Widerwärtigkeiten eines neidischen Schicksals: der Italienische Dichter

Marino merkt nicht, indem er sein Lieblingswerk, den Adone, — nicht ausarbeitet, sondern nur feilt und glättet, — daß ihm ein herabgefallener Lichtfunke eine Wunde in den Fuß brennt: und einem großen Corneille macht die pathetische Leitung der Intrigue zweyer Verliebten in seinem Trauerspiel mehr Sorge, als die Verheirathung seiner Tochter: (zwey bekannte Thatsachen aus dem Leben der genannten Männer).

So — das große; und so — das kleinere Talent — selbst das für gewisse körperliche oder mechanische Fertigkeiten nicht ausgenommen.

Auch schon eine bloße bestimmte Richtung unserer Thätigkeit, gleichviel von welcher Art, und ohne Rücksicht auf Talent und genialische Anlage, ist für menschliche Entwickelung sehr heilsam. Sie giebt dem Menschen — ich weiß nicht welche Haltung, Festigkeit, Anstand, Sittsamkeit, oder, wie man's sonst nennen will; fixirt seinen intellectuellen und moralischen Charakter, und ist gewöhnlich eine sichere Grundlage zur Glückseligkeit.

Daher ist es einer der vielen beherzigungswerthen Aussprüche der geistreichen Christine von Schweden, wenn sie in ihren „*Pensée's*" sagt: „Das große Geheimniß eines wahrhaft-glücklichen Lebens ist dieses: sich irgend ein anständiges Geschäft zum Hauptaugenmerk zu wählen, und dasselbe, ein ganzes Leben hindurch, mit Standhaftigkeit zu verfolgen."

Langeweile, diese leibliche Tochter unbestimmter Geschäftigkeit oder auch gänzlicher Geschäftlosigkeit, ist einer der peinigendsten Zustände des menschlichen

Gemüths, eine langsam-mordende Furie des Lebens. Einer der unlängst verstorbenen Monarchen Europens empfand sie mitten im Glanz des Thrones, mitten im Schooß fürstlicher Allgnügsamkeit, bis zum Sterben (wie er sich selbst ausdrückte). Denn in der That scheint in dem Zustande drückender Langeweile die geistige Lebenskraft, wie gegen den Tod, anzukämpfen: es ist, möcht' ich sagen, der geistige Ekel und *horror vacui* unserer Natur.

Daher finden wir auch immer, daß nicht die müßigsten, nicht die in allen Wollüsten des Lebens am meisten zerfließenden Menschen, sondern entweder die ihrem Talent gemäß beschäftigten, oder überhaupt eifrig-thätige Menschen und regelmäßige Arbeiter die zufriedensten und glücklichsten Sterblichen sind.

Ein bestimmt zu bearbeitendes Geschäft gewährt dem immer-regen Geist ein festes Ziel seiner Thätigkeit: auf dieses hingeheftet, blickt er gleichgültiger auf alles, was diesseits und jenseits desselben liegt: seine Strebsamkeit in's Unendliche, die, in einer Verbindung der Dinge, wie die gegenwärtige, nur ins leere ausschweifen würde, ist dadurch glücklich beschränkt: und gerade in dieser Beschränkung finden ja oft Genie, Talent und Thatkraft einen gemeinnützigen Wirkungskreis, und schließen sich der moralischen Ordnung der Dinge an, welche sie, ohne dies, so leicht überstreben, ja nicht selten ihr entgegen wirken würden

Folgende Bemerkung über die Anlage unserer Natur zu einer bestimmten Art von Thätigkeit, selbst wenn sie gar nicht Talent oder Genie erfodert, scheint vielleicht manchem kleinlich, ist aber wichtig für menschliche Entwickelungsgeschichte durch die Folgen, die wir sogleich daraus ableiten.

Eine bekannte Klage junger, so genannter Genies ist es, daß ihre Geistesthätigkeit mit mechanischen Geschäften durchaus unverträglich sey. Daher auch nur Alltagsmenschen, wie ihre Kraftsprache es ausdrückt, zu solchen Geistlosigkeiten verurtheilt werden müßten.

Dagegen behaupte ich's als ausgemachte Thatsache menschlicher Entwickelungsgeschichte: daß kein großes Genie ohne besondre Anlage zu großer Geduld statt finden, ohne Ausübung dieser Tugend in irgend einer Kunst oder Wissenschaft einen Grad der Vorzüglichkeit erstreben kann. Jene, oft ganze Lebensabschnitte, oft ein ganzes Leben hindurch daurende Heftung genialischer Geister auf Ein Augenmerk, jene standhafte Verfolgung Eines Ziels — ist sie möglich, ohne große Geduld? und haben nicht selbst die geistigsten und originellsten Künste, z. B. Dichtkunst, Mahlerkunst, Tonkunst, gewisse mechanische Theile, ohne deren sorgfältigste Bearbeitung kein reines Kunstwerk entstehen kann? Wodurch anders, als durch ausharrende Uebung kann die Fertigkeit darin erworben werden?

Freilich ist es keine logisch=vollständige Definizion des Genies, aber doch ein wesentliches Moment desselben, wenn der große Büffon (der doch gewiß aus eigener Erfahrung sprach) das Genie in der „*Patience*" setzte.

Deswegen sahe man auch oft die genievollsten Männer sich einstweilen zu den mechanischesten und mit ihrem angebornen Talent gar nicht verwandten Geschäften, ohne Murren, ja nicht selten zu ihrer eigenen Aufheiterung, herablassen. Es war nur eine andre Richtung jener natürlichen Anlage zur Geduld und Ausharrung: zu geschweigen, daß die Ungleichartigkeit mechanischer und genialischer Arbeiten dem Gemüth selbst eine auffallende Abwechselung gewährt, und ihm so den Uebergang von der einen Gattung zur andern erleichtert, es durch jene für diese, durch diese für jene stimmt.

Aus allem diesen zieh' ich nun die für menschliche Entwickelung sehr wichtige Folgerung: Es kann schlechterdings kein gültiger Einwurf gegen die Vervollkommnung des Menschengeschlechts seyn, daß in allen und jeden Epochen seiner Ausbildung und in den verfeinertsten vielleicht am meisten, ein großer Theil menschlicher Thätigkeit blos mechanisch seyn wird. Mechanische Beschäftigungen heften und richten den unbestimmten Thätigkeitstrieb des Alltagsgeistes: und ein gewisses Maaß davon erheitert und zerstreut nicht unangenehm den Mann

von

von großem Geist und ausgezeichnetem Talent.

Wenn man daher mit dem Wort „Amt" gemeiniglich die Vorstellung des geist- und genie-widrigen, des unausstehlich-mechanischen zu verbinden pflegt, wozu sich ein Original-Geist nur aus Absichten des Ehrgeizes, des Eigennutzes, oder durch den Zwang der Noth getrieben, verstehen könne: dann ruf' ich dem genialischen Jünglinge zu: „Bilde mit deinem Genie zugleich deine natürliche Anlage zum Amt aus: durch diese letztere Art von Bildung heftest du, auf eine heilsame Art, deinen Charakter, lernst dich in die moralische Ordnung fügen u. s. w."

Denn wenn ein gewisser Mechanismus des geschäftigen Lebens zu der Ordnung menschlicher Dinge von je her nothwendig war, und immer seyn wird: dann mußte auch die Natur den Menschen nicht ohne bestimmte Anlage dazu lassen: und dies hat sie auch, wie wir eben gezeigt, mit ihrer gewöhnlichen Weisheit gethan.

Daß Gegenstände von vielbefassender Wichtigkeit und großem Interesse die heißerstrebten Ziele menschlicher Thätigkeit seyn können, fällt keinem auf, der menschliche Leidenschaft kennt. Wenn wir aber unser Augenmerk auf jene zahllosen, unendlich-kleinen und unendlich-intereßlosen Dinge richten, welche einen großen Theil der emsigsten Bemühungen der Menschen ausmachen: wenn wir sehen, daß sie von denselben so oft keinen Gewinn erlangen oder auch nur erwarten

können, als daß sie damit, wie man sich hier auszudrücken pflegt, die Zeit hinbringen; wenn eine Menge von Dingen offenbar nicht gesucht wird, weil sie etwas zu genießen, sondern weil sie etwas zu thun geben (das bloße Thun müßte dann, wie es auch wirklich ist, Genuß gewähren): dann können wir nicht wohl zweifeln, daß Thätigkeit ein Hauptmoment unseres Geistes ist; daß wir beschäftiget zu seyn suchen, und wär's auch blos, um beschäftigt zu seyn; und daß jeder unverdorbene, unverwöhnte Mensch, durch diesen unaufhörlich-regen Trieb gespornt, nie Gefahr laufen wird, aus einem Geist gleichsam eine todte, reg- und bewegungs-lose Masse zu werden.

So ist dann das ganze System der menschlichen Natur, vermittelst dieses Grundzuges derselben, auf Thätigkeit berechnet. Der Mensch muß handeln, muß seine Kräfte entwickeln durch den eigenthümlichsten, unzerstörbarsten Charakter seines Wesens: es ist ihm unnachlaßliches Bedürfniß. Durch den Hang zur Entwickelung genialischer Kräfte wird er gedrungen, die intensive menschliche Ausbildung zu befördern; durch die Anlage zu unbestimmter Thätigkeit, ohne Rücksicht auf Genie und Talent, fügt er seine genialischen Kräfte, fügt er sich selbst in die moralische Ordnung der Dinge. Auf dem ersten Wege werden wir Dichter, Künstler, Philosophen, Helden: auf dem andern bürger-

liche Geschäftsmänner, d. h. Miterhalter und Mitbeförderer der menschlichen Gesellschaft und ihres unvermeidlich-nothwendigen Mechanismus.

Jene pflegmatische Schlaffheit, die wir an gewissen Menschen-Naturen wahrnehmen, ist meistentheils als eine angeborne oder zufällig-entstandene Kränklichkeit zu betrachten: zuweilen verräth sie auch eine eigenthümliche Anlage zu derjenigen Art von Thätigkeit, die einen hohen Grad von einförmiger Anstrengung, von Geduld und Ausharrung erfodert.

Rohe Völkerstämme, von einer schlaffen, trägen Empfindungs- und Handlungsweise, fanden die Reise-Beschreiber nicht selten: aber immer nur da, wo ein drückendes Klima über Geist und Körper eine gewisse Mattigkeit und Kraftlosigkeit verbreitet, und wo die Natur selbst, durch eine zuvorkommende Darbietung ihrer Gaben, einer solchen Trägheit der Menschen zu schmeicheln scheint. Aber auch so — fand man die Menschen-Natur, wenn gleich höchst träge, dennoch nicht ohne alle vernünftige Strebsamkeit; wenn gleich roh, dennoch nie ohne alle Bildung und ohne gewisse Künste zum Erwerb der Nothwendigkeiten des Lebens, als eben so viele Kraftäußerungen einer zur Entwickelung anringenden Vernunft.

Nur müssen wir freilich bey rohen Völkern nicht jene unaufhörlich-rege, unermüdliche Emsigkeit, und am wenigsten jene beharrliche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit suchen, zu welcher wir,

Menschen der Cultur selbst, uns nur allmählich gewöhnen. Jede unentwickelte und zugleich uneingezwängte Natur ist, wie wir's an dem Beyspiel der Kinder gesehen, unruhig = thätig: alle Kräfte derselben streben zugleich nach Entwickelung, und wirken, wie wir gleichfalls gezeigt, durch dies gemeinschaftliche Drängen und Treiben, jeder einseitigen Anstrengung entgegen. Daher finden auch alle Wilden das Leben eines Europäischen Handwerkers, Künstlers, oder Geschäftsmannes unerträglich.

Jede einseitige Anwendung unserer Kräfte hat ihren Grund entweder in dem unwiderstehlichen Entwickelungsdrange einer Original = Anlage, oder in dem Zwange des Bedürfnisses, oder in dem strengen Gebot der Vernunft. Hohe Cultur ist nicht möglich, war wenigstens bis jetzt nicht möglich — ohne mannigfaltige Beschränkungen des Kräfte = Spiels in den Individuen, und ohne einseitige Richtung menschlicher Kräfte. Es ist mit dem Fortschritt menschlicher Entwickelung überhaupt, wie, nach Adam Smit, mit dem Fortschritt des menschlichen Kunstfleisses bewandt: gleich diesem, gewinnt sie und wird befördert — nur durch Vertheilung der Arbeiten und der Kräfte. Diese Beschränkungen aber wurden die Quelle ihrer unermeßlichen Erweiterung: diese Einseitigkeit der Grund ihrer all = befassenden Vielseitigkeit: die cultivirtesten Nazionen waren immer die thätigsten, und mußten es seyn. Höchste, d. h. möglich = vervoll=

kommnete Cultur selbst, wie sie noch nie unter den Menschen statt fand, vielleicht nie statt finden wird, was ist sie anders, als möglich = vielseitigst = beschäftigte, und möglich = zweckmäßigst = geordnete Thätigkeit menschlicher Kräfte?

Ungeachtet nun aber Thätigkeit das Hauptmoment unserer geistigen Natur ist; so würde doch menschliche Entwickelung dabey allein sehr armselig berathen seyn.

Ein Geist mit den ausserordentlichsten Anlagen, ohne allen Reiz und ohne Gelegenheit von aussenher zur Entwickelung dieser Anlagen, würde sich derselben schwerlich je bewußt werden.

Die oben = erklärten, den Anlagen entsprechenden Triebe richten und bestimmen die Thätigkeit allerdings, aber ohne Stoff. Daher fügte die Weisheit der Natur den ursprünglichen Anlagen und Trieben noch gewisse innere und äussere Weckungs = und Bildungsmittel hinzu, durch welche die Triebe auf bestimmte Gegenstände gerichtet, und die Anlagen selbst zur möglich = vielseitigsten Entwickelung hervorgerufen werden.

Wenn die ursprünglichen Anlagen unserer Natur die Atome sind, aus welchen sich menschliche Entwikkelung zusammenbildet; dann sind die ihnen entsprechenden Triebe, um bey dem Gleichniß und der Sprachart des Epikur zu bleiben, die Klinamen jener geistigen Atome: die eben genannten Reiz = und Weckungsmittel der Thätigkeit aber sind eben so viele neue Schwungkräfte von aussenher, welche die Reg = und Bewegsamkeit des Bildungsstoffs befördern.

Sechster Abschnitt.

Instinct, Genie und Talent, — besondre Modifikazionen der Triebe, und Reiz- und Weckungsmittel der Anlagen.

Unter den oben angeführten Trieben betreffen einige unmittelbar das Wesen und die Erhaltung der ursprünglichen Menschen-Natur: andere aber zwekken blos auf die Vervollkommnung und Veredelung unserer Natur ab: zu den leztern gehören der technische Formtrieb, der ästhetische Kunstsinn, der Wißtrieb und der Geselligkeitstrieb: alle also, den Trieb der Selbsterhaltung ausgenommen.

Da die Existenz und Erhaltung der Geschöpfe die nothwendige Bedingung ihrer Vervollkommnung und Veredelung ist: so ist es nicht folge-widrig, zu schließen, daß der Weisheit der Natur das Daseyn und die Erhaltung der von ihr geschaffenen Wesen näher anliegen mußte, als das Besser-Seyn: denn Vervollkommnung und Veredelung sind nichts anders, als gewisse Arten des Besser-Seyns: wie es auch die wörtliche Bezeichnung dieser Begriffe andeutet.

Diesem Grundsaz gemäß hat dann auch die Natur verfahren. Das besondre Weckungs- und Bildungsmittel des Selbsterhaltungstriebes, den Instinct, hat sie allen menschlichen Wesen, ohne Unterschied, eingepflanzt: Genie und Talent für die Ausbil-

dung besonderer Triebe und Anlagen aber, welche blos zur Vervollkommnung und Veredelung unseres Wesens gehören, legte sie nur in gewisse Einzel-Wesen.

Wenn wir nämlich Instinck nichts anders nennen, als den besondern Grad der Reizbarkeit und der Entwickelungsfertigkeit gewisser körperlicher Anlagen, welche zur Selbsterhaltung abzwecken, und die Schnellkraft, mit welcher die Bewegungen der Glieder diesem Grad der Reizbarkeit entsprechen: so finden wir, daß die Triebe, gereizten Hunger oder Durst zu stillen, Gefahren, welche dem Körper drohen, abzuwenden, oder das Geschlecht zu befördern, in allen Einzelwesen, ohne Ausnahme, sich auf diese instinctmäßige Art äussern.

Dagegen erheben sich die technischen, ästhetischen, intellectuellen und moralischen Anlagen immer nur in einer sehr geringen Anzahl von Individuen zu dem Grade von Reizbarkeit und Entwickelungsfertigkeit, welchen wir als das geistige Analogon des Instincts betrachten, und mit dem Namen „Genie", so wie einen beschränkteren Grad davon, mit dem Namen „Talent", zu bezeichnen pflegen. Nach allen Erfahrungen aber gab es bis jetzt noch keinen Menschen, der für alle eben genannte Anlagen in gleichem Maaße Genie, oder auch nur Talent geäussert hätte. Denn so wie eine vollkommene Ausbildung aller dieser Anlagen mit der Kürze des menschlichen Lebens unverträglich ist: so scheint auch ein gleichstarker Grad der Reizbarkeit und der Entwickelungsfertigkeit für alle, in Einem und demselben Menschen-

Wesen gleichsam das Maaß **unserer Natur zu überschreiten:** wenn gleich die Allgemeinheit des technischen Formtriebes, des Kunst-, Wiß- und Geselligkeitstriebes, die wir in dem vorigen Abschnitt dargethan, nicht bestritten werden kann. Denn Anlagen und Triebe für Technik, für schöne Kunst, für Wissenschaft und für moralische Kraftäußerungen haben wir alle; und einen **gewissen Grad der Ausbildung** darin zu erreichen, ist **allen möglich.** Aber der **eigentlichen Genies,** auch nur **für einzelne Gattungen,** wie selten sind sie!

§. 1.

Instinct.

Groß ist die **Macht,** mit welcher, bewundernswürdig die **Art,** wie? der **Instinct wirkt.** Die körperliche Maschine stellt und richtet sich, wie nach bestimmten Vorschriften eines all-anordnenden Geistes; spannt und spart ihre Kräfte, erweitert und verkürzt ihre Fugen, wie es die jedesmaligen Umstände erfodern: und der Geist, der hier alles anordnen soll, ist sich dessen nicht bewußt.

So im Thier; und so — im Menschen: so in Kindern; und so in Erwachsenen.

Eine Lebensgefahr droht; und die bedrohte Natur entwickelt eine doppelte Masse von Kraft und von Schnell-Wirksamkeit dieser Kraft, als ihr in dem Zustande der Ruhe eigen zu seyn pflegt. Der Mensch sieht sich gerettet; durch seine eigene Kräfte gerettet: und erstaunt über die Art, wie? über die Kräfte, wodurch

er es wurde? und dennoch ward er's nur durch seine Anstalten, durch seine Kräfte. Alle Besonnenheit der Vernunft langet nicht hin, es ihm selbst zu erklären, wie er jene traf? woher er diese schöpfete?

Das ist Wirkung des Instincts!

Ueberall, wo es, um Zwecke der Selbsterhaltung zu erreichen, auf augenblickliche Stellung und Richtung der Glieder des Körpers ankam, und wo eine langsam und nur durch mannigfaltige Versuche wirkende Vernunft, zum Schaden des Geschöpfs, jene Zwecke erst spät erreicht haben würde, brachte die Natur Instinct an.

Das Kind saugt, lernt sprechen — nur durch Instinct: der Erwachsene befriedigt den Geschlechtstrieb, rettet sich einstweilen (nicht immer) aus Lebensgefahren — durch Instinct: jede leidenschaftliche Bewegung des Körpers erfolgt — nach Instinct.

Da, wo die Selbsterhaltung und Entwickelung des Menschen-Wesens mit den langsameren Wirkungen der Vernunft verträglich ist, z. B. in den körperiichen Fertigkeiten des Gehens und Stehens bey den Kindern, in allem, was zur Vervollkommnung und Veredelung unserer Existenz (nicht zur Existenz und Erhaltung derselben unmittelbar) gehört, überließ uns die Schöpferinn der Erfindsamkeit einer allausprüfenden und erforschenden Vernunft. Sie hält und leitet uns an ihrer Hand, wo wir selbst den Weg nicht kennen, oder nicht zu betreten vermögen: sie zieht ihre Hand ab, so bald wir mit dem Wege bekannt sind oder ihn wandeln gelernt.

Das Thier behält die Natur, (wenigstens scheint es uns so) während seiner ganzen Existenz, unter ihrer unmittelbarsten Aufsicht und Leitung: bey diesem ist alles Instinct: und mußte es seyn. Denn ihm versagte sie die Stellvertreterin des Instincts, die Vernunft.

Die Kunsttriebe, welche wir an dem Thier bewundern, sind nichts anders, als ein zusammengesetzterer und verwickelterer Instinct, angewandt auf die zweckmäßige Bearbeitung der natürlichen Dinge, als Gegenstände der Selbsterhaltung und des Bedürfnisses: dagegen der Instinct einzig auf den Gebrauch der Glieder eingeschränkt ist, ohne Rücksicht auf eine solche Bearbeitung der natürlichen Dinge. So nennen wir das Anfertigen eines Nestes, den Anbau einer Honigzelle, das Gewebe einer Spinne — Produkte des Kunsttriebes: eben dahin rechnen wir die mannigfaltigen Handgriffe, durch welche die Thiere ihren Feinden zu entgehen, ihre Jungen zu schützen, sich selbst vor dem Ungemach der Witterung zu verwahren wissen.

Solche Kunsttriebe hat die Natur dem Menschen versagt; und dies konnte sie, nachdem sie ihn durch Vernunft zu dem Range eines selbstgebildeten und in's unendliche auszubildenden Künstlers erhoben hatte.

Denken wir uns nun den ersten Menschen, oder auch das erste Menschen-Paar, wie wir's uns in dem rohesten Naturzustande denken müssen, im Vollwuchs des körperlichen Theils unserer Natur, und aller Vernunft entbehrend, so wie ohne allen wundervollen Beystand der Gottheit (eine übernatürliche Hülfe, die offenbar alle Philosophie ausschließen würde!): wem wer-

den wir es sicherer und zugleich natürlicher in Hinsicht auf alle und jede, für diesen Zustand erforderlichen Zwecke der Selbsterhaltung anvertrauen können, als dem Instinct? Ohne Vernunft ist der Mensch Thier, und kann also auch nur als Thier dauern und bestehen.

Da nun diejenigen Instincte, welche unserm Geschlechte noch jetzt eigen sind, keineswegs für alle und jede Zwecke der Selbsterhaltung und Selbstpflege des Menschen im Naturstande hinlangen: so schließen wir mit Recht, daß der Mensch im Naturstande nicht nur stärkere Instincte, sondern auch einige Kunsttriebe (in dem erklärten Sinne des Worts) haben mußte, die er nun nicht hat.

Wir alle lernen z. B. mit Mühe gehen, mit Mühe klettern, mit Mühe schwimmen; und würden, ohne fremde Anleitung, wenn gleich nach und nach, auf die diesen Fertigkeiten entsprechende Bewegungen der Glieder verfallen, dennoch, während der Selbstanlehrungen dafür, manches Glied beschädigen, vielleicht sogar auch den Tod finden. Der Naturmensch dagegen mußte, sollte er der einen oder der andern dieser Zufälligkeiten nicht ausgesetzt werden, mit Fertigkeit laufen, klettern, schwimmen können. Denn — sagen: daß er diese und ähnliche Mechanismen den Thieren abgelernt, heißt, ihm einen Grad beobachtender Ueberlegung zuschreiben, dessen er, in dieser Epoche seines Seyns, unfähig war: oder man müßte sich ihn mit der Nachahmungsfertigkeit des Affengeschlechts ausgestattet denken: welches wenigstens mit den andern Phä-

nomenen der Menschen-Natur **nicht im Widerspruch seyn würde.**

Einer der gewaltigsten, und aus weisen Absichten des Schöpfers bis in die Tage der Cultur mit kaum bezwingbarer Macht wirkenden Triebe ist der **Geschlechtstrieb.** Findet man es aber wahrscheinlich, daß unter uns Menschen der Cultur ein Mann und ein Weib, in den Jahren der Vollkraft mit einander zusammengebracht, aber ohne allen anschaulichen oder mündlichen Unterricht über den Mechanismus des Begattungsgeschäftes, diesen Mechanismus sogleich finden, und das Begattungsgeschäft anders, als nach mannigfaltigen, mißlungenen Versuchen vollbringen würden? Die Sitte mancher wilden Völker, z. B. der Otaheiten, junge Paare sich öffentlich begatten zu lassen, und dem unerfahreneren Theil Lehren dabey zu geben; die Sitte, die selbst unter einigen Landleuten in Europa herrscht, dem Sohn oder der Tochter, in der Woche vor der Hochzeit, Unterricht darüber zu ertheilen, deutet offenbar darauf hin, daß unerfahrne Ehepaare der Art oft mögen zusammengebracht seyn, denen man eben durch einen solchen Unterricht nützen wollte. Ich selbst weiß es aus dem Munde eines jungen Ehemannes, mit welchem ich, während meines Aufenthalts in K — g, vertrauten Umgang pflegte, daß weder er, noch seine junge, siebzehnjährige Frau diesen Mechanismus eher gekannt oder gelernt, als bis er selbst, voll Schaam und Unwillen über seine (gewiß doch höchst tugendhafte) Unerfahrenheit, bey einem seiner verheyratheten Freunde Erkundigung darüber einzog. Bey

dem ersten Menschen=Paar also mußte der Geschlechts-trieb sich nothwendig bis zum Kunsttriebe, oder vielmehr bis zur Kunstfertigkeit erheben, vermöge deren sie dasjenige ungelehrt, von selbst, und ohne mannigfaltige Versuche fanden, was wir, nur von andern belehrt, oder nach manchen mislungenen Versuchen, finden.

Der neu=geborne Thiermensch ferner fodert, ohngeachtet aller natürlichen Stärke, womit wir ihn uns, durch die Vollkraft seiner Eltern ausgestattet denken mögen, eine gewisse Zartheit, Gewandheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung, Pflege und Wartung, die wir uns, ohne gewisse angeborne Kunstfertigkeiten, besonders der menschlichen Thiermütter, nicht wohl möglich denken können: wie denn auch alle Thiere, in der Epoche der Begattung und Zeugung, die erstaunenswürdigsten ihrer Kunstfertigkeiten entwickeln.

Weiterhin sehen wir, daß die Natur, eingedenk der zahllosen Widerwärtigkeiten und möglichen äussern oder innern Verletzungen, denen sie den gebrechlichen Thier=Körper unterwarf, jedem Thier, so viel in dieser Hinsicht beobachtet worden, eine Witterung von irgend einem Heilkraut eingepflanzet hat, durch dessen Gebrauch und Anwendung es den äusserlich=beschädigten Theil wieder herstellt, dem von innenher drohenden Uebel vorbeugt.

Ist es nicht wahrscheinlich, daß auch dem Naturmenschen ein gleiches Ahnungsgefühl von einem oder anderm Heilkraut beywohnte, und daß ein Theil der Kenntniß gewisser heilsamer Pflanzen,

die, wie wir wissen, unter allen Völkern, insbesondre aber unter den Wilden, statt findet, und die unsre Aerzte oft in Erstaunen gesetzt hat, sich von dieser Ur-Ahnung und gleichsam Witterung des Naturmenschen herschreiben mag? wenn gleich die übrigen Erweiterungsmittel menschlicher Kenntniß, — Noth, Erfahrung, Beobachtung und Versuche, — in der Folge ohne Zweifel hier kräftig mitgewirkt haben. Der erste Arzt, sagt ein großer Theoretiker der Heilkunde, war derjenige, der, als er Uebelkeiten fühlte, den Finger in den Mund steckte, und der Erleichterung-suchenden Natur nachhalf.

Alles, was wir bisher über den Instinct gesagt, beweist es, dünkt mich, unwiderspreclich, daß ein nicht kleiner Theil von den Kunstgriffen zur Herbeyschaffung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, über deren erste Erfinder wir umsonst nachgrübeln würden, sich aus der Epoche der Thiermenschheit fortgepflanzt, obgleich das, was in den folgenden Epochen besonnener Vernunft, durch Beobachtung und Erfahrung hinzugethan worden, von jenen ersten rohen Anfängen keimender Menschen-Entwickelung nicht wohl unterschieden und abgesondert werden kann.

Denn auch in der Periode der Cultur behält der Instinct einen ausgebreiteten Wirkungskreis: die Menschen verdanken ihm unstreitig die ersten Elemente vieler und wichtiger Entdeckungen und Erfindungen: und Noth und Bedürfniß, die noch immer fortwirken, und immer fortwirken werden, entdecken und erfinden gewöhnlich nur durch Hülfe des Instincts.

Ja, alles das, was wir in der Folge von Genie, Talent und Leidenschaft, und weiterhin von dem Schmerz- und Bedürfnißgefühl sagen werden, führt es sich nicht, genau zergliedert, zuletzt auf Instinct zurück? indem Genie, Talent, Leidenschaft, Schmerz- und Bedürfnißgefühl überall, wo wir sie uns, als in ihrem eigenthümlichen Charakter, das heißt, abgesehen von der Mitwirkung überlegender und prüfender Vernunft vorstellen, nicht anders, als Instinct-artig wirken.

Gegen unsre Behauptung von mehrern Instincten und von Kunstfertigkeiten der ersten Menschen im rohen Natur-Stande wird man vielleicht einwenden: „ein „Geschöpf mit mehrern Instincten, als wir nun in dem „Menschen entdecken, kann nicht dasselbe Wesen „seyn: Ein Instinct mehr oder weniger verändern die „ganze Natur eines Geschöpfes." Ein Einwurf, der in einigen Aeußerungen des Verfassers der Anthropologie, Herrn Kant's, zu liegen scheint.

Ich aber erwiedere: In der ganzen physischen Entwickelungsgeschichte des Meuschen finden wir, daß der Instinct überall am mächtigsten wirkt, wo die Vernunft am wenigsten entwickelt ist, wie in Wilden und in Kindern; oder auch wo sie am wenigsten ihre Wirkungen äussern kann, wie z. B. in dringenden Lebensgefahren, ja selbst in gewissen moralischen Verlegenheiten, wo wir uns oft durch eine Wendung, einen Einfall, wie durch eine höhere Eingebung retten, dessen wir bey einer nachsinnenden Vernunft schwerlich fähig seyn würden.

Ein auffallendes Beyspiel von dieser wunderbaren Macht des Instincts in Augenblicken der Unwirksamkeit

und gleichsam Abwesenheit der Vernunft, bieten uns die Somnambules oder Schlafwandler dar. Mit verschlossenen Augen finden sie sich auf verschlungenen Wegen, durch abgelegene Zimmer, zurecht, klettern, ohne sich zu schaden, oder zu fallen, auf den Dächern herum, setzen sich, ohne die darauf stehenden Gläser herunter zu werfen, auf hohe Schränke u. s. f. Selbst im Schlaf, und besonders auch bey gewissen Träumen, wie zweckmäßig und entsprechend sind nicht die Bewegungen unseres Körpers? Der Schlafwandler erwacht: und es würde ihm unmöglich seyn, nun, mit voller Besonnenheit, zu thun, was er in dem Zustande der Bewußtlosigkeit that. Wir selbst würden dieser Schnell-Wirksamkeit des Geistes, dieser Selbstbehülflichkeit des Körpers und zweckmäßigen Fügsamkeit seiner Glieder in Augenblicken der Ruhe und mit kalter Vernunft, nicht fähig seyn, wie wir es nun in Momenten überraschender Gefahr nnd dringender Noth, im Zustande der Bewußtlosigkeit sind.

So wahr ist es, daß wir oft, in gewissem Sinne, vernünftiger handeln ohne Vernunft, als mit Vernunft; und daß die erwachende Vernunft die Macht des Instincts schwächt!

Denken wir uns nun ein menschliches Wesen, ohne allen Vernunftgebrauch, wie es der Naturmensch war: so mögen wir mit Recht schließen, daß auch in ihm, bey dem gänzlichen Mangel an Vernunft, der Instinct nur desto mächtiger wirkte: daß, so wie bey dem Somnambule, mit der erwachenden Vernunft, die

ent-

entbehrlichen der Instincte hinschwanden, und nur die unentbehrlichsten, diejenigen also, die uns noch im Stande der Cultur übrig sind, zurückblieben.

Wenn wir uns also im Folgenden einer solchen Erklärungsart des menschlichen Naturstandes bedienen werden; so legen wir der Menschen-Natur offenbar nur das bey, von dessen Wirklichkeit wir selbst noch jetzt in derselben die Spuren entdecken: und die Voraussetzung, daß der Naturmensch gewisse Instincte oder auch Kunsttriebe besaß, welche uns in dem Zustande der Cultur abgehen, gewinnt durch die aufgestellten Thatsachen denjenigen Grad der Wahrscheinlichkeit, welcher in Dingen, wovon thatsächliche Anschauung nie zu erreichen steht, nur immer erwartet werden kann.

Setzen wir hiezu noch eine andere Thatsache, welche uns die Philosophie der Naturgeschichte lehrt, diese nämlich, daß zahme Thiere gewisse Instincte verlieren, die ihnen in dem Zustande der Wildheit eigenthümlich waren: so scheint sich diese Verfahrungsweise der Natur, einem Geschöpf, für Fälle der Nothwendigkeit, Instincte zu verleihen (oder richtiger, sie aus seinem Wesen zu entwickeln), die, wenn diese Fälle nicht statt finden, unentwickelt bleiben, als eine vielleicht im ganzen Reich lebendiger Geschöpfe befolgte Maxime darzustellen: obgleich eine solche Allgemeinheit derselben erst durch mehrere Thatsachen bestättigt werden müßte.

§. 2.

Genie.

Was Instinct dem Körper, das ist Genie dem Geist.

Denn nichts anders nennen wir Genie, als jene, aller Uebung und dem deutlichen Bewußtseyn vorhergehende, Reizbarkeit und Entwickelungsfertigkeit für technische, ästhetische, wissenschaftliche oder moralische Kraftäusserungen, die wir an gewissen Menschen-Geistern wahrnehmen; jene Schnellkraft, mit welcher sie die Gegenstände ihrer Thätigkeit ergreifen, durchschauen und bearbeiten.

Diese Reizbarkeit mag sich an wirklichen Gegenständen entzünden: diese Entwickelungsfertigkeit durch Erfahrung, Uebung und Versuche ausbilden: diese Schnellkraft oft erst in spätern Lebensepochen wirksam zu werden beginnen: sie, diese genialischen Charakterzüge, sind da, wie durch eine Art von Präorganisazion und Präformazion, ungelernt durch Kunst, und unangenommen durch Gewohnheit.

Man sieht von selbst, daß wir uns das, was man Genie zu nennen pflegt, nicht treffender, als nach der Aehnlichkeit mit dem Kunsttriebe vorstellen, und es als einen geistigen Instinct ansehen.

Mit überraschender Richtigkeit durchschaut das technische Genie die verwickelte Einrichtung einer Maschine, bringt Verbesserungen an der alten an, entwirft neue: mit eben so überraschender Leichtigkeit und Fertigkeit leiht sich die Hand zu technischen Bearbei-

tungen. Der für diese Art von Kraftäußerung eigenthümlich-organisirte Geist, kommt jeder Belehrung, die auf technische Thätigkeit eigenthümlich-berechnete Fügsamkeit der Glieder kommt jeder Uebung zuvor. Der Meister eines solchen Stückes steht da, angenehm erstaunt über diese ungelernte Wissenschaft, über diese ungeübte Fertigkeit des Schülers: und ahnet in dem Schüler den größern Meister.

Das Dunkle ist klar, das Verworrene deutlich, das Schwere leicht für das wissenschaftliche Genie: es sieht Mängel, bemerkt Lücken, verknüpft neue Ideen, wo man jene und diese bisher nicht ahnete: es würde, so scheint es, wäre seine Wissenschaft noch nicht da, sie selbst schaffen.

Wie in einer durchaus neuen geistigen Form modeln sich in der Seele des gebornen Dichters Gedanken, Worte und Empfindungen: ungeahnete schöne und große Ideen treten, wie vollkommen-gerüstete Minerven aus Zevsens Haupt, aus seinem Genie hervor: unter seiner Hand wird das alte neu, das alltägliche ungewöhnlich, das bekannte überrascht: alles erhält den Stempel des in seiner Art einzigen, selbstschöpferischen, ursprünglichen (originellen). Hundert und Hundert werden es nachahmen: keiner erreichen: alle bewundern. So der Dichter; so jeder seiner Kunstverwandten Musen-Brüder, die Schön-Künstler jeder Gattung.

Als wär' es mit seinem Schicksal im Einverständniß, steckt sich das moralische Genie frühe schon seine großen Ziele vor, wählt unter tausend zweifelhaf-

ten Mitteln diejenigen, welche es am nächsten zu demselben hinführen, hält es unter allen Wechseln und Wandlungen der Schicksale, unverrückt fest im Auge, verfolgt es mitten durch alle entgegenstrebenden Hindernisse, über drohende Klippen und verschlingende Abgründe, und würde sich eher unter den einstürzenden Trümmern des vorgesteckten Ziels begraben, ehe es diesseits desselben stehen bliebe. So rastlos strebt es; und erreicht sein Ziel: staunend stehen seine Mitkämpfer da: und werden aus ehemaligen Nebenbuhlern des Kühnen Bewunderer des Glücklichen.

Mit Recht hat man von je her das Genie als etwas übermenschliches, göttliches (θειον, wie's der Grieche nannte,) betrachtet, und in jungen genievollen Denkern, Künstlern und ausserordentlichen Charakteren jene geheime Ahnungen ihrer künftigen Auszeichnung und Größe, jenes hohe Kraftgefühl bey dem ersten Aufkeimen ihrer Anlagen, jenen brennenden, von Alltagsmenschen oft verlachten und bespöttelten Eifer für den Gegenstand ihres Strebens, jenen, nicht Zeit, nicht Mühe sparenden Kraftaufwand für die Bearbeitung und Vervollkommnung ihres Talents, bewundert. Ist's doch, als wenn ein unsichtbarer Genius sie mahnt, spornt, ermuntert, und mit unerschöpflicher Thatkraft beseelt.

Ohne Anleitung, ohne Unterricht, oder mit einem geringen Maaß davon, schaffen sie, wie von dem Lebensgeist des Allmächtigen stärker angehaucht, jene Schöpfungen im Reich der Wissenschaft, der Kunst und

der Sittlichkeit; bahnen sich und ihrem Gegenstande, bahnen gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern neue, glänzende Wege. Ihre Werke, ihre Handlungen tragen ein neues ungeahntes Gepräge, bestimmt, die Vorgänger zu verdunkeln, und künftigen Nachfolgern als Musterbilder vorzustrahlen: ihre Fehler selbst scheinen oft ihre Tugenden nur zu erhöhen.

Die göttliche Menschenbilderin, Natur, scheint in solchen Geistern die Züge, welche sie in eine Menge der übrigen nur flüchtig hinwarf, sorgfältigst und kräftigst ausgezeichnet, die hohe Energie ihres Meistergenius deutlicher ausgesprochen zu haben. Die gleichgültigen und minder=begabten Menschenseelen erblicken dieselben in dem Besitz von Fähigkeiten und Kräften, an welche die ihrigen nicht hinanreichen; und sehen in ihnen Vorbilder dessen, was sie zu seyn wünschten, zu seyn streben, aber nicht sind, und nicht werden können.

Daher — das Gewaltsame, das unwiderstehlich=Hinreißende großer Genies und außerordentlicher Charaktere: daher — die Bewunderung, die Nachahmung, die Eifersucht, die sich überall in ihrem Gefolge befinden: wie Arme die Reichen, wie Bürgerliche den Adel, — bewundert, beneidet man sie; ahmt sie nach, und wetteifert mit ihnen, hält es für einen Stolz, sich ihnen auch nur fern anzunähern. Daher also auch die hellleuchtenden Spuren ihrer Erscheinung in der menschlichen Entwickelungsgeschichte, deren wichtigste und Folgen=reichste Epochen, in der Wissenschaft, wie in der Kunst, im Reich der Sitten, wie in den Staatsverfassungen, große Genien

oder ausserordentliche Charaktere an der Spitze haben: und, ohne diese, vielleicht auf Jahrhunderte, vielleicht auf Jahrtausende, weiter hinausgeschoben, vielleicht auch nie erfolgt seyn würden.

Entfernet die Sokraten, Platonen, Aristotele, Archimeden, Eukliden des Alterthums; die Bacon, Newton, Leibnitz, Kant, Linne, Haller, Lavoisier nebst einigen andern berühmten Namen der Neuern, aus dem Reich der Wissenschaften; die Homere, Sophoklen, Euripiden, Menander unter den Griechen; die Schakespear, Milton, Klopstock, Goethe unter den neu-europäischen Nazionen aus dem Reiche des Geschmacks: und ihr verzögert die Fortschritte der Wissenschaft, die Blüthe schöner Kunst und ächten Geschmacks wahrscheinlich auf mehrere Jahrhunderte. Lasset keinen Alexander, keinen Cäsar in der alten Welt erobern: keinen Gustav Adolph, keinen Zweyten Friedrich, keinen Bonaparte in der neuen Welt, siegen: und die Gestalten von unermeßlichen Dynastien sind verändert, das Loos von Millionen Menschengeschlechtern ist durchaus verschieden von ihrem gegenwärtigen. Setzet in jeder merkwürdigen Epoche statt der berühmten Namen, welche sie nun schmücken, ruhmlose Alltagsmenschen —

animae nil magnae laudis egentes. (*Virgil.*)

und die Epochen selbst sind nicht mehr.

Langsam, traurig langsam, schleicht die Menschheit, insbesondre in den allerersten

Perioden ihrer Entwickelungsgeschichte jeder Gattung, ihren Schneckengang hin: und der philosophische Beobachter fürchtet fast mehr Stillstand oder wohl gar Rückschritt in's Schlimmere, als Fortgang in's Bessere. Aber bald erscheinen, wie von der Gottheit selbst auf die Erde gesendet, einige Licht-Geister, und stellen sich, mit der weitleuchtenden Fakkel bewunderter Talente und Tugenden, an den Weg, den die Menschheit wandelt: und die Dunkelheit wird Licht; rohe Völker werden gebildet; stumpfsinnige Menschengeschlechter lernen Kunst und Wissenschaft; Barbaren werden Griechen; Kelten und Germanen werden Nachahmer der Griechen.

Eine Sclaven-Heerde, ein horazisches

servum pecus

haben einige Philosophen die Menschen genannt wegen ihrer hohen Bewunderung, und nicht selten erniedrigenden Hingebung an Einzel-Wesen ihrer Gattung von glänzendem Genie und großen, nur zu oft sehr zweydeutigen Charakter-Tugenden. Aber eine solche Hingebung ehrt nicht nur das Menschengeschlecht, welches in diesen Genies, als den herrlichen Urbildern seines erhabenen Selbst, offenbar nur sich selbst ehret: sondern die unschätzbaren Vortheile, welche aus der Bewunderung und Nachahmung großer Genies in unsre Entwickelungsgeschichte hinübergeflossen, müssen uns mit den einstweiligen, allerdings unleugbaren und verderblichen Nachtheilen, welche dadurch verbreitet worden, hinlänglich versöhnen.

Eine Anmerkung noch über Kant's Einschränkung des Begriffs vom Genie auf den Schön-Künstler, auf die ästhetischen Anlagen also: dagegen wir, wie man gesehn, ausser dem ästhetischen Genie auch ein technisches, wissenschaftliches und moralisches annehmen.

Jedem Philosophen, mithin auch dem Stifter der kritischen Philosophie, muß es frey stehen, gewissen von ihm feiner bestimmten Begriffen gemäß, auch den Gebrauch der Wörter, selbst dem herrschenden Sprachgebrauch zuwider, einzuschränken. Wenn es aber anerkannte Thatsache ist, daß wir eben sowohl gewisse eigenthümliche Geistes-Organisazionen für technische, wissenschaftliche und moralische Kraftäußerungen, als für die schöne Kunst, unter den Menschen antreffen: wenn die von uns entwickelten Charakterzüge des Genies eben sowohl an Mechanikern, wie Vaukanson, an wissenschaftlichen Entdeckern, wie Newton, Leibnitz, Linne, Kant, und an Helden, Staatsmännern und großen Charakteren, wie Alexander, Cäsar, Cato, Richelieu, glänzen, als an dem Schöpfer des Olympischen Jupiters, an dem Sänger der Ilias, und an dem Dichter des Oedip von Kolone: dann mögen wir, mit dem Beyfall der Seelen-Kenner und der menschlichen Entwickelungsgeschichte, fortfahren, jenen Sprachgebrauch beyzubehalten, nach welchem der Begriff des Genies einen allgemeineren und auf jede Gattung menschlicher Anlagen anwendbaren Sinn ent-

hält *). Zu geschweigen, daß die Ausdehnung dieses Begriffs auf alle Anlagen, (die physischen ausgenommen, bey welchen der Instinct die Stelle des Genies vertritt, und den wir als ein physisches Genie, so wie das Genie als einen geistigen Instinct betrachten mögen) durch die Einrichtung der Natur selbst an die Hand gegeben zu seyn scheint: indem die besondern Modifikazionen der verschiedenen Anlagen nur auf diese Art vollzählich werden: eine Thatsache, die der gewöhnlichen Deutung des Begriffs von Genie eben so günstig, als der Kantischen Beschränkung ungünstig ist.

§. 3.

Talent.

Einen beschränkteren Grad des Genies nennen wir Talent: und verstehen darunter ein vorzügliches Maaß von angeborner Handfertigkeit und Gewandheit im technischen, von Scharfsinn im wissenschaftlichen, von Charakter=Energie im moralischen, von Eigenthümlichkeit im ästhetischen: welches sich aber nicht bis zu Erfindungen und Entdeckungen, oder auch bis zur Ursprünglichkeit (Originalität) und unabhängigen Selbstständigkeit in dem von ihm be=

*) Mit Vergnügen seh' ich, daß auch der Genie=reiche Verfasser des Hesperus in einer weitläuftigen Note dieses Werks der Kantischen Einschränkung des Begriffs von Genie mit einem Scharfsinn und mit einer Gründlichkeit widerspricht, die man von einem der geistvollsten Schriftsteller der gesammten neu=europäischen Litteratur nur immer erwarten kann.

arbeiteten Thätigkeitskreise erhebt. Einen Mendelsohn, einen Platner, einen Eberhard ehren wir mit dem Namen talentvoller Philosophen: denn sie bearbeiteten mit nicht gemeinem Scharfsinn einzelne Theile ihrer Wissenschaft: einen Leibniz, Kant lobpreisen wir mit dem Namen philosophischer Genies: denn sie eröffneten den Denkern neue Ansichten des Ganzen der Wissenschaft. In gleichem Sinne heißt uns der Verfasser des Gedichts, Doolin von Mainz, ein talentvoller Dichter: dem Sänger des Oberon dagegen lassen wir nur durch den Namen eines dichterischen Genies volle Gerechtigkeit widerfahren.

Freilich enthält fast jedes genialische Meisterwerk der Kunst, wie der Wissenschaft, gewisse Theile, die vielleicht auch blos das Talent würde haben hervorbringen können: wie manche Reihe von Versen in der Ilias könnte auch ein Appollonius Rhodius, wie manche in Klopstocks Messias auch ein Christian Stollberg gedichtet haben! Aber das Ganze mit diesem Gepräge hoher Eigenthümlichkeit, Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit konnte — nur ein Genie schaffen.

Ein Mensch kann für mehrere Gattungen von Anlagen Talent haben; es gab Dichter, die zugleich Philosophen, und Philosophen, die zugleich Dichter waren: noch mehr, es gab einige, die durch die Allgefügigkeit ihrer Talente und durch einen gewissen Grad der Vortrefflichkeit in mehrern Künsten und Wis-

senschaften sich den Namen der Universal-Genies erwarben.

Aber Talent bis zum Entdecken, Erfinden und Selbstschaffen, Genie also — für mehrere Gattungen menschlicher Anlagen gab es selten: für alle aber, so viel wir wissen, bis jetzt noch nie.

Denn es scheint, daß der Grad von Präorganisazion und Präformazion, welchen das Genie für eine bestimmte Gattung der Anlagen erfodert, den Geist und alle seine Kräfte zu einseitig richtet, als daß er zwischen mehrern Gattungen verschiedener Anlagen getheilt seyn könnte.

Die menschliche Glückseligkeit selbst scheint mit der Einseitigkeit der Geistesrichtung und der Beschäftigung, welche das Genie auszeichnet, nur bey wenigen Individuen verträglich zu seyn. Große Denker-, Dichter- und Künstler-Genies waren, nach dem Zeugniß ihrer Lebensgeschichte, selten besonders-glücklich: mehrere unter ihnen oft sogar auffallend unglücklich, und unglücklich durch die auf den Gegenstand ihres Genies einzig und ausschließend gerichtete Thätigkeit: wofern man anders nicht jene Befriedigung, welche sie in der Beschäftigung mit den Gegenständen ihres Genies fanden, für Glückseligkeit rechnen will, welche aber freilich von der praktischen Glückseligkeit sehr verschieden ist. Sehr wahr ist es, daß eine Welt, aus lauter Genies bestehend, von der besten, welche, nach der Hypothese einiger Philosophen, die unsrige seyn soll, wenigstens um

die Hälfte entfernter seyn würde, als es die gegenwärtige ist. So unverträglich ist die einseitige Geistesstimmung des Genies, so wie sie sich bis jetzt, nach allbekannten Beyspielen, äusserte, mit der menschlichen Glückseligkeit!

Ueberdem erfodert die gesellschaftliche und moralische Thätigkeit, auf welche die Entwickelung unseres Geschlechts vorzüglich berechnet ist, mehr Vielseitigkeit, als Einseitigkeit: und es giebt überall in dem Leben mehr zu lernen, als zu entdecken; mehr nachahmend zu arbeiten, als zu erfinden; mehr zu gehorchen, als zu befehlen: das heißt mit andern Worten: das Talent hat in den menschlichen Dingen einen ausgebreitetern Wirkungskreis, als das Genie.

Eben deswegen findet sich auch, nach einer weisen Anordnung der Natur, das erstere unvergleichbar häufiger, als das letztere.

Denn so wie das Talent mit einer vielseitigern Richtung des Geistes verträglich ist, welches aus der thatsächlichen Vereinigung mehrerer Talente in menschlichen Individuen zur Gnüge erhellet: so ist es auch weit mehr, als das Genie auf den gesellschaftlichen und moralischen Thätigkeitstrieb der größern Menge unter den Individuen berechnet, und macht sie einen dem andern, so wie für das Ganze der menschlichen Verhältnisse, nur desto brauchbarer, und zu den mannigfaltigsten Zwecken nützlicher.

Mir scheint es, daß in jedem von der Natur nur nicht ganz vernachläßigten menschlichen Individuum ein Talent für irgend eine besondre Gattung von Anlagen schlummert: und daß unsre Klage über Talent- und Genielosigkeit vielweniger in der Charakterlosigkeit der individuellen Menschen-Natur, als in der Unvollkommenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse ihren Grund hat, durch welche die allermeisten unter den Menschen die Gegenstände ihrer Lebensbeschäftigungen wie aus dem Loostopf greifen, und in die Kreise ihrer Thätigkeit mehr durch Zufall hineingeworfen, oder durch Noth und Bedürfniß hineingestoßen, als durch freye Wahl geleitet werden.

Unaussprechlich ist der Einfluß des Talents in die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts. Was das Genie durch jene ihm angestammte unbegreifliche Urkraft erfand, das berichtigte und erweiterte, vervollkommnete und vollendete das Talent durch Erfahrung, Beobachtung, Versuche und ausdaurende Anstrengung. Wenn das Genie einzelne große Epochen schuf: dann waltete das Talent während der ganzen Folgen-Reihe der Perioden: wenn jenes große Denker und Künstler, große Helden und Staatsmänner stellte; dann lieferte dieses treffliche und gemeinnützige Schriftsteller, brauchbare Geschäftsmänner und regelmäßige Arbeiter: wenn einzelne große Genie's unserm Geschlecht gleichsam vorantreten: dann ist es eine unübersehbare Menge von trefflichen und talentvollen Geistern und guten Menschen, welche dasselbe ordnen, leiten und regieren. Das bekannte: „A semi-

doctis potius, quam a doctis regitur mundus: nicht die Gelehrten, sondern die Halbgelehrten beherrschen die Welt:" enthält, wie ein nicht kleiner Theil solcher moralischen Axiomen, eine große Wahrheit: und ist insbesondere auf die eben auseinandergesetzten verhältnißmäßigen Wirkungen des Genies und des Talents in die Entwickelung der Menschheit, anwendbar.

Instinct, Genie und Talent kommen darin überein, daß sie eben so viele besondere Modifikazionen der oben entwickelten Triebe sind: indem, vermittelst ihrer, der Selbsterhaltungstrieb, der technische und ästhetische Kunsttrieb, der Wißtrieb und der Geselligkeitstrieb, bestimmter geleitet und einer schnellern Entwickelung entgegengeführt werden.

Von diesen besondern Weckungs- und Bildungsmitteln der Triebe und Anlagen gehen wir nun weiter zu den allgemeinen.

Siebenter Abschnitt.

Schmerz- und Bedürfnißgefühl, Vergnügen und Leidenschaft, als eben so viele Modifikazionen des allgemeinen Lebensgefühls.

Allgemeine Weckungs- und Bildungsmittel nennen wir solche, durch welche alle Triebe unserer Natur gespannt, die gespannten bey Einzelwesen und bey dem ganzen Menschen-Geschlecht in unaufhörlicher

Thätigkeit erhalten, die Gegenstände ihrer Bearbeitung in's unendliche vervielfältigt werden, so wie die Bearbeitung selbst dadurch in's unendliche verfeinert und vervollkommnet wird.

Diese allgemeinen Bildungsmittel menschlicher Natur sind also Schmerz- und Bedürfnißgefühl, Vergnügen, Leidenschaft und Vernunft.

Schmerz und Bedürfniß, so wie das ihnen gegenüberstehende Vergnügen, sind Modifikazionen des Lebensgefühls, welche jede Art von Kraftäußerung unserer Natur begleiten.

Aus beyden entwickelt sich Leidenschaft oder Begehrlichkeit, die nichts anders ist, als ein durch diese Modifikazionen des Lebensgefühls geweckter und bestimmter Reiz unserer körperlich-geistigen Natur für Gegenstände des Genusses oder der Thätigkeit. Wir legen z. B. dem sinnlichen Menschen Leidenschaft für das andere Geschlecht, dem geistigern Leidenschaft für seine Wissenschaft bey: so wie wir auch, gleichrichtig, von Bedürfnissen des Körpers und des Geistes, von sinnlichen und von geistigen Vergnügen reden. Denn das Lebensgefühl ist mit seinen Modifikazionen, als das oberste Prinzip unseres Seyns, auf alle unsre körperlichen und geistigen Kraftäußerungen anwendbar, die, so wie aus demselben heraus, also auch in dasselbe hinein, wirken.

Ohne Vernunft, als die allgemeine Vorsteherin und Bildnerin aller unsrer Anlagen und Triebe in jeder Modifikazion unserer körper-

lich=geistigen Natur, würden unsre Bedürfnisse, so wie unsre Vergnügen, nach Zahl und Grad, (extensiv und intensiv) sehr eingeschränkt seyn: und daher auch die auf beyden beruhende Begehrlichkeit und Leidenschaften einen sehr engen und einförmigen Spiel=Raum haben. Ja, diese allgemeinen, so wie die besondern Bildungsmittel unserer Natur, Instinct, Genie und Talent, würden, ohne Vernunft, sich nie über den auf Selbsterhaltung eingeschränkten und einförmigen Thätigkeitskreis des Thieres hinaus erheben.

Daher ist Vernunft unter den allgemeinen Bildungsmitteln das allgemeinste, all=anwendbarste und einflußreichste: und wenn wir von den erstern sagten, daß durch sie alle Triebe unserer Natur gespannt, die gespannten in unaufhörlicher Regsamkeit erhalten, die Gegenstände ihrer Bearbeitung in's unendliche vervielfältigt werden, so wie die Bearbeitung selbst ins unendliche verfeinert und vervollkommnet wird: dann gilt dies von der Vernunft in dem eigensten und ausgedehntesten Sinne. Deswegen werden wir auch derselben einen besondern Abschnitt widmen.

Wir handeln also zuvörderst von dem Schmerz= und Bedürfnißgefühl, welche, verbunden mit dem Vergnügen, nach dem, was wir eben sagten, die drey Modifikazionen des Lebensgefühls ausmachen.

Der Schmerz droht dem lebendigen Wesen Zerstörung: Bedürfniß fodert Darreichung der Erhaltungsmittel der Existenz, und droht, bey verzögernder Darreichung, wie der Schmerz selbst, Zerstörung. Daher auch gesteigertes Bedürfnißgefühl, z. B. brennender

Durst

Durst oder übermäßig-gereizter Hunger, an Schmerz gränzet: Vergnügen gewährt, als eine Art von Zusatz über das Bedürfniß, eine leichtere, behaglichere Existenz.

§. 1.

Schmerz- und Bedürfnißgefühl.

Wegen der Aehnlichkeit der Wirkungen nehmen wir daher Schmerz- und Bedürfnißgefühl zusammen: von dem Vergnügen aber handeln wir besonders.

Da jeder schmerzliche Eindruck das lebendige Wesen mit Zerstörung bedroht, oder wenigstens seine freye Thätigkeit hemmt: unterdeß der angenehme nur das Wohlbefinden desselben befördert; so mußte auch der Schöpfer dem Schmerz- und Bedürfnißgefühl, welches zur Abwehrung drohender Zerstörung bestimmt war, einen höhern Grad der Wirksamkeit ertheilen, als dem Triebe zum Vergnügen. Denn der Schmerz ist ein unmittelbarer Angriff auf das Wesen der thierischen Maschine, deren alle lebendige Springfedern also auch auf der Stelle in Bewegung gesetzt und aufgeboten werden mußten, um den Angriff zurückzutreiben.

Nun aber ist das menschliche Daseyn, wie wir alle wissen, von so mannigfaltigen Gefahren umringt: der unentbehrlichen Bedürfnisse sind so viele, und diese Bedürfnisse für eine große Menschen-Menge so schwürig herbeyzuschaffen, daß ein viel wesentlicherer Theil menschlicher Glückseligkeit in der Abwendung schmerzlicher, als im Genuß angenehmer Empfindungen besteht.

Daher dann — jene Gewaltsamkeit des Schmerzgefühles, mit welcher es uns zum Widerstande gegen

den feindseligen Eindruck hinreißt: daher — jene urplötzliche Spannung aller Räder unserer Maschine, jenes Aufraffen aller organischen, so wie in den mehresten Fällen auch der geistigen Kräfte, und, vermittelst dieses Aufraffens, jene ohne unser Bewußtseyn zweckmäßige Richtung derselben, um den widerwärtigen Gegenstand zu bekämpfen oder zu entfernen. Daher die so allgemein-bekannte und durch zahllose Erfahrungen bestätigte Erfindsamkeit der Noth in Verlegenheit, z. B. in Lebensgefahren, in Dürftigkeit, und unter dem Druck des Schicksals.

Bey dem Bedürfnißgefühl äußert sich dies alles auf dieselbe Art, nur in einem geringern Grade. Alle thierischen Instincte beruhen ja einzig auf der Empfänglichkeit der Maschine des lebendigen Wesens für die Spannung und zweckmäßige Richtung durch das Bedürfnißgefühl.

Von Schmerz- und Bedürfnißgefühl ging menschliche Cultur aus: dies war der erste Sporn aller Kraftäußerung. Sich vor dem Schmerz des Hungers, des Durstes, des Eindrucks unfreundlicher Witterung, der Nässe, der Kälte, zu verwahren, und sich gegen diese unangenehme Empfindungen eine daurende Sicherheit zu verschaffen, gehört, wie bekannt, zu den ersten Bestrebungen erwachender Vernunft: oder vielmehr die Vernunft selbst wird durch diese ersten Bestrebungen des Menschen aus dem Schlummer geweckt.

Und wie viele der Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, deren wir uns erfreuen, können wir ansehen, ohne lebhafte Erinnerung an die schöpfe-

rische Erfindsamkeit der Noth und des Bedürfnisses, welcher wir unleugbar den größten Theil derselben verdanken. Müssen dann nicht selbst schöne Kunst und erhabene Wissenschaft sich für die ersten Elemente, welche sie ihnen geliefert (s. oben), ihr verpflichtet erkennen? Und welcher aufmerksamere Menschen-Beobachter findet nicht fast täglich Veranlassung, so viele Kunstgriffe zu bewundern, durch welche Noth und Verlegenheit Mängel zu ersetzen, Lücken auszufüllen, Fehler zu verstecken, unerwartete und ungeahnete Hülfsquellen zu eröffnen wissen?

Sehr richtig sagen wir von so manchen sonderbaren und doch höchst nützlichen Erfindungen, deren Urheber uns keine Sage und keine Geschichte nennt: „Noth und Bedürfniß haben sie gelehrt."

Noch jetzt ist, und wird gewiß auch immer seyn — Schmerz- und Nothgefühl das unfehlbarste Weckungsmittel natürlich-träger und schlummernder, oder auch durch langen Druck niedergehaltener Menschen-Kräfte. Große, politische Umkehrungen der Dinge wurden oft einzig durch das Nothgefühl der Unterdrückten bewirkt: mit den Ketten, welche dem Sklaven zu tiefe Striemen in die wunde Haut eindrückten, wurden zugleich die noch verderblichern Fesseln, in welchen Freyheit und Würde der Menschen-Natur eingeschmiedet lag, kühnmuthig gesprengt, und zerschmetterten das Haupt des Tyrannen.

Wie viele einfältige, dumpfe und stumpfe Menschen-Naturen gab es von je her auf den Thronen, im Schooß des Ueberflusses, des Reichthums und jeder

wünschenswürdigen Gemächlichkeit. Aber kanntet ihr je einen Menschen von nicht durchaus vernachläßigtem Geist, der, unter dem Druck mannigfaltiger Noth und widriger Erfahrungen, einfältig geblieben wäre?

Dieser vornehme Mann klagt über gänzliche Unfähigkeit seines Sohnes für jede Art von Bildung? Er lasse ihn für eine Zeitlang aufhören, Kind eines vornehmen Mannes zu seyn! Er lasse ihn, will ich sagen, Verlegenheiten, Widerwärtigkeiten, Gefahren ausgesetzt seyn! und der Verwahrlosete wird wenigstens alle Fähigkeiten und Fertigkeiten nothdürftiger Selbstbehülflichkeit entwickeln.

Mühsam, anhaltend, und mit Erfindsamkeit — arbeitet der Mensch selten anders, als — entweder aus Noth, oder aus genialischem Enthusiasmus. Sehet da, warum der Schöpfer, da er das letztere Geschenk nur so wenigen unter den Menschen verlieh, die bey weitem größere Menge derselben in bedürfnißvolle drükkende Lagen versetzte.

Blicket umher in der Geschichte der Menschheit! Wo findet ihr die trefflichsten Genien, die brauchbarsten Talente, die gemeinnützigsten Verdienste, die glücklichsten Kraft-Entwickelungen jeder Art? In dem Mittel-Stande und in den Volks-Klassen. Wie weit, glaubet ihr wohl, würde das menschliche Geschlecht in Künsten, Wissenschaften und Erfindungen gekommen seyn, wenn die Prinzen, die Vornehmen, die Reichen und Begüterten von je her drey Viertheile desselben ausgemacht hätten?

Freilich gehört zur vollkommnern und ausgebreitetern Entwickelung menschlicher Kräfte, wie wir's künftig noch besonders zeigen werden, eine gewisse Gemächlichkeit der äußern Lebensverhältnisse. Aber die meisten der bewunderten Genien, der großen Charaktere, der talent- und verdienstvollen Menschen erhielten durch Noth, und unter dem Druck des Schicksals, den ersten Schwung und Anstoß: und schufen sich dann, mit den mächtig-angeregten Kräften, jene gemächlichere Lage, in welcher sie sich vollkommener und ausgebreiteter entwickelten.

In Amsterdam, sagt man, gab es vor Zeiten einen Thurm in der Nähe des See-Sumpfes Y, in welchen alle Väter und Vorgesetzte anerkannte Taugenichtse und verwahrloste Söhne oder Lehrlinge hineinsetzen ließen, um sie zu regelmäßigem Fleiß anzuhalten. Denn dieser Thurm war dem genannten Y so angebaut, daß das Wasser von einer Seite allmählich in denselben eindrang, und die in seinen Zimmern Eingeschlossenen zu ersäufen drohte, wenn diese nicht zu gewissen Stunden des Tages das einseigende Wasser regelmäßig ausschöpfeten.

In einen solchen Wasserthurm setzt die Vorsehung den großen Haufen unter den Menschen! Oft nimmt sie dieselben, in der Folge, aus dem Thurm heraus: aber alsdann haben sie schon die beabsichteten Fertigkeiten, zu welchen sie dort geübt werden sollten, ausgebildet, oder wenigstens ihre Kräfte in eine schwungvolle und daurende Bewegung gesetzt.

Diesen ihren großen Absichten gemäß bildet und erzieht die Natur den Menschen von den frühesten Momenten seines Daseyns an. Der erste Eindruck, mit welchem sie ihm, diesseits des Mutterleibes, entgegenkömmt, ist von der schmerzhaften Art, ist die unangenehme Empfindung der veränderten Lebensatmosphäre, welche von der, die er im Mutterleibe athmete, ganz verschieden, und zugleich lästiger, als diese, ist: indem er nunmehr nur durch Selbstanstrengung der Lunge Athem schöpfen kann, der ihm vorher aus der mütterlichen Lunge zugeführt wurde. Daher auch der erste Laut des Menschen ein Klage-Laut, ein Weinen ist, mit welchem sich das Menschen-Geschlecht als —

durum genus *Ovid.*

ankündiget.

Die Schmerzen bey dem Zähnen, die häufigen Ausschläge, das Fallen bey dem Gehen, alles dies und so vieles andre in der körperlichen Entwickelung scheint die Natur sehr weise zu benützen, um ihr großes Geschöpf zu den Mühseligkeiten vorzuüben, deren Gefühl in ihrer Hand ein mächtiger Sporn zur Entwickelung eines Theils seiner herrlichsten Kräfte werden soll.

Eine weise Anlage der Natur und höchst ersprießlich für menschliche Entwickelung ist es, daß wir uns jede Art von körperlicher oder geistiger Thätigkeit, auch die allermißlichste, jede Art von sinnlichem oder geistigem Genuß, auch den üppigsten, zum Bedürfniß machen können; und daß Hemmung einer solchen Thätigkeit, Entbehrung

eines solchen Genusses, uns nicht minder unerträglich ist, als die natürlichsten Schmerz- und Bedürfnißgefühle.

Dem speculirenden Denker kann die Entwickelung einer Idee, dem Naturforscher irgend eine wichtige Entdeckung, dem Künstler die möglich-vollendete Ausarbeitung eines Kunstwerks so einziges, so unentbehrliches, und, unter gewissen Umständen, so drückendes Bedürfniß werden, und sie mit so peinigenden Sorgen quälen, als den dürftigen Arbeiter der Erwerb seines kärglichen Unterhalts.

Einem Philipp II von Spanien, in dessen weit-verbreiteten Monarchie, nach dem prahlhaften, aber wahren Ausdruck der Spanier, die Sonne nie unterging, kann die Unterjochung des kleinen Staats der Niederlande mehr Kummer und schlaflose Nächte machen, als dem armen Besitzer einiger Hufen Land der drohende Miswachs einer Ernte.

So ist's mit den Gegenständen unsrer Thätigkeit, und so mit unsern Genüssen bewandt. Dem Londner Schwelger sind die Leckerbissen aller vier Welttheile nicht weniger unentbehrlich, als dem Schuster oder Schneider, der für ihn arbeitet, sein Roastboeuf und sein Porter: und der letztere kann sich durch die Entbehrung oder Verkürzung eines dieser Nahrungsmittel kaum unglücklicher fühlen, als jener durch die Unmöglichkeit, gegen alle Gesetze der Jahreszeit einen Lieblingsleckerbissen auf seinen Tisch zu sehen.

Das Schauspiel zu besuchen, einem Concert beyzuwohnen, Gastmähler zu geben, ist dem größten Theil der Menschen, in den höhern Ständen, die in großen

Städten leben, eben so sehr Bedürfniß, als dem Naturmenschen, freye Luft zu genießen, sein Weib zu herzen, seinen hungrigen Kindern ihr Brod zu reichen.

Ein Mensch von verfeinerter Geistesbildung kann sich, durch unwürdige Verhältnisse von allem Umgang mit Menschen von seinen Sitten, seiner Bildung ausgeschlossen, mitten in einer volkreichen Stadt, eben so traurig-einsam und verlassen fühlen, als der verirrte Indianer in einer der menschen-leeren Wildnisse Amerika's.

So nimmt also der Künstler seine Kunst, der Denker seine Ideen, der Ehrgeizige seine Entwürfe, der Schwelger seine Genüsse mit der Innigkeit in seine ganze Art zu seyn auf, daß sie angesehen werden können wie Elemente seines organischen Lebensgefühls, wie integrirende Theile seiner Existenz, die, gerade dadurch intellectuell und moralisch, das heißt, (da alle Intellectualität und Moralität im Menschen durch Kunst erstrebt wird) künstlich zu werden beginnt.

Und jedes selbstgeschaffene (oder wenn wir's auch so nennen wollen, künstliche) Bedürfniß dieser Art, betreff' es Thätigkeit oder Genuß, ist dem Menschen kein geringerer Aufruf und Sporn zur Entwickelung seiner Kräfte, als die einfachsten und natürlichsten aller Bedürfnisse: sie schärfen den Geist zu Beobachtungen, Versuchen und Erfahrungen, und wecken seine Erfindsamkeit, erhalten das Gemüth in rastloser Thätigkeit, locken uns jetzt, und zwingen uns jetzt, die höchsten Anstrengungen, die kostbarsten Aufopferungen ab.

Denn warlich! die kühnsten Anstrengungen, die erstaunenswürdigsten Aufopferungen hat der Mensch, nach dem Zeugniß seiner Geschichte, für künstliche, und nicht für seine natürlichen Bedürfnisse gemacht. Unleugbar stellet uns die Geschichte der Cultur größere Wunder menschlicher Thätigkeit und Kraft auf, als die Geschichte des Natur-Menschen.

Wer von beyden arbeitet mühseliger, kämpft rastloser und ausdaurender, Pitt für die Durchsetzung der Projecte seines Ehrgeizes, oder der Handwerker für den Erwerb des täglichen Brodtes? Wer von beyden härmt sich mehr, der Künstler, um ein mit Fleiß von ihm gearbeitetes, aber von dem Publikum kalt und gleichgültig aufgenommenes Werk: oder der Krämer, dem eine theure Waare ungekauft liegen blieb? Der regelmäßige, einförmige und angestrengte Fleiß unseres Europäischen Geschäftlebens, wodurch wir allein im Stande sind, eine mit tausend erkünstelten Bedürfnissen überladene Existenz zu fristen, ist er nicht, nach dem allgemeinen Zeugniß der Reisebeschreiber, der erklärte Gegenstand des Spottes und der Verachtung aller Wilden, unter denen die meisten ein viel sorgenloseres und glücklicheres Leben führen, als ein Friedrich Wilhelm III, und jeder Regent, dem das Wohl seines Volks am Herzen liegt, als ein von Schulenburg oder Struensee, die an der Spitze großer Landesgeschäfte stehen, als wir alle, die, nicht gerade von dem Glück in den Lehnsessel der Gemächlichkeit eingepolstert, nur dadurch existiren, daß wir mühsam existiren?

Die eben erklärte Anlage der menschlichen Natur, uns jede Art von physischer, technischer, ästhetischer, intellectueller und moralischer Thätigkeit, und jede Art von Genuß zum Bedürfniß zu machen, für dessen Befriedigung wir oft nicht weniger alle unsere Kräfte aufbieten, als zur Abtreibung körperlicher Schmerzgefühle und zur Gewährung nothwendiger Bedürfnisse unserer thierischen Existenz, enthält den Grund von der ins unendliche steigenden Bildungs- und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen-Geschlechts.

Denn so einfach und sich selbst immer gleich diejenigen Schmerz- und Bedürfnißgefühle des Menschen, durch welche er blos seine thierische Existenz fristet, in jeder Epoche seiner Existenz sind: so unaussprechlich mannigfaltig und verschieden sind diejenigen, durch welche er sich eine intellectuelle und moralische Existenz schafft und erhält, und die wir, im Vergleich mit den ersteren, die künstlichen benahmen wollen (indem er sie sich blos durch Kunst anbildet). Für jedes menschliche Einzelwesen, so wie für größere Gesellschaften und ganze Menschen-Geschlechter giebt es, nach den verschiedenen natürlichen Anlagen, nach den Erfordernissen des Klima's und der äusserlichen Verhältnisse, nach dem verschiedenen Zeitgeist und der Bildungsstufe, auf welcher wir stehen, nach dem verschiedenen Interesse der Thätigkeit, wie des Genusses, wovon sie beseelt werden, unendlich-verschiedene Bedürfnisse der Thätigkeit und des Genusses, deren Befriedigung wir mit aller Anstrengung unserer Kräfte nachstreben, und diese An-

strengung nur desto mehr verstärken, je mannigfaltiger und zusammengesetzter die Bedürfnisse selbst sind.

Hier also bildet sich jene unendliche Reihe immerwachsender und immerwechselnder Bedürfnisse der Thätigkeit und des Genusses, welche die Gegenstände der endlosen Geschäftigkeit der Cultur ausmachen, und an denen sich der Mensch als das große und vielbegabte Geschöpf zeigt, welches wir in seiner Entwickelungsgeschichte anstaunen: denn nichts geringeres als diese seine eigentliche Größe hat sich der Mensch durch die eben=erklärten künstlichen Schmerz= und Bedürfnißgefühle angeschaffen, deren Einfluß in seine Geschichte also unaussprechlich=fruchtbarer, als der einfachen, natürlichen, deren Einfluß unermeßlich ist.

§. 2.

Vergnügen.

Nächst dem Schmerz= und Bedürfnißgefühl ist das Vergnügen die für menschliche Entwickelung fruchtbarste Modifikazion unseres Lebensgefühls.

Das Vergnügen, diese angenehme Schwingung der Lebenskraft, scheint die milde Hand der weisen Natur als eine süße Belohnung erfolgter Kraft=Entwickelung, und als einen Sporn zu neuer, in dem Reich des Lebens angebracht zu haben.

Sie hat, zum Beyspiel, über die höchste Kraftäußerung unserer organischen Natur, über den Akt der Begattung, will ich sagen, das reizvollste aller Vergnügen ausgegossen, und, gleichsam untrüglich überzeugt von der Allgewalt des Vergnü=

gens über das lebendige Geschöpf, durch diese Verbindung des höchsten Vergnügens mit dem Akt zur Hervorbringung des höchsten und letzten ihrer Schöpferzwecke (der Erhaltung des Geschlechts) die Erreichung dieses Zwecks unfehlbar gesichert.

Das Vergnügen scheint unser ganzes Wesen zu bewegen und zu durchdringen, und den Geist durch den Körper, den Körper durch den Geist anregend, beyder Elemente in harmonische Schwingungen zu setzen, so daß es auf unsre Thierheit (Animalität) und auf unsre Geistigkeit (Spiritualität) gleichwohlthätige Einflüsse verbreitet.

Es erregt einen leichtern und schnellern Fluß des Bluts: es zerstreut und verflüchtiget die schädlichen Ausdünstungen des Verdauungsbehältnisses, wie die trüben Nebel der Laune: es weckt und verstärkt die Energie unserer Körper- wie unserer Geistes-Kräfte. Der Denker fühlt sich durch ein genossenes Vergnügen nicht weniger gestärkt und gleichsam begeistert zu scharfsinnigen Ideen-Verknüpfungen, zu schriftstellerischen oder Künstler-Darstellungen, als der Handarbeiter zum wackern Gebrauch seiner körperlichen Kräfte, und der feine Schwelger zum frohern Lebensgenuß.

War es Wunder, wenn die weise und gütige Mutter der Dinge den steilen Weg menschlicher Kraftentwickelung ringsher mit Blumen des Vergnügens umwachsen ließ? wenn sie, auf jeden gelungenen Kampf mit Schwierigkeiten, bey dieser Entwickelung Vergnügen als einen Preis setzte? War es Wunder, daß sie

durch Vergnügen das Träge ihrer Geschöpfe anspornen, das Thätige ermuntern, das Kraftlose selbst stärken wollte? Und wenn sie, wie wir's aus der Erfahrung wissen, bey denjenigen ihrer Geschöpfe, welche sie mit Sinnlichkeit und Vernunft ausstattete, darauf rechnen mußte, daß neunzehn = zwanzig Theile davon mehr den sinnlichen, als den vernünftigen Theil ihres Selbst ausbilden, und jenen fast einzig hingegeben seyn würden; mußte sie nicht alle und jede ihrer trefflichsten Kraftäußerungen mit diesem Honig gleichsam umstreichen, nach welchem die animalische Natur so einzig hascht, und der, wie wir gesehen, vermittelst der animalischen, die geistige selbst belebt und stärket?

Auch hier also konnte sie, wie dort, bey ihrem höchsten Schöpferzwecke, sich der Erreichung ihrer großen Absichten mit menschlicher Kraftentwickelung versichert halten, nachdem sie uns auf eine so reizende Art dazu hingelockt hatte.

Und jenes allmächtige Zauberwort menschlicher Lippen, jenes Wort, mit welchem wir alles verlangenswerthe und genußvolle befassen, bey dessen ausgesprochenen Sylben dem Denker und dem Nicht = Denker das Herz lauter schlägt, — „Glückseligkeit": was bedeutet es, troz seiner zweifelhaften Vielsinnigkeit, im Allgemeinen anders, als Vergnügen, geformt nach jeder nur denkbaren Vorstellung des Geistes, nach jeder nur ahndbaren Empfindung des Herzens, aus welchem ein menschliches Wesen irgend Annehmlichkeit schöpfen kann? Das höchste, was wir von menschlichem Daseyn, nach der

gewöhnlichen Denk- und Sprach-Weise zu rühmen pflegen, ist dies: daß es glückselig, daß es genuß- und vergnügensvoll ist.

Ein bewundernswürdiger, und ihren großen Absichten mit dem Menschen entsprechender Kunstgriff der Natur ist es ferner, daß es keine noch so mühsame, noch so anstrengungs- und aufopferungsvolle Art von Kraftentwickelung, von Geschäft und Thätigkeit in der physischen, intellectuellen oder moralischen Gattung giebt, die wir uns nicht unter der holden Gestalt des Vergnügens vorstellen, und diese ihr gleichsam anbilden könnten.

Es ist zweifelhaft, ob der Gewinn des großen Looses in der Lotterie dem Geizigen, eine unerwartet-zugefallene Erbschaft dem Schwelger, oder auch das endliche Ja-Wort der Lang-Ersehnten dem Verliebten angenehmere Empfindungen gewähren kann, als einem Archimedes seine gefundene Auflösung des Problems vom Verhältniß der Kugel zum Cylinder, einem Kant die Entdeckung der Antinomien, einem Bonnet irgend eine neue Beobachtung über den Nutzen der Blätter.

Selbst eigenwillige Versagung des Vergnügens kann uns nur ein höheres Vergnügen, Abbruch an angenehmen Empfindungen eine Vermehrung derselben, und Verzicht auf den Besitz und Genuß einer größern Glückseligkeit ein grösseres Maaß von

Glückseligkeit gewähren. Oft ist es nicht sowohl das Ziel, was uns bey gewissen Unternehmungen reizt, als der Weg, welcher uns zum Ziele führt: oft gewährt uns die Arbeit mehr Genuß, als der durch sie gewonnene Genuß selbst. Der Preis eines Vergnügens wird durch Mühe und Anstrengung, wird nicht selten durch gefahr- und angstvolle Wagnisse, nur gesteigert.

Ein Triumph der Milde der Natur gegen unser Geschlecht ist es, daß es ein philosophisches System über die menschlichen Dinge geben konnte, das System des Epikurismus, und mit verfeinerten Grundsätzen, des Eudämonismus, in welchem Glückseligkeit das oberste Prinzip und das letzte Resultat war; ein System, in welches selbst die Tugend, dieses höchste und einzig-unbedingte aller menschlichen Güter, wenn gleich nicht ohne Verdacht von Sophisterey, dennoch nicht ohne täuschende Gründe hineingezogen, und als ein Quell der höchsten und reinsten Vergnügen betrachtet werden konnte. Denn allen übrigen Wünschen und Bestrebungen der Menschen (mit Ausnahme der Tugend) Glückseligkeit als den höchsten Zielpunkt vorzuzeichnen, kann ein Stoiker, kann ein Kant selbst, nicht unphilosophisch und nicht unwahr finden.

Jener persische König setzte einen Preis auf die Erfindung einer neuen Art von Vergnügen. Die Natur selbst hat dieses Problem gelöst: sie hat aus jeder Art von menschlicher Kraftäußerung eine neue Art von Vergnügen geschaffen. Mußte doch der Einfall einer solchen Preisaufgabe selbst dem despotischen Schwelger

ein neues Vergnügen gewähren: und er beantwortete sich die Frage, indem er sie that.

So wie wir uns also, nach dem vorigen, selbst Genüsse oder Vergnügen zu Bedürfnissen machen, so können wir, nach dem eben Gesagten, Bedürfnisse, Anstrengungen und Entbehrungen zu Vergnügen erheben.

Jede schmerzlose Spannung und Beschäftigung unserer Thätigkeit gewährt uns eine nicht unangenehme Regung des Lebensgefühls, ein gewisses Vergnügen also, welches bey uns, als vernünftigen Wesen, auch selbst alsdann noch, wenn jene Regung an's unangenehme gränzt, statt finden kann, vermittelst des Gedankens an nützliche und edle Zwecke, welche dadurch erreicht werden.

Dagegen sinkt Vergnügen, dessen ein wesentlicher Moment Neuheit ist, durch öftern Genuß in's alltägliche und schaale herab: der gänzliche Mangel eines durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit gewordenen Vergnügens würde uns, wie unbefriedigtes Bedürfniß, mehr peinigen, als sein Genuß uns ergötzen würde.

Deswegen streben wir, dem zum Bedürfniß herabgeschwundenen Vergnügen durch irgend eine neue Zuthat den verlornen Reiz der Neuheit wiederzugeben, oder auch dasjenige, dessen Reiz uns noch entzückt, durch neue Annehmlichkeiten zu steigern, und dadurch jener ungewünschten Wirkung wiederhohlter Genüsse zuvorzukommen; und dies Bestreben macht eigentlich das aus, was man den Trieb zur Glückseligkeit

zu nennen pflegt: und den wir künftig ausführlicher entwickeln werden.

Aus dieser Anlage der Natur, daß der Eindruck jedes Vergnügens nach und nach bis zur Alltäglichkeit des Bedürfnißgefühls herabsinken kann, und aus unserm Bestreben, dies aus dem Vergnügensgenuß entstandene Bedürfnißgefühl durch neue Zuthat wieder zum Vergnügen zu steigern, so wie überhaupt jedes Bedürfniß, als das minder-reizende Gefühl, vermittelst gewisser Modifikazionen, bis zu dem Rang des Vergnügens zu erheben, bildet sich die eigenthümliche, höchst sonderbare Art menschlichen Seyns und Strebens zusammen, welche offenbar ein immer-unbestimmter und unbestimmbaren Mittelzustand ist zwischen Bedürfniß und Vergnügen, zwischen Thätigkeit und Genuß, zwischen Wunsch und Besitz, zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit; ein Zustand, der sich, wie wir im zweyten Abschnitt gesehn, durch den Erweiterungstrieb verwirklichet, und der, näher erwogen, allein einem Wesen, wie der Mensch, angemessen scheint; einem Wesen nämlich, welches einen, seine Vorstellungen und Empfindungen ins unendliche bildenden und vermannigfaltigenden Geist, einen Geist von unbegränzten Wünschen und Bestrebungen, in einem Körper mit endlichen Kräften verschließt: und welches weder eines immer-kützelnden Vergnügensgenus-

ses, noch einer immer-spannenden Thätigkeit fähig ist.

Die allweise Natur ruft uns zur Thätigkeit: deswegen stößt sie uns Gleichgültigkeit und Ekel ein selbst gegen den üppigsten Genuß, wenn er oft wiederkehrt: wir wollen Genuß: deswegen streben wir, das schlichte Bedürfniß zum Rang des Vergnügens zu erheben, das wirkliche Vergnügen zu höheren Graden zu steigern.

Die Vergnügen des Jünglings werden dem Mann, die Vergnügen der Eltern dem Sohn, die Vergnügen des hingeschwundenen Menschengeschlechts dem neu-aufkeimenden — Bedürfnisse: und alle streben daher, immer neue Vergnügen anzuhäufen, oder die zum Bedürfniß gewordenen neu zu modifiziren und zu vermannigfaltigen.

Das ist Geschichte der einzelnen Menschen; und Geschichte des ganzen Menschengeschlechts.

Brod und Wasser befriedigen das schlichte und einfache Bedürfniß des Hungers und Durstes: durch alles, was die Menschen hinzugethan, haben sie das Bedürfniß zum Vergnügen zu erheben gesucht. Ruhe nach der Arbeit ist Bedürfniß: aber durch Schauspiel, Musik und Tanz verwandeln wir dies Bedürfniß in Vergnügen. Unser Körper kann der Kleidung nicht entbehren: aber durch feine Stoffe und durch gefällige Formen werden sie der Putzsucht der gesuchteste Gegenstand des Vergnügens. Das höchste aller sinnlichen Vergnügen gewährt der Geschlechtsgenuß: aber wie viele und unna-

türliche Mannigfaltigkeit muß der Schwelger hinzuthun, wenn dies höchste aller Vergnügen nicht seine Reize für den Uebersatten verlieren soll.

Jene höhern Genüsse der schönen Kunst und des geistigen Geschmacks sind von dem allgemeinen Loose der Vergnügen nicht ausgeschlossen: die alten, noch so ächten und natürlichen Formen der Schönheit verlieren allmählich den Reiz der Neuheit, und der Künstler weiß den anekelnden Geschmack verwöhnter Genießer nur durch neue, oft von Wahrheit und Natur wie weit entfernte Modifikazionen zu reizen.

Auf diese Art also erzeugt Bedürfniß Vergnügen, Vergnügen Bedürfniß: alle menschliche Geschäftigkeit verzehrt sich, um uns Befriedigung der erstern, und Genuß der andern zu gewähren: neue Bedürfnisse und neue Vergnügen sind die Ursachen, wie die Wirkungen dieser Geschäftigkeit: die Geschichte stellt uns nichts anders dar, als die Bestrebungen der Menschen, schlichte Bedürfnisse zu Vergnügen zu erhöhen, und wirkliche Vergnügen durch allerley Modifikazionen zu immer höhern Graden zu steigern.

Dies ist der immerstachelnde Sporn der Thätigkeit, welchen die Gottheit dem Menschengeschlecht in den Busen legte! Dies ist Heil — und Unheil der Cultur, Vervollkommnung — und Verschlimmerung der schönen Künste, Veredelung — und Vereitelung der Sitten, Verderben — und Glückseligkeit des Menschengeschlechts.

Wenn der Denker es sich schon gewissermaßen a priori würde sagen können, daß die beyden Modifikazionen des Lebensgefühls, als des obersten Prinzips alles menschlichen Seyns und Wesens, in der Entwikkelung unseres Geschlechts höchst bedeutend seyn müssen; weil, wie wir oben schon sagten, alle Entwickelung von dem Lebensgefühl ausgeht, und auf das Lebensgefühl zurückwirkt: so sieht er es durch das, was wir bis dahin über Bedürfniß und Vergnügen und seinen Einfluß in die menschliche Geschichte gesagt, zur Gnüge bestättiget: die ausführliche Darstellung der Art und der Wichtigkeit dieses Einflusses werden wir künftig liefern.

§. 3.

Leidenschaft.

Eine fruchtbare Tochter des Bedürfnisses und des Vergnügens, und für menschliche Entwickelung nicht minder einflußreich, ist Leidenschaft.

Leidenschaft nämlich nennen wir nichts anders, als fixirtes, entweder durch natürlichen Trieb oder durch Gewohnheit tiefgewurzeltes Gefühl des Bedürfnisses oder Vergnügens für einen Gegenstand. Die Benennung Leidenschaft (Gr. παθημα, lat. passio) zeigt hinlänglich das eigenthümliche dieser Modifikazion unserer geistigen Natur: denn jede Leidenschaft hebt gleichsam unsre Freyheit auf, und macht uns, indem sie uns ganz dem Gegenstande ihres Bedürfnisses oder Vergnügens hingiebt, aus willkührlich-handelnden, sich selbst bestimmenden Geschöpfen zu leidenden, das

heißt, zu solchen, die anderswoher, als durch sich selbst, die durch den Gegenstand, welchen der Mensch mit Leidenschaft umfaßt, bestimmt, oder, wie man die Gewaltsamkeit des leidenschaftlichen Gemüthszustandes zu bezeichnen pflegt, hingerissen werden.

Denn da Leidenschaft ein fixirtes Bedürfniß- oder Vergnügensgefühl für irgend einen bestimmten Gegenstand der Thätigkeit oder des Genusses ist; so muß sie auch über das menschliche Gemüth alle die Eigenmacht und Herrschaft ausüben, welche wir Bedürfniß und Vergnügen über dasselbe behaupten sehen. Und wie all-überwältigend, wie unwiderstehlich diese ist, erhellet gnugsam aus den bekannten Gemeinsprüchen, welche uns darüber die Alltagssprache des Lebens darbietet.

Da ferner jedes Bedürfniß und jedes Vergnügen sich fixiren kann, so kann auch jede Art von körperlicher oder geistiger Thätigkeit, von körperlichem oder geistigem Genuß, in dem Menschen bis zur Leidenschaft wurzeln: er hängt dem Geschlechtsgenuß nach, er spielt und schwelgt — mit Leidenschaft, so wie er mit Leidenschaft mahlt und dichtet, mit Leidenschaft philosophirt und den Wissenschaften obliegt.

Denn alles, wozu, nach dem vorigen, Instinct, Genie und Talent hinleiten, ist gleichsam von der Natur selbst als Gegenstand des Bedürfnisses und des Vergnügens in die Seele geheftet. Oft giebt es Leidenschaft für eine Kunst oder Wissenschaft ohne Genie und Talent. Aber diese ist immer blos eingebildet und erkünstelt, und deshalb auch nichts, als

eine taube Blüthe ohne Frucht: nicht die Gegenstände der Kunst oder Wissenschaft selbst, sondern die Ehren, die Belohnungen, die Schmeicheleyen des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, welche damit verbunden sind, oder auch eine nichtige Eifersucht, — haben eine solche Leidenschaft in dem Gemüth angefacht.

Dagegen giebt es kein Genie und kein Talent ohne Leidenschaft für den Gegenstand schöner Kunst und Wissenschaft: weil nur durch Leidenschaft der Trieb dafür fixirt und herrschend werden kann.

Die Leidenschaftlichkeit der Künstler-Genies ist schon sprichwörtlich geworden: denn Künstler-Talent hängt unmittelbarer mit den Anlagen der sinnlichen Natur zusammen, deren alle Elemente reizbarer sind, und dem Gefühl des Bedürfnisses und Vergnügens gleichsam offener stehen. Aber wenn gleich ein gewisser Grad von Pflegma und Leidenschaftlosigkeit wesentlicher Bestandtheil insbesondere des wissenschaftlichen Genies zu seyn scheint; so werden wir dieses, vielleicht kalt und theilnehmungslos gegen alles übrige, dennoch für den Gegenstand seiner Wissenschaft immer von einer gewissen Wärme glühen sehen, die, weniger auflodernd, nur desto daurender ist. Ein Newton kann, (wir wissen's aus seiner Lebensgeschichte) seine ersten optischen Entdeckungen, die einigen Widerspruch finden, zwölf Jahr' hindurch im Pult verschlossen halten: eine Zurückhaltung, die mit der unwiderstehlichen Vordringlichkeit junger Künstler-Genies freilich sehr contrastirt: aber

diese Gleichgültigkeit gegen das Kundwerden seiner Entdeckungen ist nicht Gleichgültigkeit gegen die Entdeckungen selbst: er prüft, begründet, erweitert sie, während der Zeit, nur desto sorgfältiger, und macht sie dadurch der ewigen Kunde werth, mit welcher sie von allen denkenden Geistern immer werden gepriesen werden.

Eine solche Leidenschaft der Künstler, wie der Denker, ist, wie Fontenelle sehr richtig sagt, etwas unsterbliches: sie verläßt den Menschen nur mit dem letzten Hauch. Sie ist der unerschöpfliche Lebenssaft, durch welchen die Weisheit der Natur die Liebe für Kunst und Wissenschaft, welche ein so einziger Stolz des Menschen sind, bey den fehlenden Aufmunterungen der Kunst, und bey den langwierigen, oft ganz fruchtlos-scheinenden Untersuchungen des Denkers, unaufhörlich frisch und gleichsam grün erhält.

Aber gefährlicher für Ruhe und Glück der Menschheit waren von je her diejenigen Leidenschaften, welche durch die Triebe des sinnlichen Theils unserer Natur in dem Gemüth ausgebildet werden, und die sich fast in jedem Menschen, der ihnen, über das Maaß der Vernunft, nachhängt, einwurzeln. Hieher gehören insbesondre Schwelgerey und Geschlechtsgenuß: ihre Zähmung und gehörige Leitung macht einen wesentlichen Theil der Moral des einzelnen Menschen: denn ihre Zügellosigkeit in Befriedigung des Genusses erschlafft, hemmt und tödtet oft alle edlere intellectuelle und moralische Geistesthätigkeit.

Nächst den Leidenschaften, welche aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehen, reihen sich hier diejenigen, welche der Geselligkeitstrieb entwickelt, reihen sich Ehrgeiz, Stolz, Neid, Haß, Eifersucht. Doch unterscheiden sie sich von den erstern insbesondre dadurch, daß sie, da ihre Ziele nicht, wie die der erstern, in der organischen Natur des Einzelwesens, sondern ausserhalb derselben, nämlich in der Gesellschaft, liegen, und gewöhnlich nur mit Mühe und Anstrengung erreichbar sind, dem Menschen ein Sporn der Thätigkeit werden, und dadurch oft allen seinen intellectuellen und moralischen Anlagen einen höchst-wohlthätigen Schwung zu neuer Entwickelung ertheilen. Denn gerade in der Gesellschaft schärft und spitzt sich gleichsam der Stachel eines jeden natürlichen Triebes und jeder Leidenschaft, die, eben hier, die Gegenstände ihrer Thätigkeit und ihrer Genüsse vermannigfaltigt sehen, und durch den gemeinschaftlichen Wetteifer mit neuer Kraft belebt werden.

Dagegen fließet aber auch aus der ungezügelten Oberherrschaft dieser Leidenschaften eine unermeßliche Summe von physischen Uebeln und moralischem Verderbniß in die Geschichte unseres Geschlechts, an dessen Spitze wir gewöhnlich einige wenigen Ehrgeizigen oder Hab- und Herrschsüchtigen erblicken, die ihm sein Loos zuwürfeln: und in welcher der einzelne Mensch entweder durch unmoralische Befriedigung dieser Leidenschaften verderbt,

oder durch verfehlte Befriedigung unglücklich wird.

Die Leidenschaften wirken also in die menschliche Entwickelungsgeschichte auf eine doppelte Art: entweder als Antriebe und Reizmittel der Thätigkeit überhaupt: oder auch als Schärfungsmittel der Erfindsamkeit und der Vernunft.

In Hinsicht der erstern Art ihrer Wirkung, von welcher wir bis dahin Beyspiele gegeben, sind sie gleichsam die Winde auf dem Ozean der Ebbe und Fluth menschlicher Dinge: sie sind es vorzüglich, die hier alles in Bewegung setzen, fortschnellen und erhalten, und diesen Ozean, selbst in den scheinbar-regungslosesten Epochen der Geschichte unseres Geschlechts, nie zu einem stehenden Sumpfe werden lassen. Wenn Genie und Talent, durch ungünstige Zeitverhältnisse gelähmt, wie im Todesschlummer begraben lagen, dann waren wenigstens die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Vergnügensucht, dann war jede Leidenschaft der weichen und der rüstigen Gattung immer wach, und warfen die große Kraftmasse menschlicher Thätigkeit überhaupt mit regem Leben durcheinander, vermannigfaltigten, wechselten und modifizirten die Bedürfnisse und Vergnügen in immer neue Gestalten, und hauchten dadurch hier die Flamme des Genies, dort den Funken des Talents, in Glut.

Ein nicht kleiner Theil derjenigen Charaktere in der Menschen-Geschichte, welche in derselben durch den verbreitertsten Einfluß glänzten, haben diesen Einfluß mehr durch Leidenschaften des Ehrgeizes, der

Pracht= und Vergnügungssucht, als durch wahre Charakter=Größe oder durch ausgezeichnete Talente erlangt. Alexander's Eroberungssucht, August's feinere Sinnlichkeit, Ludwigs XIV Fürsten=Eitelkeit, Cromwel's gränzenloser Ehrgeiz haben keine geringere (wenn gleich nicht so wohlthätige) Wirkungen in der Geschichte hervorgebracht, als Homer's Genie, Plato's Geist, und Newtons oder Hallers Entdeckungen. Die Vorsehung schien immer gewisse Menschen von flammenden Begierden nur deswegen in die Existenz zu rufen, damit sie den Leidenschaften großer Menschenmassen eine neue Richtung gaben, und ihnen neue Ziele derselben vorsteckten, oder sie mit neuer Kraft nach alten und in Vergessenheit gesunkenen hinlenkten.

Denn selbst Schwelgerey und Vergnügungssucht, diese schlaffsten und Kraft=tödtendsten der Leidenschaften für den einzelnen Menschen, der sich ihnen hingiebt, welch eine Masse von Kräften können sie in Bewegung setzen, welche ein mächtiger Sporn menschlicher Thätigkeit werden, wenn dieser Eine Mensch, wie z. B. ein Monarch, auf einem hohen Gipfel des Glücks und der Macht steht?

Und wie heißt der gewaltige Hebel der erstaunenswürdig=vielseitigen und unerschöpflichen neu=europäischen Thätigkeit? Gewinn= und Vergnügungssucht. Die Vernunft selbst arbeitet größtentheils nur durch den Sporn der Leidenschaft, so wie für ihre Befriedigung.

„Unaussprechlich viel verdankt, sagt Rousseau, „die Vernunft den Leidenschaften, die ihr gegenseitig „auch viel verdanken: die Wirksamkeit der Leidenschaf„ten erhält die Vernunft thätig, und treibt sie zu im„mer kühneren Anstrengungen: wir wollen nur mehr „wissen, weil wir mehr genießen wollen. Die Leiden„schaften wiederum nähren sich durch unsere Bedürf„nisse, und vielfältigen die Gegenstände ihrer Wünsche „durch die Erweiterung unserer Kenntnisse."

Aber auch als Schärfungsmittel der Erfindsamkeit und der Vernunft wirkt die Leidenschaft in die menschliche Entwickelungsgeschichte.

Wir sagten vorher, daß Leidenschaft allemal die Begleiterin des Genies und Talents ist; und, in diesem Gefolge, müssen natürlich auch ihre Bestrebungen die Spuren ihrer genialischen Mitarbeiter, die Spuren der Erfindsamkeit und eines besondern Feinsinns für den gewählten Gegenstand der Kunst oder der Wissenschaft, tragen.

Aber hier reden wir nicht sowohl von diesen genialischen Leidenschaften, als von jenen allgemeinen und auf menschliche Thätigkeit oder Genuß überhaupt hingerichteten: z. B. Liebe, Eigennutz, Gewinnsucht, Ehrgeiz, Rachsucht, u. s. w.

Von je her nämlich haben die sorgfältigern Beobachter menschlicher Entwickelung den Scharfsinn, die Schlauheit, die Beredsamkeit, die Erfindungsgabe derjenigen Menschen bemerkt, die von diesen und ähnlichen Leidenschaften bis

zu einem besondern Grade entflammt waren: indem die Geisteskräfte selbst der Einfältigern unter ihnen durch die Leidenschaft zur Auffindung zweckmäßiger Mittel für die Erreichung ihrer Zwecke, bis zu einem bewundernswürdigen Grade erhöht und gleichsam vermehrt schienen. Denn offenbar gilt es von jeder mächtig-herrschenden Leidenschaft, was man gewöhnlich der Liebe ausschließend beyzulegen pflegt: „daß sie die Einfältigen weise, die Stummen beredt macht."

Ich kannte, zu verschiedenen Zeiten, Knaben von einem höchst trägen und schläfrigen Geist, von deren Lippen nie ein Wort fiel, das Witz oder Scharfsinn verrathen hätte: die aber, sobald sie mit ihren Mitgespielen in irgend eine Neckerey verflochten wurden, durch Witz, Scharfsinn und Fluß der Rede mich in Erstaunen setzten. Und wie viel andre Menschen finden wir nicht so einfältig, so talentlos, so fast unbrauchbar, — bis irgend eine starke Leidenschaft sich ihrer bemächtiget, die ihren Geist und alle seine Kräfte gleichsam beflügelt. Wenn wir daher gleich vorhin anmerkten, daß Leidenschaft für eine Kunst oder Wissenschaft nicht immer unzertrennlich mit Genie und Talent verbunden, sondern oft nur erkünstelt ist: so ist es doch nicht weniger wahr, daß Hunger, Ehrgeiz, Eifersucht, Gewinnsucht schon manches Genie und manches Talent aus dem Schlummer weckten, und daß also Leidenschaft seine herrliche Kraftentwickelung zuerst anregte.

Einzig in ihrer Gattung, und erstaunenswürdig ist die Art, wie die Leidenschaft wirkt! Das rasche,

treffende, und doch, wie es scheint, bewußtlose in der Wahl und im Gebrauch der zweckmäßigen Mittel zu ihrer Befriedigung läßt sie uns vielleicht am richtigsten ansehen als eine Art von geistigem Kunsttrieb, so wie das Genie ein Analogon von Instinct ist. Was durch jenen unmittelbar, und ohne daß wir's weiter abzuleiten wüßten, das Thier leistet, das leistet die Leidenschaft, in Verbindung mit der uns eigenthümlichen Vernunft, die, von der Leidenschaft unterstützt, scharfsichtiger beobachtet, feiner und treffender urtheilt, schneller und glücklicher Ideen verknüpft, und, den Zwecken der Leidenschaft gemäß, jeden kleinsten Umstand benützt: alles oft, ohne daß der Mensch sich dessen deutlich bewußt ist.

Wer weiß es nicht aus eignen häufigen Erfahrungen, daß er schicklicher, zweckmäßiger, vernünftiger handelte in Augenblicken leidenschaftlicher Bewußtlosigkeit, als wir mit dem vollständigsten Bewußtseyn der Vernunft immer nur gehandelt haben würden: es braucht langer und fein-verketteter Schlußreihen, es braucht einer genauen Darlegung und scharfsinnigen Prüfung der verwickeltsten Umstände, daß wir uns die im Augenblick leidenschaftlicher Bewußtlosigkeit befolgte Art zu handeln erklären und ableiten: wir gestehen es unverhohlen, daß wir mit einer kalt und lange überlegenden, durchschauenden, prüfenden Vernunft schwerlich geleistet haben würden, was wir nun, im Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung, wirklich leisteten.

Freilich muß der Philosoph nicht sagen, daß wir, in solchen Momenten, unserer Vernunft gleichsam be-

raubt waren, und also ohne alle Vernunft handelten. Denn wie wär's möglich, daß wir uns in irgend einem Moment des Seyns einer uns inwohnenden Kraft — entäusserten oder ihrer entbehrten? Handelten wir doch in jenen leidenschaftlichen Augenblicken nicht wirklich aus einer höhern Eingebung, (ein Ausdruck, dessen wir uns freilich gleichnißweise zu bedienen pflegen) nicht nach schlechterdings unbekannten, uns unerklärbaren Regeln: sondern nach solchen, die wir, obgleich später, nach den fein-erprobtesten Grundsätzen der Vernunft befolgt haben würden; der Vernunft also, mit welcher in Verbindung die Leidenschaft handelte, die aber, durch den Anstoß der Leidenschaft gleichsam elektrisirt, sich auf ihrem sonst langen und mühsamen Wege mit Blitzesschnelle rasch fortschwang.

Diesen in seiner Art einzigen Gemüthszustand, in welchem die Leidenschaft der Vernunft selbst eine gewisse höhere Energie ertheilt, können wir uns nicht treffender erläutern, als durch das Beyspiel der Künstler-Begeisterung. Der schon angeführte Ausdruck einer höhern Eingebung oder Begeisterung leitet uns von selbst auf dieses Beyspiel.

Wenn wir also den Dichter, den Redner, den Schriftsteller, den Künstler, von Begeisterung sprechen hören: was will dieses große Wort? was können und müssen wir uns einzig dabey denken? Nichts anders, als jenen Zustand erhöhter Schnell-Kraft und Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen bis zur leidenschaftlichen Bewußtlosigkeit (denn, nach aller Erfahrenen Geständniß,

ist es ein Zustand des Leidens), wenn der Geist, gewissen Vorstellungen ganz hingegeben, lebendiger imaginirt, leichter, schneller und richtiger Ideen verknüpft, und ein Ganzes (dies Ganze darf auch nur ein treffender Einfall, eine glückliche Antwort, eine fruchtbare Idee seyn), ein neues Ganze darstellt, ehe wir uns der dies Ganze ausmachenden Theile, oder der Art und Weise ihrer Zusammensetzung, klar und deutlich bewußt sind. Die genialische Ideen-Verbindung ist getroffen, das neue originelle Bild ist gehascht, der witzige Einfall ist gesagt, die glückliche Wendung genommen: und wir können uns selbst nicht Rechenschaft ablegen, wie? oder woher? Bey näherer Untersuchung unseres gewöhnlichen Ideenganges finden wir allerdings gleichsam Spuren des Weges, den der Geist auch diesmal gewandelt ist: denn immer bearbeitet er doch nur einen und denselben Stoff von Ideen, Eindrücken und Empfindungen, der im Gemüthe vorräthig liegt, und der jetzt nur wie durch eine verstärkte Schnell-Kraft seiner gewöhnlichen Art zu wirken, rascher und lebendiger durcheinandergeschüttelt, diese originelle Ideen-Verknüpfung, diesen witzigen Einfall, diese Wendung, hervorstrahlen ließ: wie aber? und warum gerade jetzt? das ist's, was uns unerklärlich bleibt.

Wie, nach dem Gesagten, die genialische Leidenschaft, so wirken auch die allgemeinen Leidenschaften, — der Liebe, des Ehrgeizes, der Gewinnsucht u. s. w.; so erzeugen auch sie in dem Gemüth

den Scharfsinn, die Erfindsamkeit, wodurch sie uns in Erstaunen setzen.

Offenbar also verstärkt Leidenschaft in vielen Fällen die Energie der Vernunft, weckt neue und ungewohnte Vorstellungen, richtet und leitet glücklich die Urtheilskraft, beflügelt jede ihrer Functionen: und wir könnten aus diesem wundervollen psychologischen Mechanismus (denn wie anders wollen wir uns hier ausdrücken?) zwey höchst merkwürdige und für die Psychologie sehr fruchtbare Schlüsse ziehen, die mir bis jetzt noch nicht beherzigt genug zu seyn scheinen: nämlich:

Erstens: daß Vernunft selbst, dieser eigentliche Geist des Menschen, intellectuell betrachtet (nicht moralisch: denn die moralische Freyheit erhebt uns über jedes sinnliche Prinzip) in dem allgemeinen Prinzip der sinnlichen Natur, nämlich in der Lebenskraft, einzig ihren Grund hat, als durch deren gewaltige Anregung, vermittelst der Leidenschaft, die Vernunft, wie wir unwidersprechlich sehen, so ansehnlich verstärkt und erhöht wird.

Zweytens: daß die Willenskraft des Menschen sehr glücklich auf seine Erkenntnißkraft wirken kann: und die letztere gewissermaßen erhöht und vergrößert wird durch die Verstärkung der erstern.

possunt, quia posse (sibi) videntur. *Virgil.*

— Sie vermögen's, weil zu vermögen sie sich's getraun.

Denn

Denn eben dies Zutrauen zu uns selbst stärkt unsre Willenskraft; wir nehmen uns desto mehr zusammen, entfernen jede kleinliche Besorgniß, die unsre Ideen theilen und zerstreuen könnte; heften den ganzen Geist auf Einen Gegenstand; und fassen dadurch diesen von allen Seiten desto fester in's Auge, durchschauen ihn nach allen seinen nahen und fernen Beziehungen, und finden also auch um so viel leichter die neuen und ungewöhnlichen.

Denn da wir in jenen Augenblicken unsre Erkenntnißkräfte nicht zu vermehren, dem Vorrath unserer Ideen oder Eindrücke nichts hinzuzuthun vermögen: wodurch können die wunderbaren Schöpfungen der Leidenschaft anders möglich werden, als, vermittelst eines mächtigeren Durcheinanderregens des vorhandenen Ideen-Stoffs (wie wir's auch vorhin erklärten). Und dies mächtigere Durcheinanderregen, wie ist es selbst wiederum möglich, als durch verstärkte Anstrengung der Willenskraft, durch den augenblicklichen Drang der Umstände, durch Noth und Verlegenheit.

Als man den großen Newton fragte: wie er zu seinen erstaunenswürdigen Entdeckungen gekommen? gab er zur Antwort: durch ausharrende Geduld. Und was heißt Geduld? ununterbrochene Heftung des Geistes auf Einen Gegenstand und auf die Durchschauung desselben von allen Seiten, die also offenbar ein hohes Maaß von Willenskraft voraussetzt. Aber freilich müssen die Erkenntnißkräfte da, wo sie vermittelst der Willenskraft bis zu Newtonischen

O

Entdeckungen erhöht werden sollen, auch Newtonische Erkenntnißkräfte seyn: und ein Alltagskopf wird mit der ungeheuersten Anstrengung der Willenskraft schwerlich je eine originelle Ideen-Verknüpfung hervorbringen.

Was der Denker, was das wissenschaftliche Genie durch Anstrengung der Willenskraft, zur Erhöhung der Erkenntnißkraft in langer Zeit leistet, das leistet der Dichter, der Redner, der Künstler gleichsam momentan und mit gewissen Schnellblicken. Der Augenblick der Entdeckung bey dem wissenschaftlichen Denker ist eben sowohl eine Art von Begeisterung, als die dichterische oder künstlerische Ideen-Verknüpfung. Die Anwendung davon auf Scharfsinn und Erfindsamkeit jeder Art von Leidenschaft macht sich von selbst. Der Mensch, der vielleicht alle seine Kräfte, durch keine besondere Veranlassung gespannt, durch keine Verlegenheit gedrungen, schlummern ließ, ruft sie nun, von einer mächtigen Leidenschaft ergriffen, zusammen, und — leistet so das außerordentliche, wodurch er uns jetzt erstaunen macht. So wird — der Einfältige weise, weil der sonst träge und willenlose einmal stark will. Stark wollen, das ist, sagt Christine von Schweden, Charakter großer Geister. Eben daher gewahren wir aber auch in großen Geistern immer starke Leidenschaften.

Welch eine Masse von Entdeckungen und Erfindungen, von Verfeinerungen und Vervollkommnungen in jeder Art menschlicher Thatkraft unser Geschlecht den Eingebungen der Leidenschaft verdankt, würde, weit-

läuftig auseinander zu setzen, überflüssig seyn. Die sehr wahren, allbekannten Gemeinsprüche darüber würden diesen Satz allein schon hinlänglich rechtfertigen, zu welchem die menschliche Entwickelungsgeschichte, in ihren größten und kleinsten Abschnitten, unwidersprechliche Beweise liefert.

Zwey Beyspiele nur — von der schöpferischen Erfindsamkeit der Leidenschaft, die mir unlängst auffielen. Eine der Kraft- und Kosten-ersparendsten Verbesserungen an der berühmten Dampf-Maschine verdanken wir der Spiel-Lust eines Knaben, der, zur Oeffnung eines Ventilators bey dem Getriebe der Maschine angestellt, sich diesem lästigen Geschäfte dadurch zu entziehen, und doch zugleich sein Taglohn zu verdienen wußte, daß er einen Kunstgriff erfand, den Ventilator sich von selbst öffnen zu machen, ein Kunstgriff, den die wissenschaftliche Mechanik hernach so glücklich benutzte. (S. Smith vom Nazional-Reichthum, erster Theil.) Das zweyte Beyspiel einer durch Leidenschaft geschärften genialischen Erfindsamkeit ist die Vaukansonsche Tapeten-Maschine, mit welcher ein Esel, der sie in Umschwung setzt, die trefflichsten Lyoner-Tapeten wirkt: eine der schönsten Erfindungen dieses berühmten Technikers, auf welche er einzig durch die Erbitterung gegen die Einwohner von Lyon geleitet ward, deren kunstreiche Tapeten-Webereyen bekannt sind, und denen er das mechanische dieser Webereyen, worauf sie so stolz waren, auf eine spöttische Art fühlbar machen wollte. Die Maschine selbst wird noch jetzt in dem Lycee des Arts aufbewahrt. (Siehe das Journal Frankreich,

1798.) Denn freilich hat die Leidenschaft hier nur als Anstoß gewirkt, und den Künstler blos auf die Idee einer solchen Maschine geleitet.

Aber das kräftigste Weckungs-, Bildungs- und Vollendungs-Mittel aller menschlichen Kraftäußerungen, so wie selbst die erhabenste Kraftäußerung menschlicher Natur ist — Vernunft.

Achter Abschnitt.

Vernunft, als allgemeines Weckungs- und Bildungsmittel der menschlichen Anlagen betrachtet.

Sie ist in der Geschichte der Menschheit, was die Gottheit in der Natur; sie belebt, erfüllt und ordnet alles: und so wie der Dichter von dem Jupiter sagt:

A Jove principium: Jovis sint omnia plena.

Alles beginne vom Zevs: Zevs sey uns alles in allem.

so kann man auch weder von den Anlagen des Menschen, noch von der Entwickelungsgeschichte dieser Anlagen reden, ohne die Vernunft überall zuerst und zuletzt zu nennen.

Schon in der Einleitung des Werks zeichneten wir daher Vernunft als den unterscheidenden Charakter-Zug des Menschen von dem Thier aus: in dem Abschnitt von den ursprünglichen Anlagen betrachteten wir

Sinnlichkeit und Vernunft als den Doppel-Stamm der viel-zweigigten Anlagen unserer Natur: überall, wo von der Ausbildung einer Kraft oder eines Triebes, oder von der Wirksamkeit eines der Weckungs- und Bildungsmittel dieser Triebe die Rede war, mußte der erweiternden, verfeinernden und vervollkommnenden Mitwirkung der Vernunft erwähnt werden.

Erklärungen über Wesen und Wirkungsart der Vernunft hätte man allenfalls sogleich im ersten Abschnitt von den ursprünglichen Anlagen erwarten können, deren wir uns aber, so wie über Wesen und Wirkungsart der Sinnlichkeit, absichtlich enthielten: weil Erörterungen der Art zu denjenigen gehören, die ein Verfasser denkenden Lesern selbst überläßt.

Hier aber betrachten wir Vernunft von der Seite ihres allgemeinen Einflusses in die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts.

Vom Instinct, sagen wir, entwickelt sich der Mensch zur Vernnnft: aber ein höheres Licht geht über die Menschheit auf mit dem Anbruch der Vernunft. Sobald diese bis zum vollen Selbstbewußtseyn vorgedrungen, sobald wird das Thier Mensch, das abhängige wird unabhängig, das einer fremden Gewalt (dem Instinct) gehorchende wird selbstgebietend, das unselbstständige ein Selbst, ein Ich. Die Natur entläßt ihren großen Pflegling aus der Schule, wo er nur auf ihre Stimme hörte, nur an ihrer leitenden Hand ein- und ausging, und giebt ihm einen Freybrief, mit sich selbst und über die Dinge nach selbstbestimmten Zwecken, und durch selbstgewählte Mittel zu walten: dagegen sie selbst

bis dahin, statt seiner, die bestimmte Art und den Gebrauch dieser Mittel wählte und ihn dazu anlehrte.

Durch Vernunft wird der Mensch ein Unendliches, ein in's unendliche bildsames und vervollkommnungsfähiges Wesen: dagegen er mit dem Instinct allein, so wie das Thier, ein Ewigbegränztes und Eingeschränktes bleibt. Durch Instinct war er Geschöpf der Natur: durch Vernunft wird er ein Kunst-Wesen.

Das Wie? und Wann? dieses höchstmerkwürdigen und all-entscheidenden Uebergangs vom Instinct zur Vernunft erörtern wir in dem Abschnitt von den Entwickelungsepochen unseres Geschlechts: hier beschränken wir uns, dem Zweck gemäß, auf die großen Wirkungen und den allseitigen Einfluß der unserm Geschlecht charakterischen Denkkraft (denn nichts anders befassen wir unter dem Allgemein-Begriff Vernunft) in die Geschichte desselben.

Allmählich und durch leise, ihm selbst vielleicht unbemerkte Abstufungen, etwa wie bey einem heranwachsenden Kinde, entwickelt sich in dem Menschen „vernünftiges Bewußtseyn", dessen oberste und umfassendste Wirkung diese ist, daß er sich fühlt, mehr zu können, und mehr zu dürfen, als er in der Epoche des Instincts konnte und durfte.

Denken wir uns ein menschliches Wesen, welches in einem Zustande vernunftüberwältigender Phantasie oder Raserey, etwa in einer Fieberhitze, existirte, und nun, nach einem sanften Schlummer, allmählich in

den Zustand der Besonnenheit übergeht: welches wird das erste seiner Gefühle seyn? Unstreitig dieses: daß es kann, was es bis dahin nicht konnte, nämlich sich selbst und Dinge um sich her nach Willkühr betrachten und behandeln: und daß es, eben wegen des Gefühls einer solchen ihm beywohnenden Kraft, dies auch darf. Der bloße Gedanke, dies thun zu können, ist eine thätige Aeusserung der Kraft selbst.

Eben so wird ein Kind, welches, während der Periode der Bewußtlosigkeit in einen gewissen Raum, etwa in ein Zimmer, eingeschlossen war, und, selbst wenn die Thür des Zimmers offen stand, durch kräftiges Bedrohn der Wärterin geschreckt, instinctmäßig innerhalb dem einschließenden Bezirk verharrete, alsdann, wenn es zum vernünftigen Selbstbewußtseyn gelangt ist, und die Thür in Abwesenheit der Wärterin offen sieht, (durch die Abwesenheit der Wärterin wird die Erinnerung an den unangenehmen Eindruck des Drohens verringert) aus dem Zimmer herausgehn, um sich hier nach Willkühr zu besehen, und die bis dahin nicht wahrgenommenen Gegenstände zu betrachten.

Denn vernünftiges Selbstbewußtseyn ist Bewußtseyn und Gefühl seiner Kräfte, und Kraftgefühl hat Kraftäußerung zur unmittelbaren Folge, so wie das Kraftgefühl selbst schon eine Kraftäußerung ist. Und so erhellet von selbst, daß mit der zum Selbstbewußtseyn erwachten Vernunft eine neue Reihe von Kraftäußerungen, eine neue Reihe von Ideen und Handlungen, beginnt.

Eine einzige dieser neuen Kraftäußerungen des zum vernünftigen Bewußtseyn entwickelten Naturmenschen, vielleicht die allererste, die er höchst wahrscheinlich auch wirklich bewies, sey mir erlaubt, anzuführen.

In der Periode thierischer Bewußtlosigkeit hätte er nie von andern Früchten gegessen, als von solchen, auf welche ihn, wie das Thier, der Instinct, als seiner damaligen Art zu seyn und zu bestehen, allein angemessen, hinwies. Jetzt aber, nach erfolgter Entwickelung des vernünftigen Selbstbewußtseyns, wagte er's, auch eine andre, der erstern mehr oder weniger ähnliche Fruchtgattung zu kosten, die vielleicht übel-schmeckend, vielleicht auch giftig war: eine Thatsache, welche die älteste Urkunde des Menschengeschlechts anführt, 1 Buch Mos. 3. und 4. Cap. Die bekannte Geschichte vom Fall, wird, so erklärt, allein nur Erzählung der allerfrühesten Epoche der Menschengeschichte: aber durch allerley fabelhafte Zuthaten von dem Verbot Gottes, von der richterlichen Bestrafung der Fruchtgenießer, von der redenden Schlange, ward sie zu einem moralisch-allegorischen Mythos, dessen alle Züge einzeln und in's kleine zu deuten eben so lächerlich seyn würde, als wenn man irgend ein Bild der griechischen Fabelgeschichte, z. B. die Aegide Minervens, nach allen ihren Zügen, wie sie da aus Ziegenfellen besteht, u. s. f. auf die Attribute der Göttin der Weisheit anwenden wollte: indem in allen Fabeln Geschichte und willkührliche Dichtung, unverschuldeter Mißverstand und vorsätzliche Mißdeutung, sich gar sonderbar durcheinander mischen.

Dies eine, wie mich dünkt, aus der stufenmäßigen Entwickelung des Menschen natürlich hervorgehende Beyspiel giebt zu erkennen, wie unendlich viel jene Entwickelung durch das erlangte vernünftige Selbstbewußtseyn gewinnen mußte. Denn durch Vernunft ward die gesammte Erdenschöpfung ein Gegenstand seines freyen Kräfte-Spiels, und aller seiner physischen, intellectuellen und moralischen Anlagen: unterdeß in der Periode des Instincts von dieser Erdenschöpfung nur ein unendlich-kleiner Theil innerhalb seines Ansichts- und Bearbeitungskreises fiel, nämlich allein und einzig derjenige, welcher unmittelbarer Gegenstand seiner thierischen Bedürfnisse war.

Staunend und seiner eigenen Größe sich erfreuend schaut der durch vernünftiges Bewußtseyn erleuchtete Geist in die Schöpfung, als in ein gränzenloses ihm zur Bearbeitung und zur Herrschaft angewiesenes Feld: und findet kein Geschöpf über sich: das Thier selbst, seinen Halb-Bruder, mit dem er vorher Lebens- und Daseyns-Weise gemeinschaftlich hatte, betrachtet er nunmehr nur als seinen Unterthan.

Es ist das erhaben-wahre Wort der erwachenden Vernunft an die Menschen, was die schon einmal angeführte älteste Urkunde unseres Geschlechts den Schöpfer an das erste Menschen-Paar sagen läßt: Beherrschet die Erde, und machet sie euch unterthan. 1. B. Mos. 1.

Kurz, geradlinigt und untrüglich-sicher war der Weg, den der Mensch an der Hand des Instincts wandelte: eine unendliche, unbe-

gränzte Aussicht darbietend, mit zahllosen Krümmungen durchschlängelt, und von trügerischen Irrlichtern umgaukelt, ist die neue Laufbahn, welche sich die Vernunft eröffnet: dort fand der Mensch alles gleichsam fertig und gemacht; hier muß er alles selbst machen: dort war ein Tag dem andern, eine Woche der andern gleich: hier eröffnet sich eine Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Beschäftigung für zahllos mannigfaltige und verschiedene Kräfte und deren fortschreitende Entwickelungen auf Jahrtausende.

Erfahrung, Beobachtung, Versuche, sind die neuen Führer des Menschen auf der neuen Laufbahn: sie werden ihn oft fallen, oft sich auf täuschende und gefährliche Nebenwege verirren lassen: aber er wird von seinem Fall nur desto glorreicher aufstehen; wird, selbst durch Verirrungen geübt, nur desto sicherer auf dem rechten Wege wandeln: seine Irrthümer werden ihn zur Erkenntniß neuer Wahrheiten führen: seine Fehler werden neue Tugendfertigkeiten in ihm ausbilden. Er wird sich, einmal über die verächtliche Armseligkeit des Instincts hinausgegangen, zu den Bedürfnissen, die er bis dahin einzig kannte, Bequemlichkeiten, zu den Bequemlichkeiten Vergnügen, zu den Vergnügen Ueppigkeiten schaffen; und diese Bedürfnisse, diese Bequemlichkeiten, diese Vergnügen, diese Ueppigkeiten in's unendliche vermehren (extensiv); in's unendliche verfeinern (intensiv): er wird sich, einmal über den Augenblick des Thiergenusses hinausgeschritten, aus der Ver-

gangenheit, wie aus der Gegenwart, aus der Gegenwart, wie aus der Zukunft, Gegenstände der Furcht, wie der Hoffnung, des Genusses, wie des Abscheus und Ueberdrusses, bilden: er wird von Uebeln gepeinigt werden, die blos in seiner Einbildungskraft wirklich sind; aber gestalt- und wesen-lose Phantome werden ihn auch vor Freude staunen machen.

Allein durch alles dieses wird er nur ein desto grösseres Geschöpf seyn, genuß- und glückseligkeit-empfänglicher, jeder herrlichsten Kraftäußerung fähiger. Er wird die Elemente beherrschen; die Geheimnisse der Natur erforschen; den Sternen-Welten ihre Bahnen vorzeichnen: er, von so vielen seiner Thierbrüder an Stärke des Körpers, an Gewandtheit der Glieder übertroffen, den Ungemächlichkeiten der Himmelsstriche, der Witterung und der Jahreszeiten viel mehr, als sie, preisgegeben, wird sich (durch selbsterfundene Künste des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit) von der zufälligen Güte und Freygebigkeit der Natur fast unabhängig machen: er wird, was mehr als alles sagen will, sich selbst beherrschen, und seine Sinnlichkeit dem reinen Pflichtgebot unterwerfen.

Aus dieser natürlichen Darstellung der Wirkungen der Vernunft sieht man unerinnert, was, seitdem der große Genfer-Philosoph sich zum Verfechter des rohen Naturstandes gegen die Cultur aufwarf, ein Gegenstand so mannigfaltiger Fragen und Zweifel und immer noch nicht geendeter Untersuchungen gewesen, daß und wie? die Vernunft eben sowohl

als ein **Vervollkommnungs**-, denn als ein **Verschlimmerungs**-**Mittel** der **Menschheit** angesehen werden kann.

Durch Versuche, Uebung und Erfahrung, diese unentbehrlichen Gängelbänder der Vernunft, wird ihr Weg unsicher und schlüpfrig: und sie kann durch irrige Erkenntiß, die an sich schon ein Uebel ist, zu schädlichen Handlungen verleiten, die ein noch grösseres Uebel sind.

Das menschliche Wesen, welches, um bey einem schongebrauchten Beyspiel zu bleiben, vom Instinct zum vernünftigen Bewußtseyn übergegangen, durch das letztere gereizt, seine Hand nach einer giftigen Frucht ausstreckte, und nun vor greulichem Schmerz, mit welchem das verschluckte Gift seine Eingeweide durchbrennt, sich auf der Erde umherwälzt, ist in diesem Augenblick ohne Zweifel unglücklicher, als da er, der Mensch, noch ohne vernünftiges Bewußtseyn, blos vom Instinct getrieben, eine unfehlbar-gesunde Frucht brach, wie sie ihm da die nie irrende Natur gleichsam mit eigener Hand anweisen konnte.

Es ist unstreitig ein Unglück, wenn der **junge Sohn der Vernunft** bey dem Versuch, auf einem schwimmenden Baumstamm über die wogende Fluth zu einer entfernten Insel hinüberzuschiffen, durch eine gewaltige Brandung an eine Klippe geschleudert wird, und hier, mit stark-beschädigten Gliedern, kaum nur dem Tod' entkömmt. Stünde er noch blos unter der Leitung des Instincts, so würde ihn eine dunkle Ahnung vielleicht gewarnt haben, sich einer so gefährlichen Bran-

dung nicht anzuvertrauen, und jene schmerzhafte Beschädigung würde ihm erspart seyn.

Es ist ein offenbar schlimmerer Zustand der gesellschaftlich-verbundenen Menschen, wenn sie, durch tausend erkünstelte Bedürfnisse, welche beobachtende Vernunft sie erfinden und befriedigen lehrte, gereizt und verführt, jenes natürliche Mitgefühl für die Leiden ihrer Mitgeschöpfe, jenen Sinn für Recht und Tugend ersticken; als wenn sie dem sympathetischen Gefühl für Leiden und Freuden derselben, welches durch einen wohlthätigen Instinct in ihr Gemüth gepflanzt ward, ohngefähr so treu gehorsamen, wie es uns die Reisebeschreiber von den Einwohnern der glücklichen Pelew-Inseln erzählen.

So — wirkt die Vernunft als Verschlimmerungsmittel des Menschen in Hinsicht auf seine physische, technische und moralische Bildung.

Aber ihre unleugbaren Fehltritte werden Fortschritte zum Bessern: und die Verschlimmerung bahnt den Weg zur Vervollkommnung.

Denn wenn einst dieser Mensch, den der Fehlgriff der giftigen Frucht nun so unglücklich macht, sich noch durch mehrere, vielleicht nicht minder gefährliche Versuche wird durchgearbeitet haben: alsdann wird er durch dieselbe Vernunft, die ihn zu jenem Fehlgriff verleitete, der Natur die Kunst ablernen, nährende Früchte, welche sie einzeln und in geringer Masse über die Erdfläche hinstreute, durch Säen und Pflanzen zu vervielfältigen, und der Mißgunst oder der Unfrucht-

barkeit der Natur selbst zu trotzen, welcher er, in der Epoche des Instincts, immer preisgegeben blieb. Ja, seine Enkelgeschlechter werden sogar die Kunst lernen, das Gift selbst heilsam zu machen.

Wenn dieselbe Vernunft, die bey dem Versuch mit dem schwimmenden Baumstamm dem Versucher Unglück und fast den Tod brachte, sich durch ähnliche, nicht immer auch so unglückliche, Versuche eine Reihe von Jahren wird geübt haben: dann wird das unermeßliche Weltmeer mit seinen thürmenden Wogen und tosenden Orkanen dem Menschen nur eine ebnere Straße seyn, um auf der Erdfläche von Land zu Land zu fliegen.

Dieselbe Vernunft endlich, durch welche sich die Menschen diese geist- und herz-verengende Schaar von Bedürfnissen angekünstelt, von welchen zerstreut und gequält, sie der thätigen Theilnahme für den Unglücklichen ihr Gefühl verschließen, wird, bey weitern Fortschritten der Bildung, für eben diese Unglücklichen Bambergische Kranken- und Hamburgische Verpflegungshäuser bauen, wird Mittel erfinden, Wittwen und Waisen nach dem Tode ihrer Versorger (durch Wittwen- und Sterbe-Kassen) ein gemächliches Loos zu bereiten: ja noch mehr, — sie wird sich durch neue Bewegungsgründe zu jeder Pflicht der Liebe und der Menschheit spornen.

Und so wirkt dieselbe Vernunft als ein Vervollkommnungsmittel in Hinsicht auf die physische, technische und moralische Bildung der Menschheit!

Demnach hat die Vernunft mit jener ewigen Schöpfer-Kraft, durch welche diese schöne Ordnung der

Dinge besteht, und welcher wir sie vorher schon ähnlich nannten, auch jene durch Zerstörung bauende, durch Schaden heilende Eigenschaft gemein: und wenn es daher alte Philosophen gab, die eine gute und eine böse Gottheit annahmen; so darf es uns auch nicht befremden, daß es einen neuen Philosophen gab, der einseitig genug war, auch in der Schöpfer-Kraft der menschlichen Bildungsgeschichte, in der Vernunft, fast mit gänzlicher Verkennung ihres unaussprechlichen Heils, nur das durch sie gestiftete Uebel zu beherzigen.

In dieser doppelten Eigenschaft, als Verschlimmerungs- und als Vervollkommnungsmittel, aber in jener Rücksicht nicht weniger als in dieser, heilsam-bildend, sehen wir dann auch die Vernunft in der menschlichen Gesellschaft wirken.

Sie ist offenbar der all-beseelende Prometheus der Menschheit: was Instinct, Genie, Talent beginnen; worauf Noth, Bedürfniß, Vergnügungssucht, Leidenschaft die Menschen hinleiten, das verfeinert, veredelt, vollendet sie: Vernunft beantwortet die Preisfragen schwelgender Xerxesse wegen Erfindung neuer Vergnügen: Vernunft ist das feinste und vielgebrauchteste Werkzeug des technischen Arbeiters; ist das Telescop und Mikroscop des Denkers; Vernunft veredelt die rohen Eindrücke der Sinnlichkeit zum schönen Kunstgeschmack; schlingt die Bande feiner Humanität um ganze Völker und Reiche; läutert und verklärt den Thiermenschen bis zur sittlichen Intelligenz; erhebt unsre Natur aus dem

Staube der Erde bis zum Thron der Gottheit, und erweitert dieses vorüberfliehende Leben bis in die gränzenlose Perioden der Ewigkeit. Sie ist, heißt das mit andern Worten, die unerschöpfliche Lebens- und Bildungskraft der physischen, technischen, wissenschaftlichen, ästhetischen, politischen, moralischen und religiösen Anlagen unserer Natur.

Dagegen erblicken wir aber auch die bey weitem größte Strecke der Geschichte unseres Geschlechts, — wie ein unabsehbares Gefilde durch Gewitter und Hagelschaden, — durch Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche entstellt und verderbt, die einzig in einer schuldlos-irrenden oder tückisch-gemißleiteten Vernunft ihren Grund haben. Ja, wir werden künftig zeigen, daß so wie, nach dem bekannten Gemeinsatz, Verderbniß des Besten das Allerschlimmste ist, also auch Verderbniß der Vernunft, als des Besten und Erhabensten im Menschen, höchstes Verderbniß der Menschheit ist.

Neunter Abschnitt.

Antagonismus (Widerstreit) der Anlagen und Triebe, so wie ihrer mannigfaltigen Modifikazionen.

Wenn der Mensch, wie wir bis dahin gezeigt, vermittelst der Vernunft, ein in's unendliche ausbildsames Kunstwesen ist, zu welchem die Natur gleichsam nur

den rohen Stoff hergiebt, und welches sie durch so mannigfaltige Anlagen, Triebe und Bildungsmittel, die sie in dasselbe legte, wie durch einen geistigen Mechanismus, zu seiner Selbstbearbeitung spornend, in ununterbrochener, vielseitiger Thätigkeit erhalten wollte: dann haben wir noch ein kunstreiches Getriebe in diesem wundervollen Mechanismus zu bemerken, nämlich den Antagonismus oder Widerstreit der verschiedenen Anlagen und Triebe, so wie der Bildungsmittel unter einander. Denn diesen scheint die Weisheit des Schöpfers auf eine für menschliche Entwickelung eben so wohlthätige Art in unserer Natur angebracht zu haben, als er durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte und Elemente, z. B. der Anziehungs- und der Zurückstoßungskraft, des Feuers und des Wassers, die schöne Bildung und Harmonie des Universums hervorbringt und erhält.

Ein solcher Antagonismus ist zuvörderst sehr natürlich in einem Wesen, welches aus Extremen, wie Körper und Geist, Sinnlichkeit und Vernunft, Natur-Nothwendigkeit und Freyheit, zusammengesetzt ist, und dessen alle Anlagen daher auch, als Modifikazionen von diesen, den Widerstreit dieser Entgegensetzungen theilen müssen.

Antagonismus war aber auch nothwendig für menschliche Entwickelung. Denn da der Mensch nur durch vielseitige Ausbildung eine harmonische, mit sich selbst übereinstimmende Natur werden kann; und da sein Geist, der in einem gebrechlichen und unvollkommenen Körper eingeschlossen, nur einen eng-be-

schränkten Stoff der Sinnlichkeit bearbeitet, diesen engbeschränkten Stoff so leicht mit der Unendlichkeit seiner Vorstellungen und Triebe umfaßt, und irgend einer einzigen Modifikazion dieses Stoffs, z. B. der ästhetischen oder auch der wissenschaftlichen Bildung, eine für das Ganze der Entwickelung nachtheilige Strebsamkeit widmet: so konnte und mußte er, einzig durch den Widerstreit der Kräfte, an die ursprünglichen Foderungen und Grundbestimmungen seiner ganzen Natur erinnert werden: indem offenbar der Widerstreit der Kräfte zu ihrer vielseitigen Ausbildung reizt, wodurch er zugleich allein aufgehoben und in Harmonie verwandelt werden kann.

Sehet an dort jenen Denker! In seine erhabene Ideen versenkt, vergißt er der mit tausend Schönheiten und Wundern prangenden sichtbaren Natur, die ihn umgiebt; vergißt des Anbau's so vieler andern in ihm schlummernden Anlagen zu schönen und edlen Kraftäußerungen und Genüssen; vergißt der Zärtlichkeit für ein liebendes Weib und liebenswürdige Kinder; vergißt der Theilnahme für Unglückliche, denen er durch Rath oder That hülfreich werden könnte; vergißt der Pflege seines Körpers. Er ist nicht Körper, nicht moralische Natur; er ist nicht Vater, nicht Mensch; er ist eine lebendige und herumwandelnde Idee. So versunken, so empfindungslos gegen alles, was nicht Gedanke, und gerade dieser Gedanke, der ihn begeistert, würde er, durch die Süßigkeit des Ideen-Schwunges hingerissen, immer sitzen, jeder andern Art

von Ausbildung oder Kraftäußerung uneingedenk. Aber die Bedürfnisse des Körpers rufen ihn aus dem Reich der Ideen in die Welt der Sinne zurück: aber ein unwiderstehliches Gefühl zieht seine Gedanken zu dem Weibe seines Busens, zu den Kindern seines Herzens zurück, und erinnert ihn, was er den Foderungen der Natur und der Pflicht schuldig ist.

So — der Denker, der Künstler — bey geistigen Kraftäußerungen. Gleichwie der Geist selbst ein Unendliches ist; so setzt er auch, so viel an ihm ist, seinem Lieblingshange keine Gränzen, und umfaßt den Gegenstand desselben mit der Unendlichkeit seiner Vorstellungen, die sich durch keine Zeit- und Raum-Verhältnisse beschränken.

Aber auch mit physischen Genüssen hat es dieselbe Bewandniß. Das Thier befriedigt den Geschlechtsgenuß auf dem Wege, und bis zu dem Grade, wie ein unfehlbarer Instinct es ihm vorschreibt. Der menschliche Schwelger dieses Genusses würde die Reizbarkeit dieses Triebes, vermittelst einer gränzenlosen Einbildungskraft, in's unendliche verstärken, fühlte er sich nicht durch die Kräfte des Körpers im Genuß beschränkt, oder erwachten in ihm nicht einstweilen auch einige der bessern Triebe (Triebe zu intellectueller und moralischer Thätigkeit), die, dem thierischen Sinnen-Genuß entgegengesetzt, ihn Blicke des Ekels und der Verachtung auf sich selbst werfen heißen, und zu edlern Kraftäußerungen spornen.

Auf diese Art also wirkt der Antagonismus menschlicher Anlagen der über alles

schädlichen Einseitigkeit ihrer Ausbildung entgegen, und befördert die Harmonie ihrer Entwickelung.

Denn was wir eben jetzt von der einseitigen Richtung der Kräfte in menschlichen Einzel-Wesen sagten: das ist auch auf ganze Menschen-Massen, auf Nazionen und Völkerschaften, auf ganze Menschen-Geschlechter in Jahrhunderten und in Welttheilen anwendbar.

Unter welchen Völkern und in welchen Jahrhunderten sproßte und blühte jeder schönste Keim der Menschen-Natur? entwickelte diese jede ihrer harmoniereichsten Melodien? Unter den Völkern und in den Jahrhunderten, wo alle und jede in uns schlummernde Kräfte, in einen regen Antagonismus versetzt, wohlthätig gegen einander rangen, und gerade durch diesen Kampf allgemeine Thätigkeit, durch den Widerstreit Harmonie hervorbrachten.

Weil Sinnlichkeit und Vernunft, weil physische und ästhetische, moralische und politische Anlagen, eine durch die andre geweckt, alle durch die einzelnen modifizirt, die einzelnen durch alle auf ihr gehöriges Maaß beschränkt, in der Epoche griechischer Blüthe, durcheinander rangen und strebten: deswegen ward Griechenland Wohnsitz des Denkgeistes und Thron der Musen und Grazien: deswegen bleibt Griechenland, einige wilden Schößlinge sinnlicher und politischer Einseitigkeit ausgenommen, das Ideal aller wahren Menschen-Bildung.

Und weil im Neu=Europa des achtzehnten Jahrhunderts, diesem Nachbilde griechischer Cultur, jener Antagonismus menschlicher Kräfte noch nicht so allseitig ist, wie in Griechenland; weil einige dieser Kräfte wenigstens immer noch einseitig angeregt, andre einseitig vernachläßigt werden: weil wir z. B. zu sehr Denker, zu wenig Schön=Empfinder sind, weil wir bey einer ausgebreitetern Cultur eines zu eingeschränkten Grades politischer Freyheit genießen, u. s. w.; so steht Neu=Europa, trotz aller hohen Bildung, immer noch so tief hinter Griechenland.

Fast jede physische, ästhetische, intellectuelle und moralische Verirrung des Menschen beruht auf irgend einer Art von Einseitigkeit seiner Bildung.

Der Antagonismus nun, durch welchen allein einer solchen, das schöne Ganze menschlicher Entwickelung zerstörenden, Einseitigkeit entgegengewirkt wird, wurzelt, sagten wir, nach den grellsten, wie nach den leisesten seiner Contraste, einzig in dem verschiedenartigen Doppel=Urstamm menschlicher Anlagen, nämlich in der Leidsamkeit der Sinnlichkeit, und in der Thätigkeit der Vernunft, in der Natur=Nothwendigkeit unserer Vorstellungen und Empfindungen, und in der Freyheit unserer moralischen Handlungen.

Die Sinnlichkeit zieht den Menschen unaufhörlich zu den rohen Instincten der Natur herab: die Vernunft dagegen strebt, ihn zu einem selbstgeschaffenen Wesen zu erheben; ihm anders=modifizirte Bedürfnisse

und Vergnügen anzueignen, andre Ziele seiner Kraftäußerungen vorzustecken. Die Natur-Nothwendigkeit seiner Vorstellungen und Empfindungen unterwirft ihn der Abhängigkeit von Eindrücken der Sinne, dem Gehorsam gegen Instinct und Leidenschaft, dem Augenblick der Gegenwart: die moralische Freyheit strebt, ihn von allem diesem unabhängig, und blos einem selbstbestimmten Pflichtgebot unterthan zu machen.

§. 1.

Antagonismus der Anlagen.

Man sieht von selbst, daß die physischen, intellectuellen und moralischen Anlagen jeder nicht vollkommen-ausgebildeten Menschen-Natur (und in welchem Einzelwesen, in welcher Menschen-Masse war sie je vollkommen ausgebildet, und wann wird sie es seyn?) in einem nie geendeten Kampf seyn müssen.

Die technischen, ästhetischen und politischen (nebenher auch die religiösen), als Untergattungen der genannten Anlagen, theilen nothwendig diesen Kampf im Verhältniß ihrer Annäherung oder Entfernung zu den Haupt-Contrasten der Sinnlichkeit und der Vernunft, der Natur-Nothwendigkeit und der Freyheit.

So ist der Widerstreit zwischen den technischen und moralischen Anlagen geringer, als zwischen den technischen und ästhetischen: weil die technischen mit den letztern verwandter, als mit den erstern sind; und der Widerstreit zwischen den politischen und moralischen größer, als

zwischen den politischen und technischen, weil die politischen und moralischen sich inniger berühren, als die politischen und technischen.

Man werfe aufmerksame Blicke in die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts, so wie des einzelnen Menschen: und man wird jenes, so wie diesen, einen solchen endlosen Kampf kämpfen sehen.

Wie, in der Epoche der werdenden, von der Thierheit sich zuerst loswindenden, Menschheit die Instincte der erstern mit der keimenden Intellectualität ringen! und gerade durch dieses Ringen sich allmählich zu jenem Maaß von Harmonie (denn volle Harmonie wird hier nie erreicht) ausbilden, nach welchem die Intellectualität den Instincten der Thierheit vernünftige Zweckmäßigkeit eindrückt!

Wie, in der spätern Epoche, ein noch gewaltigerer Kampf sich erhebt zwischen Intellectualität und Moralität! wie das Medeische:

video meliora proboque:
deteriora sequor. *Ovid.*

— Ich sehe das Beßre; und fühl' es
Pflicht, das Beßre zu thun: und dennoch thu' ich das Schlimmere —

der Gegenstand der Klage auch der Besten und Weisesten bleibt! und wie dennoch, der Mensch und die Menschheit, gerade in diesem Kampf, die schönsten und preiswürdigsten Tugenden — der Standhaftigkeit und Ausharrung, der Gleichmuth und der Selbstherrschung entwickeln; so daß, eben wegen der Bildung zu diesen

und ähnlichen Tugenden, auch die cultivirteste Menschheit diesen Kampf immerfort kämpfen zu müssen scheint.

Alle Unvollkommenheit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse ist eine Folge des Widerstreits zwischen den moralischen und politischen Anlagen, zwischen der Freyheit der moralischen Einzelwesen und der Gesamtheit des Staats oder Volksvereins, zwischen den Leidenschaften des Eigennutzes, des Ehrgeizes, der Herrschsucht einiger Wenigen, und zwischen den physischen Bedürfnissen und (moralischen) Rechtsansprüchen der Menge. Aber welche große Kräfte hat die Menschheit, nach dem Zeugniß ihrer Geschichte, auch in diesem Kampf entwickelt!

Milder, als in diesem Kampf, sind die Contraste in dem Antagonismus zwischen den technischen und ästhetischen, so wie zwischen den wissenschaftlichen und diesen beyden.

Jedes ästhetische Kunstwerk der redenden oder der bildenden Gattung enthält einen nicht geringen Theil Technik: der Dichter muß Sylben zählen und Reime zusammenordnen, der Redner Perioden ründen: ein Raphael muß den Falten-Bug eines Gewandes, Schadow die Haare an Ziethens Hermelinpelz, mit sorgfältiger Genauigkeit ausarbeiten: denn Dinge der Art gehören zur Vollendung eines ächten Kunstwerks. Die ersten Schöpfer ästhetischer Gattungen zeigen sich in Hinsicht auf diese Dinge meistentheils sehr nachläßig: die Nachfolger, an Genie den ersten ge-

wöhnlich nachstehend, suchen diese dann wenigstens durch solche technische Künste zu übertreffen. So sehen wir auf die Epoche genialischen Talents die Epoche des mechanischen Fleisses folgen: aus der Vereinigung beyder bildet sich — Vollendung.

So wie ferner in den schönen Künsten das Schöne und das Erhabene die Hauptgattungen bilden; so wechselt auch der herrschende Geschmack, wechseln mit ihm die Perioden der Kunst, von der Liebhaberey für das Große, Starke, Pathetische, in die für das Feine, Zarte, Sanftrührende, oder auch für die Verbindung beyder verschiedenen Gattungen bald in größerm, bald in geringerm Maaß. Aechter Geschmack und ächte Kunst vereinigen beyde Gattungen in der dem Ideal des wahren Schönen allein-entsprechenden Mischung. Eben durch Beobachtungen über jenes Wechseln und Schwanken der Kunst, bis sie die diesen Zielpunkt findet, bildet sich die wahre Kritik des Schönen.

Derselbe Antagonismus, der sich hier in der schönen Kunst entwickelt, findet in der Kritik über schöne Kunst statt: einige Kritiker richten ihr Augenmerk mehr auf Genialität, andre mehr auf Correctheit eines Kunstwerks: ächte Kritik verbindet die Rücksichten auf beyde Vorzüge.

Wie Aesthetik zur Technik strebt; so Technik zur Aesthetik. Kaum hat der Mensch eine Decke zur Hülle um den Leib, ein Geschirr zum Trinken, ein Geräth zum Arbeiten erfunden; so sehen wir ihn diesen

Gegenständen des Bedürfnisses eine **feine** und **gefällige Form** anbilden; sehen ihn den Rock mit einer gewissen Farbe schmücken, das Geschirr in die Gestalt einer Muschel, einer Birne, umgestalten, an dem Geräth irgend eine Verzierung anbringen: ja, in Tagen hoher Cultur, werden oft Bedürfniß und Bequemlichkeit sogar **der Schönheit aufgeopfert**: man zwingt und preßt die Glieder des Körpers, man friert, man erkältet sich, um — **mit Geschmack gekleidet zu erscheinen.**

Aber durch das **Streben der Technik** zur **Aesthetik** verfeinert sich das **Bedürfniß** zum **Vergnügen**, veredelt sich das **Nützliche** zum **Schönen**: so wie gegenseitig, nach dem eben Gesagten, Aesthetik sich durch Technik vollendet, Freyheit mit der Nothwendigkeit sich verschwistert, und der Schwung des Genies durch die Regel des Geschmacks Takt und Haltung erlangt.

Schon hieraus erhellet auch der **Antagonismus** zwischen **den technischen** und **ästhetischen Anlagen** von der einen, und den **wissenschaftlichen** von der andern Seite.

Technik bearbeitet ihre Gegenstände nach Beobachtung und Erfahrung; Aesthetik die ihrigen nach der Freyheit der Einbildungskraft und nach den Eingebungen des Genies. Die Vernunft sucht die beobachteten Fälle der Erfahrung durch Wissenschaft zu verallgemeinern, und für die Freyheit der Einbildungskraft, wo möglich, die geheimen, dem ahnenden Gefühl des Künstlers selbst oft unbemerkten Gesetze aufzufinden.

Auf diesem Wege entwickelt sich dann, im ersten Fall, Wissenschaft; im zweyten Kritik und Regel des Geschmacks. Wer aber kennt nicht den Widerstreit zwischen Theoretikern und Praktikern, zwischen Künstlern und Kritikern. Aber theoretische Kenntniß seines Gegenstandes wird dem Techniker die Bearbeitung desselben nur erleichtern, ihn auf neue Kunstgriffe leiten, ihn auf neue Seiten desselben aufmerksam machen: und eben so wird das Genie, durch ächte Kritik geregelt, sich selbst und seinem Werk die höchste Vollendung geben.

§. 2.

Antagonismus der Triebe.

Da die Triebe nichts anders, als Entwickelungsmittel der Anlagen sind, und diese sich nur durch jene äußern: so muß auch unter den Trieben Antagonismus, und in demselben Verhältniß, wie unter den Anlagen, herrschen. Eine Erklärung des Antagonismus der Triebe würde daher nur eine wiederhohlte Erklärung der Anlagen seyn, die wir eben gaben.

Wichtig aber ist es, hier gewisse Untergattungen der oben entwickelten Haupttriebe zu bemerken, die, wegen ihres abstechenden Contrastes gegen gewisse Haupttriebe, den Namen der antagonistischen verdienen.

So wirkt dem Triebe zur Thätigkeit der Trieb zur Ruhe, dem Spieltriebe der Trieb zu nützlicher Arbeit, dem Triebe zur Geselligkeit der Trieb zur Einsamkeit, dem Nachahmungstriebe der Trieb zur Originalität,

dem Triebe zur Eintracht der Trieb zu Zwist und Krieg entgegen.

Der Leser verschone mich mit dem Vorwurf, als wenn ich ihm hier einige durchaus neue Triebe vorführe: es wird sich bald zeigen, daß auch diese neuscheinenden, so wie die antagonistischen, sich in den oben-erklärten Ur-Stamm der Triebe auflösen.

§. 3.

Antagonismus zwischen dem Triebe zur Thätigkeit und dem Triebe zur Ruhe.

Dem Triebe zur Thätigkeit also, sagen wir zuvörderst, wirkt der Trieb zur Ruhe entgegen. So wie nämlich alle unsre körperliche und geistige Thätigkeit durch den Körper begränzt wird, und, zu ihrer Belebung, der Abspannung bedarf: so ist auch der Trieb zur Ruhe dem Menschen nicht minder natürlich, als der Trieb zur Thätigkeit: und wir sehen ihn gewöhnlich nur desto träger, je spannender die Thätigkeit war, die ihn erst umhertrieb.

So war der rohe Germane, dieser unermüdliche Jäger, dieser tapfre Krieger, wie Tacitus ihn schildert, der trägste Müßiggänger zu Hause: und so sind es noch jetzt fast alle Wilden, so oft weder Krieg noch Bedürfniß sie zu außerordentlichen Anstrengungen aufrufen: sie arbeiten entweder mit allen Kräften, oder sie faulenzen. Unsre Europäische kleinliche Mühsamkeit, Einförmigkeit und Regelmäßigkeit behagt ihnen unter allen am wenigsten.

Wenn aber Ruhe von einigen als das endliche Ziel aller Thätigkeit angesehen wird: wenn

unser eignes Gefühl uns nicht selten mit dem Wunsche dafür, als dem letzten und höchsten, dessen Gewährung einzig unser Glück machen würde, täuschet: so ist im Gegentheil, nach den Veranstaltungen der weisen Natur, der Trieb zur Ruhe nur ein neuer Springquell der Thätigkeit, die wir, sey sie von der geistigen oder von der körperlichen Art, nach der Abwechselung durch Ruhe nur desto gestärkter und munterer fühlen.

Ruhe ist wie der holde Rasen am Wege des Lebens, auf welchem wir Wanderer, nach der Ermattung, uns einstweilen niederlassen, und, dadurch erquickt, nur desto rüstiger unsern Weg fortsetzen. Offenbar also sind wir bestimmt, aus der Thätigkeit zur Ruhe, aus der Ruhe zur Thätigkeit überzugehen: welches auch aus der gewöhnlichen Empfindungs- und Handlungsweise der Menschen, und aus ihrer Art, sich wohl zu fühlen, zur Genüge erhellt. Ruhe, durch Thätigkeit belebt, Thätigkeit durch Ruhe belohnt und erquickt, gewährt unserm Gemüth jenen allbehaglichen Mittelzustand, welcher dem Körper und dem Geist gleich wohl thut, einen durch den andern stärkt, und, wie bekannt, auch der Verlängerung des Lebens am günstigsten ist.

Unser irdisches Loos ist das Loos des Pyrrhus, zu erobern, um uns wohl zu thun, uns wohl zu thun, um zu erobern.

Der erschöpften, kraftlosen Natur allein gestatten wir's, sich Ruhe als das letzte Ziel vorzustecken: aber wir ehren diese Ruhe nur alsdann, wenn es, um mit

Cicero zu reden, *otium cum dignitate*, Muße nach rühmlicher Thätigkeit, ist.

Und doch, wenn diese unendliche Thatkraft, die in uns wohnt, dieser Geist, eine ganze Sinnen-Welt erobert hat, und sich nun an ihrer Gränze sieht, dann streckt er, wie ein unersättlich-ehrgeiziger Alexander, seine Hand noch nach einer andern Welt aus, und wünscht zu seinem Wirkungskreise nichts geringeres, als eine schrankenlose Unermeßlichkeit, zur thätigen Ausfüllung dieses Wirkungskreises nichts geringeres, als Unsterblichkeit.

In jedem der tausendgestaltigen Ideale menschlicher Glückseligkeit ist Ruhe das Hauptmoment: nur daß jeder diese Ruhe auf eine andre Art zu erstreben gedenkt; der Ehrgeizige durch Vollendung seiner großen Entwürfe, der Geizige durch Anhäufung von Schätzen, der Vergnügungssüchtige durch Schwelgerey in jeder Art von Sinnen-Genuß.

Aber dieser Zustand der Ruhe, dieser Himmel auf Erden, ist für uns alle ein Ziel in der Luft: es entschlüpft der haschenden Hand im Verhältniß unserer Annäherung dazu: tantalische Aepfel, denen sich der Mund nur nähert, damit sie sich entfernen! Jedes gelungene Project beflügelt den Ehrgeiz zu kühnern Unternehmungen; jeden Gewinn von den angelegten Kapitalien schlägt der Geizige von neuem zum Kapital; jeder erstrebte Genuß ist dem Lüstling Reiz zu neuen, und die gelösten Preisaufgaben des Xerxes wegen Erfindung eines neuen Vergnügens würden weni-

ger neue Vergnügen, als neue Reizungen zum Vergnügen hervorbringen.

Jeder Wunsch des Menschen für Ruhe und Genuß spielt zu Handlungen vor: indem wir nach Ruhe streben, sind wir thätig: und wenn wir sie erlangt zu haben glauben, oder auch wirklich erlangt haben, finden wir in ihrem weichsten und einschläferndsten Sammet-Polster selbst Stacheln zu neuer Thätigkeit.

Schuldiget die Natur nicht an, daß ihr immer unzufrieden seyd! Fühlet vielmehr eben darin eure hohe Würde, daß ihr zu unendlicher Thätigkeit bestimmte Wesen seyd!

Wer kann es noch bezweifeln, daß der Trieb zur Ruhe unserer geistigen Organisation nur als ein Sporn mehr zur Thätigkeit beygefügt worden, deren eng-beschränktes Getriebe von Kräften, ohne einstweilige Unterbrechungen, von selbst zusammenfallen würde?

Da der Trieb zur Ruhe nichts anders, als der Trieb zur Abspannung und Festhaltung angestrengter Lebenskraft, und, als Gegensatz der Thätigkeit, Genuß ist; Genuß, das Ziel des Selbsterhaltungstriebes: so erkennt man von selbst die Richtigkeit der Einfügung des Triebes zur Ruhe in die Klasse des Selbsterhaltungstriebes: er ist offenbar der Selbsterhaltungstrieb aller unserer körperlichen und geistigen Kräfte.

§. 4.

Antagonismus zwischen dem Spieltriebe und dem Triebe zu nützlicher Arbeit.

Dem Spieltriebe, sagten wir weiter, wirkt der Trieb zu zweckmäßiger Arbeit entgegen.

Spieltrieb *) nenne ich jenen Hang zu unbestimmter Thätigkeit, jenen instinctartigen Reiz zur Kraftentwickelung, deren eigentlicher Zweck dem menschlichen Wesen selbst noch unbekannt ist.

Jene unstillbare Unruhe der Kinder, jenes unaufhörliche Haschen nach immer neuen Eindrücken und Vorstellungen, jene endlose von Gegenstand zu Gegenstand abspringende Geschäftigkeit — —

diruit, aedificat, mutat quadrata rotundis. *Horat.*

immer baut's, und zerstört; verändert das Runde in Viereck u. s. w.

sie ist ein solcher Reiz zu unbestimmter Thätigkeit, deren große, unwidersprechlich-große Zwecke das zarte Geschöpfchen nicht ahnet, die aber keine geringern sind, als — Bereicherung des jungen Geistes mit Vorstellungen und Eindrücken, Ausbildung zu den beyden erhabensten Vorzügen der Menschen-Gattung, Denken und Sprechen, Vorübung zu künftigen physischen, intellectuellen und moralischen Kraftäußerungen: oder vielmehr selbst schon wesentliche Momente derselben.

Mit

*) Ich brauche hier einen Ausdruck, den Schiller vor mir gebraucht: aber ich lege dem Ausdruck meine eigenen Begriffe unter. Schiller befolgt seinen Weg, ich den meinigen. Uebrigens war der Spieltrieb lange vor Schillern bekannt.

Mit Recht nennen wir diese emsige Kindergeschäftigkeit — Spiel: in so fern dadurch keine Zwecke physischer Bedürfnisse oder Bequemlichkeiten erreicht werden. Mit Unrecht, in so fern derselben die eben genannten großen Zwecke der Zukunft zum Grunde liegen.

Alle Entwickelung unserer Anlagen beginnt vom Spieltriebe. Der mannbar = gewordene Jüngling, das reife Mädchen, beyde in voller Unschuld des Herzens herangewachsen, fügen sich, süßtändelnd, zu einander — aber zu welchen ernsten Naturzwecken sehen sie sich durch diese Tändeleyen hingeführt! Sie rufen ein Wesen ihrer Gattung in's Daseyn: sie werden — Mitschöpfer des Schöpfers.

Die ersten Versuche des Menschen in der Technik, in den schönen Künsten, in speculativen Phantasien über die Natur der Dinge, wie sie uns da seine Entwickelungsgeschichte aufstellt, was sind sie anders, als das Spielen des Kindes mit seiner Puppe, seinem Kläpperchen, als unbestimmte, unwillkührliche Aeußerungen erwachender Energien, zwecklos für jetzt, aber wichtig = vorbereitend und vielverheißend für die Zukunft!

Diese Hand, die hier zwecklos schnitzelt, oder eine Figur in den Baum eingräbt, zimmert einst Linienschiffe! diese Reiskohle, mit welcher das sehnende Mädchen den Schatten ihres Geliebten entwirft, verwandelt sich einst in den Pinsel eines Raphael; diese abentheuerlichen Phantasien von Göttern und Geistern sublimiren sich einst zu Antinomien der reinen Vernunft.

Aber diese herrlichen Ziele ahnet der erste Schnitzker, das abschattende Mädchen, der phantasirende Wilde keineswegen: durch einen Reiz zu unbestimmter Thätigkeit, durch den Spieltrieb also, werden sie, unbewußt der großen Natur-Absichten, zu diesen rohen Kraftäußerungen unwillkührlich hingeleitet.

Dieser Spieltrieb äußert sich, wie in dem rohesten, so nicht weniger in dem gebildetsten Menschen, so oft er sich von bestimmten Geschäften frey fühlt: und die Befriedigung des Spieltriebes gewährt uns daher, wegen der freyen Art seiner Aeußerung, im Gegensatz mit der gebundenen bey Gegenständen von bestimmter Thätigkeit, einen angenehmen Reiz. Da nun, in Tagen der Cultur, die Thätigkeit der Menschen höchst vielseitig, auf sehr bestimmte und einzelne Gegenstände geheftet, höchst regelmäßig und höchst anstrengend ist (welcher unter meinen Lesern kennt nicht, nur zu sehr aus eigener Erfahrung, die peinigende Aengstlichkeit unseres Geschäftlebens?); so wird auch der Spieltrieb, durch welchen wir in die ermüdende Einförmigkeit des bestimmten Geschäftsganges Abwechselung, in seine Gebundenheit Freyheit, in seine Erschlaffung neues Leben bringen wollen, wofern er nicht behutsam genug geleitet wird, eine gefährliche Klippe der Sittlichkeit, so wie der Glückseligkeit.

Daher — zahllose Erfindungen, Bedürfnisse, Vergnügen und Gewohnheiten, wodurch die Menschen, besonders in Tagen hoher Cultur, dem Spieltriebe Nahrung zu reichen bestrebt sind, und die vielleicht

zwey Drittel von der Emsigkeit der Cultur-Welt ausmachen.

Wir gehen spazieren, wir besuchen Gesellschaft, wir sitzen am Spieltisch, wir besuchen Theater und Concert, wir schicken nach der Lesebibliothek, — um dem durch anstrengende Geschäfts-Thätigkeit nur mehr gereizten Spieltriebe genug zu thun. Denn in allen diesen und ähnlichen Gattungen der Unterhaltung (der Name selbst zeigt schon, daß wir hier gleichsam den gereizten Geisteshunger sättigen wollen) überlassen wir Körper und Geist einem freyen Spiel der Bewegungen, der Eindrücke und Vorstellungen.

Die schönen Künste, als selbstgeborne Kinder freyer Thätigkeit und ungebundenen Genius schwunges, beschäftigen den Spieltrieb unter allen ohne Zweifel auf die edelste Art: indem sie das Schönste und Vortrefflichste der natürlichen und der menschlichen Dinge, — (Schönheiten der Natur, Menschen-Gestalt, Menschen-Geist und Herz) in den mannigfaltigsten und gefälligsten Umrissen und Farben vor unsern Augen spielen lassen, und die Augenblicke unbestimmter Thätigkeit auf eine denkender Geister so einzig würdige Art ausfüllen.

Da die glücklichsten Ideen-Verknüpfungen des Denkers oft ein Werk des Zufalls sind, oft ihm wie durch eine Art von Begeisterung kommen: da, noch mehr als er, der Künstler, eben durch die Natur der Kunst, zu einer freyen Geistesthätigkeit hingeleitet wird: so müssen auch beyde, um ihrer eigenthümlichsten Aus-

bildung willen, sich oft von dem bestimmten, regelmäßigen Ideengange losmachen, und dem Spieltriebe nachhängen. Newton machte seine große Entdeckung von der Schwerkraft der Körper unter einem Apfelbaum liegend: einem Rousseau, einem Diderot, einem Garve, jedem praktischen Philosophen und Psychologen, kommen oft die treffendsten Beobachtungen, die fruchtbarsten Ideen nicht auf dem mühsam gebahnten Wege strenger Untersuchung, sondern auf den labyrinthischen Seiten-Pfaden des freyen Gedanken-Spiels, oder in der ungebundensten gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Dichter, der Mahler, der Bildhauer, lauschen dem Geist und dem Körper die originellsten Züge der Darstellung mitten in gesellschaftlichen Vergnügen und Zerstreuungen ab. Auch waren die Schön-Künstler von je her berühmt wegen ihres — oft nur zu ungebändigten — Hanges für gesellschaftliche Vergnügen und Zerstreuungen. Denn offenbar ist schönes Kunstgefühl nichts anders, als der — veredelte Spieltrieb.

Lectüre, wie sie da dem großen Haufen in den Lese-Bibliotheken geboten wird, ist nichts anders, als Beschäftigung des Spieltriebs. Alltagsgeister, die nicht Unterhaltung genug in ihrem eigenen Gedankenspiel finden, suchen und finden sie hier in dem der andern: wenn ihnen gleich, auf diesem Wege, manche vortreffliche Idee beygebracht, und der blos zu sinnlichen Genüssen gewöhnte Geist dadurch bis zum Interesse für intellectuelle Gegenstände erhöht und veredelt werden kann.

Da Empfindungen die Sinnlichkeit unmittelbarer berühren, als bloße Vorstellungen und schlußgerechte Ideen-Reihen; so werden Romane, die, als solche, den herrschenden Leidenschaften, und insbesondre dem Geschlechtstriebe, so einzig schmeicheln, und die überdem durch Scenen aus der handelnden Menschen-Welt für die gewöhnliche Leser-Klasse eben so viel an Interesse, als an Popularität gewinnen, immer der Lieblingsgegenstand des intellectuellen Spieltriebes mittelmäßig-gebildeter Geister bleiben.

Zwey Arten der Befriedigung des Spieltriebes verdienen, so unbedeutend sie auf den ersten Anblick scheinen mögen, die Aufmerksamkeit des Psychologen.

Die erste ist — das Tabackrauchen. Der Verfasser dieses Werks, der nicht das Glück hat, dies Vergnügen je auch nur gekostet zu haben, sah es von je her, und sieht es noch täglich, wie alle diejenigen, die dieses Vergnügens fähig sind, einen so einzigen Genuß darin finden; sich in diesen Augenblicken, um ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, selig fühlen. Die Ursachen eines solchen Wohlgefühls scheinen mir vorzüglich zu seyn — die mäßige Wärme, welche der Rauchende in abwechselnden Zügen eintrinkt, und die dem Körper immer so wohlthut; die körperliche Beschäftigung des Einsaugens, abwechselnd mit der der Unterhaltung der Glut in der Pfeife, die geistige des Ideen-Spiels bey dem Anblick des Auf- und Niedersteigens des selbst-geschaffenen Rauchgewölks. Das letztere

scheint mir ein vorzügliches Moment in dem Vergnügen des Tabackrauchens zu seyn: denn in Augenblicken der Abspannung, wo der Spieltrieb rege ist, gewährt uns der Anblick bewegter Gegenstände allemal Unterhaltung. Sehr natürlich! der Geist, der eben gegen seinen Ideen-Stillstand Rettung sucht, geräth, mit der äußerlich-angeschauten Bewegung, selbst in Bewegung, und seine Vorstellungen schwingen sich, wie diese, auf und ab, hin und her: indem die Bewegung selbst die Idee des Wechsels und der Veränderung aufregt. Daher — das Vergnügen, welches uns der Anblick eines fließenden Wassers oder einer flackernden Flamme giebt.

Eine andre merkwürdige Art der Befriedigung des Spieltriebs ist das Spielen mit den Fingern, worauf wir uns, in Augenblicken müßigen Gedankenspiels, so häufig überraschen.

So wie nämlich der Geist alle seine Ideen gern versinnlichet, und sein Inneres, durch Darstellung, äußerlich zu machen strebt: so scheint er auch, in Augenblicken der Leerheit und Unbestimmtheit des Ideen-Ganges, den Trieb nach Thätigkeit durch das gebrauchteste Werkzeug menschlicher Thätigkeit, durch die Hand, und an dieser, durch die Bewegung der Fingern, gleichsam zu symbolisiren, und, bey dem Mangel an eigener Thätigkeit, den Körper, und an diesem den thätigsten Theil, zu Hülfe zu rufen. Ueberdem aber kommt hier bey dem Fingerspiel noch der Anblick und die Idee der Wechsel-Bewegung hinzu, deren Wirkung wir oben erklärten. Oft auch ertappen wir uns in solchen Augenblicken,

besonders in der Stellung des nachläßigen Sitzens, auf einem unwillkührlichen Schlenkern mit den Füßen: wo also der nach Gegenständen unbestimmter Thätigkeit haschende Geist einen der beweglichsten Theile des Körpers in Bewegung setzt.

Nicht selten bewegen wir auch die Finger oder den Fuß, bey einem bestimmten und regelmäßigen Ideengange, als Symbol der Bewegungen unseres Geistes, der hier, wie zu seinen eignen Schritten, den Takt schlägt, und durch die körperlichen Bewegungen seine eigne noch mehr zu heften, ihnen noch mehr Haltung geben zu wollen scheint.

Das gebrauchteste körperliche Werkzeug des Geistes, wenn er sich an eigenen Ideen leer fühlt, oder seine Thätigkeit durch keinen bestimmten Gegenstnnd geheftet sieht, sind — die Augen: sie, deren Beweglichkeit und Ausbreitung auf einen großen Kreis von Gegenständen, der Schnellkraft und Ideen-Verkettungsgabe des Geistes, unter allen Gliedern und Sinnen des Körpers, am meisten zusagen; sie, die dem Geist in einem Ru neue Eindrücke und Vorstellungen zuführen können, und wodurch er, wie durch ein Crystall-Fenster, in das bunte Gewimmel der Erscheinungswelt hineinschaut, und diese in sein Inneres überträgt.

Alles zusammen genommen, vereiniget also der Spieltrieb auf eine in seiner Art einzige Weise, die beyden Ur-Elemente unserer Natur, Thätigkeit und Leidsamkeit, d. h. Geistigkeit und Körper-

lichkeit: jene, indem er uns, in Augenblicken der Muße oder der Abspannung, nach Gegenständen der Thätigkeit haschen lehrt; diese, indem die Art von Thätigkeit, welche er sucht, durch ihre Unbestimmtheit und Zwecklosigkeit, im Gegensatz mit der bestimmten und anstrengenden Thätigkeit, dem Trieb zur Ruhe und der sinnlichen Leidsamkeit schmeichelt. Daß der Spieltrieb zwischen dem Selbsterhaltungs- und Erweiterungstriebe gleichsam in der Mitte steht, ergiebt sich hieraus von selbst.

Diesem Spieltriebe nun wirkt der Trieb zu nützlicher Arbeit entgegen.

Wir nennen hier nämlich Arbeit nicht Thätigkeit überhaupt (denn auch der Spieltrieb weckt zu Thätigkeit; so wie jede Thätigkeit in gewissem Sinne Arbeit ist): sondern Thätigkeit auf bestimmte nützliche Zwecke hingerichtet: denn der Trieb zu dieser Art von Thätigkeit kann allein als Gegensatz des Spieltriebes angesehen werden.

Offenbar aber kann ein solcher Trieb sich nicht eher entwickeln, als bis der Mensch durch Vernunft Zwecke erkennen und sich vorstecken gelernt: wo dann, mit der Erkenntniß des Zweckmäßigen und Nützlichen, auch dieser Trieb aufkeimt: obgleich der Sprößling, dem er entwächst, auf den schon früher-erwachten allgemeinen Thätigkeitstrieb gepropfet ist. Denn ein durchaus neuer und origineller Trieb, der sich blos mit der Vernunft entwickelte, würde dem Begriff von ursprünglichen Anlagen widersprechen.

Man gebe auf sich selbst Acht, wenn man eine gewisse Periode hindurch, nicht etwa blos vorsätzlich, son-

dern auch nur durch unvermeidliche Verhältnisse gezwungen, dem Vergnügen und den Zerstreuungen gewidmet hat; wie wir uns zu unserm Pult, in's Comtoir, in die Studierstube, und überhaupt in den gewöhnlichen Geschäftskreis zurücksehnen! wie das Gefühl, mit welchem wir, wenn auch nicht auf die genossenen schuldlosen Vergnügen, dennoch auf die Verlängerung dieser Genüsse hinschauen, so schaal und halb-anekelnd ist! wie wir eine uns aufgezwungene Verlängerung derselben mit Unwillen empfinden!

Dieses unbestimmte, zwecklose Spiel unsrer Kräfte, diese gänzliche Lockerheit und Ungebundenheit der Vorstellungen und Empfindungen, diese nichtige Zertheilung und Zerstreuung unseres intellectuellen und moralischen Selbst, wird, so angenehm sie auch, durch Befriedigung des Spieltriebs, der sinnlichen Leidsamkeit schmeichelt, auf die Dauer für jeden edler-gebildeten oder auch nur unverwahrlosten und natürlich-richtig empfindenden Menschen ein unbehaglicher, unerträglicher Zustand. Bestimmtheit, festes Ziel, Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Gemeinnützigkeit — das ist's, was die unverbildete vernünftige Natur will und sucht, so gewiß will und sucht, als der ursprüngliche Charakter der Vernunft selbst Wahrheit und Bestimmtheit; als sie der Quell aller Regel, aller Ordnung, alles Absichtlichen und Zweckmäßigen ist; als der Mensch durch sie vorzüglich sich und andern Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens erwerben kann; als Moral selbst, diese eigenthümlichste Wis-

senschaft der Vernunft, deren Ausübung die höchste Bestimmung des Menschen ausmacht, nichts anders, als die Lehre gegenseitiger Zusammenordnung und gegenseitiger Gemeinnüzzigkeit vernünftiger Wesen unter einander ist.

Wie natürlich also Widerwillen und Ekel der vernünftigen Natur gegen zweck- und nutzlosen Aufwand unserer Kräfte! Wie natürlich der Trieb zu zweckmäßiger Arbeit! Zweckmäßige und nützliche Thätigkeit ist allein eines vernünftigen Wesens würdig.

Jeder edle Jüngling, jeder gründliche Mann wünscht sich für seine Kräfte einen gemeinnützigen Wirkungskreis: so wie wir auch durch Gemeinnützigkeit allein nur in die moralische Ordnung der Dinge eintreten. In der frühern Epoche seiner Entwickelung wünscht der Jüngling allerdings, der Ausbildung seiner Kräfte unbedingt und ohne alle Rücksicht auf künftige Verhältnisse sich widmen zu können: jeder Aufwand, den er davon für eigenes Bedürfniß oder für anderer Nutzen machen muß, dünkt ihn Verlust, dünkt ihn Zögerung auf dem raschen Wege zur Vervollkommnung: und gewöhnlich ist's auch so. Die schönen aufstrebenden Kräfte, zu frühe gebogen, verlieren zu leicht ihre Elastizität: ein Jüngling, der seine Talente schon gemeinnützig zu machen strebt, ist wie eine vorzeitig-reife Frucht: diese wird selten rechtgenießbar, er — selten vollendet werden.

Dagegen fühlt der ausgebildete, der mit angebautem Talent und erworbenen Fertigkeiten in die Jahre des Mannes hinüberreifende Jüngling, wenn sein Geist

nicht sonst wo irgend eine unnatürliche Falte oder einseitige Form angenommen hat, unwiderstehlichen Drang, öffentlich zu handeln, sich mitzutheilen, in das große Getriebe des vielgeschäftigen Menschenlebens irgendwo einzugreifen, — gemeinnützig zu seyn.

Selbst mit großen Talenten und ausgezeichneten Geschicklichkeiten immer außerordentliche Dinge in der Welt zu wirken und in's große zu nützen, ist, in Tagen der Cultur, bey diesem ungeheuren Mechanismus alles dessen, was das geschäftige Leben angeht, selten möglich. Aber Einen Stand giebt es, wo wir, wenn gleich nicht extensiv, wenigstens intensiv, den höchsten Grad der Gemeinnützigkeit erstreben können: und dies ist — der Stand des häuslichen Lebens: jede Art menschlicher Thätigkeit für eigenes oder unserer Angehörigen Lebensbedürfniß, und wäre sie an sich die schaalste, die nutzloseste, die aber der Mensch, aus Nothwendigkeit gedrungen, wählen mußte, ist nützlich, ist zweckmäßig. Und was kann ein vernünftiges Wesen größeres thun, als — einem andern vernünftigen Wesen physisches Daseyn (durch die Ehe und durch den Lebensunterhalt) und moralisches (durch Erziehung und Beyspiel) geben? Diese Art von Befriedigung des Triebes zu nützlicher Thätigkeit bleibt daher auch dem alltäglichsten und talentlosesten Geist übrig.

In der That! Man kann es den Menschen nicht oft genug einschärfen (wovon sie freilich ein sehr lebendiges Gefühl in sich selbst tragen): Es ist etwas ernstes, hoch-ernstes um die menschliche Natur!

Gebet Acht auf das gewöhnliche Urtheil unverdorbener Geister über Menschen = Handlung und Bestimmung! Gebet Acht auf euch selbst, wie ihr, in jedem Augenblick freyer, durch keine Leidenschaft und durch keine Sophismen getrübter Vernunft, die menschlichen Dinge ansehet! Nicht durch viele und mannigfaltige Genüsse des Vergnügens, auch nicht durch leeres, zweckloses, oder auch blos Vergnügen = beabsichtendes Spiel unserer Kräfte, glauben wir unsre Bestimmung zu erreichen. Thätigkeit, ernste, zweckmäßige und insbesondre auf moralische Zwecke hingerichtete Thätigkeit — fodern wir von jedem unserer vernünftigen Mitwesen, fodern wir von uns selbst, wenn sie, wenn wir selbst uns nicht klein und geringschätzig, das heißt, unter der Würde vernünftiger Wesen erscheinen sollen.

Mögen einzelne Posten unseres Lebens lange Abschnitte von Vergnügen oder von Anwendung unserer Talente auf Zwecke des Vergnügens, z. B. auf Vervollkommnung in den schönen Künsten, enthalten: die Summe muß, soll sie uns befriedigen, wenigstens einen Theil ernster, intellectueller oder moralischer, und insbesondre auch der letztern Zweckmäßigkeit, darbieten.

Ein Mensch, dessen ganzes Leben gewissermaßen nur als ein Continuum von Genuß sinnlicher Vergnügen, ohne alle moralische Beziehung, angesehen werden müßte, würde uns offenbar ein Gegenstand der Verachtung seyn.

Lasset selbst einen großen Mahler, Tonkünstler oder Dichter sterben: und umringet dann den Sarg,

der die sterbliche Hülle des herrlichen Genius einschließt, mit den Denkmälern seiner Kunst von der einen Seite; und euer Auge wird noch etwas vermissen: ihr werdet mit Bewunderung trauren, nicht mit Rührung.

Aber nun stellet von der andern Seite des Sarges einige gute Menschen hin, die um den Todten als um einen theilnehmenden Freund und großmüthigen Beschützer, oder als um einen zärtlichen Gatten und liebenden Vater weinen: und der große Künstler-Genius, den wir bewundern, verherrlichet und vollendet sich gleichsam durch den Menschen, den wir achten.

Welcher Sterbliche kannte und genoß so einzig jedes feinste und ausgesuchteste geistiger Vergnügen, als der Stifter des Athenischen Ruhms und griechischer Größe, das Urbild griechischer Geistesfeinheit seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, Perikles? Wer wußte so einzig den Geist seiner Mitbürger zur Empfänglichkeit für jeden Genuß edlerer Gattung, für Genuß schöner Kunst, zu erhöhen?

Aber höret den bewundertsten aller Redner, den feinsten aller Staatsmänner, den gepriesensten Beschützer der schönen Künste, auf dem Sterbelager die Summe seines großen Lebens ziehen! Freunde voll gerechter Wehmuth über die Hinfälligkeit eines solchen Herrlichen suchen sich den Schmerz um den Scheidenden durch Erinnerung an die Großthaten des Lebenden zu lindern, und einige zu laute Worte ihres Gesprächs darüber tönen dem Sterbenden in's

Ohr. „Nichts davon!" ruft er ihnen mit schwacher Stimme herüber: „Saget, daß kein Bürger Athens jemals durch meine Schuld getrauert hat!"

Nicht wahr? der größte aller Athener erscheint uns nun erst wahrhaftig = groß!

Alle schönen Künste steigen in dem Maaß an Werth, als sie sich durch Ausdruck der Geistigkeit menschlicher Natur, und durch Beytrag zur Bildung des Verstandes und des Herzens der moralischen Zweckmäßigkeit nähern.

So schätzen wir einen großen Dichter höher, als einen großen Tänzer oder Schauspieler: den tragischen Dichter höher, als den komischen u. s. f.

Aber laßt es uns gestehen! Hat es nicht für unser Gefühl etwas kleinliches, leichtsinniges, des Menschen unwürdiges, ein ganzes Leben hindurch nichts zu thun, als correcte Verse zu schreiben über elende Dichterlinge und über einige andre leichtere Unarten der Menschen, wie der französische Satyriker Boileau that? Ein Pope dagegen heiliget gleichsam alle seine Satyren, und krönt seine ganze Dichtkunst durch den „Versuch über den Menschen", dies erhabenste aller Lehrgedichte.

Genie, Talent, Kunst, veredeln sich bis zur Achtung unverdorbener Menschen = Natur nur durch moralische Beziehung: und wenn sie selbst, durch ihre Natur, der moralischen Beziehung wenig oder gar nicht empfänglich sind, wie z. B. die

Tanzkunst, und mehr noch als diese, die Seiltänzer-Kunst: dann fodern wir, daß der Mensch den Fehler der Kunst ersetze, daß er z. B. durch moralisch-zweckmäßige Anwendung des Erwerbs von seiner Kunst diese selbst veredele, oder sonst sich von einer moralisch-guten Seite zeige.

Auf dieselbe Art erhalten auch die kleinsten und niedrigsten Beschäftigungen menschlicher Thätigkeit etwas edles und würdevolles dadurch, daß sie zum Lebensunterhalt eines moralischen Wesens, z. B. des Menschen selbst, oder seiner Familie, seiner armen Verwandten dienen.

Das größte und höchste, was der Mensch werden mag, ist eine moralisch-gute Natur: und das können wir alle werden: und das Gefühl unserer Bestimmung dafür können wir durch keine sinnliche und durch keine geistige Vergnügen, können wir durch keine Bewunderung für Genie, Talent und Kunst, betäuben oder ersticken.

So unverkennbar, und so unaustilgbar ist der Trieb zu zweckmäßiger, und insbesondre auch zu moralisch-zweckmäßiger Geschäftigkeit uns eingepflanzt!

Ueberflüßig wär's, den Einfluß des Spieltriebes und des Triebes zu nützlicher Arbeit, so wie des Antagonismus zwischen beyden, in die menschliche Entwickelungsgeschichte zu zeigen.

Von jenem beginnt alle Entwickelung; dieser bildet sie aus, ordnet, vollendet sie, und fügt sie in die

moralische Ordnung der Dinge ein. Während wir dem Triebe zu nützlicher Arbeit Genüge thun, fühlen wir uns, durch die bloße Aussicht auf Befriedigung des Spieltriebes, zur Arbeit selbst ermuntert; ja, zuweilen täuscht uns das Gefühl in der Art, als wenn wir blos für die Befriedigung des letztern, als für das höchste Ziel unserer Bestrebungen, arbeiten, nur arbeiten, um in selbstbeliebiger Geschäftigkeit und genußvoller Muße dereinst unsre Tage hinzubringen. Sind wir dann aber diesem erträumten Ziel nahe, oder glauben wir wenigstens, ihm nahe zu seyn: dann finden wir es für Geschöpfe von unsrer hohen Natur und Würde zu klein, und solcher Kräfte, solcher Anstrengungen nicht werth: dann eklen wir diese selbstbeliebige zwecklose Geschäftigkeit und genußvolle Muße an, und werfen uns in die verlassene thätige Laufbahn zurück: offenbar auch hier, wie wir schon in dem Abschnitt von dem Thätigkeitstriebe überhaupt bemerkten, beglückter durch das Streben zum Ziel, als durch das erreichte Ziel selbst.

Indem wir also lange arbeiten und kurz spielen, viel thun und wenig genießen, mischen wir, gleichsam unwillkührlich-weise, Arbeit und Muße, Anstrengung und Erholung, untereinander; schonen unsre eingeschränkten Kräfte, stärken die erschlafften, spornen uns zu immer-neuen Bestrebungen: und — befördern rastlos unsre eigene und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts.

Das ist Antagonismus und Harmonie des Spieltriebs, wie des Arbeitstriebes!

§. 5.

§. 5.

Antagonismus zwischen dem Nachahmungstriebe und dem Triebe zur Originalität.

Aber nicht nur in Hinsicht auf die Kraftäußerungen selbst, sondern auch in Hinsicht auf die Art ihrer Entwickelung und gleichsam Darstellung, giebt es einen Antagonismus der Triebe. Und hier zeichnen wir den Nachahmungstrieb im Widerstreit mit dem Trieb zur Originalität aus.

Schon vorübergehend erwähnten wir im Abschnitt von dem Geselligkeitstriebe des Nachahmungstriebes, und schlossen ihn, als Unterart, dem erstern an.

Der technische Formtrieb schon entwickelt den Keim eines allgemeinen Triebes zur Nachahmung und Nachbildung, der in der menschlichen Natur schlummert. So wie aber der Mensch dem Menschen unter allen Dingen das interessanteste bleibt; so erhält auch der Nachbildungstrieb, wie jeder andre Trieb, für jede Art seiner Kraftäußerungen, den erweitertsten Spielraum in der Gesellschaft: und vorzüglich als einen gesellschaftlichen Trieb werden wir ihn daher auch hier berücksichtigen.

Wie erstaunlich ist nicht die Leichtigkeit, mit welcher Kinder die Aehnlichkeiten in der Sprache, z. B. die Endungen der Declinazionen und Conjugazionen bemerken und nachbilden: (so viel deren, was alle seyn sollten, regelmäßig, und nicht anomalisch sind.) Ich habe Apfel gegeßt, hörte ich vor einigen Tagen meine kleine einzige Tochter sehr richtig conjugiren:

denn das Partizip „gegeßt" hat sie gewiß von keinem um sie her gehört.

Wenn der größte Theil menschlicher Fertigkeiten in der Nachahmung fremder Fertigkeiten besteht, wenn wir unsern Geist, wie unsern Körper, unsre Handlungen, wie unsre Grundsätze, unsre Kleidertrachten, wie unsre Meinungen, gewöhnlich nach fremden Mustern bilden: wenn, eben auf diese Art, sich so etwas zusammenbildet, was man Mode, Geist, Charakter von Nazionen, von Jahrhunderten und Menschengeschlechtern zu nennen pflegt: dann mischen sich Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, und manche andre Leidenschaften bald als Ursachen, bald als Wirkungen, zu dem Nachahmungstriebe, und werden nie versiegende Quellen, ihn zu beleben und zu verstärken.

Wie unausssprechlich-fruchtbar für menschliche Entwickelung der Nachahmungstrieb auf diesem Wege wird, erklärt sich der Leser von selbst. Durch ihn allein eignen wir uns, in jeder Gattung der Anlagen, die schon vorhandene Masse von erstrebten Fertigkeiten und ausgeschaffenen Bildungen an: er ist wie der Kanal, durch welchen der Strom menschlicher Kraftäußerungen sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortwelzt, und sich durch dies Fortwelzen unaufhörlich vermehrt und anschwillt.

Dies letztere aber — sich in's unendliche vermehren und anschwellen — würde er nicht, wenn dem Nachahmungstriebe nicht ein anderer antagonistisch entgegenwirkte, nämlich der Trieb zur Originalität.

Ob ein solcher Trieb in der Menschen-Natur wirklich statt findet? In der That! In unsern psychologischen Compendien suchte ich vergebens nach Erläuterungen darüber. Aber die Natur commentirt vollständiger und wahrer, als die Philosophie. Laßt uns zu ihrer Quelle gehn!

Der Mensch ist doppelt-frey: er ist intellectuell- und moralisch-frey.

Moralische Freyheit (Freyheit des Willens) hat man ihm, wie bekannt, von je her zugestanden: seine intellectuelle Freyheit, oder die Freyheit des Denkens und Vorstellens hat man von je her zu wenig beherziget, ja kaum des Bemerkens werth geachtet.

Der Grund der letztern liegt in der productiven Einbildungskraft, durch welche der Geist das Vermögen hat, die ihm von aussenher eingedrückten Bilder willkührlich mit andern zusammenzustellen, sie, durch ab- oder zu-thun, denselben mehr oder weniger ähnlich zu machen, sich aus den im Gemüth vorhandenen gewissermaßen ganz neue, den wirklichen zwar nachgebildete, aber zugleich über sie hinausgebildete Ideen und Ideale zu schaffen, und überhaupt Reihen von Vorstellungen, nach Willkühr, anzufangen, oder zu mischen, oder abzubrechen.

Durch diese doppelte Art von Freyheit, durch diese intellectuelle und moralische Selbstbestimmungsfähigkeit, wird jedes menschliche Einzelwesen gewissermaßen ein doppeltes Original, ein intellectuelles und moralisches.

Denken wir uns daher zwey sinnlich=vernünftige Naturen, nach allen nur vorstellbaren, innern und äußern Beziehungen, vollkommen gleich: wie es wahrscheinlich noch nie zwey menschliche Wesen waren, und, eben so wahrscheinlich, auch nie seyn werden: so würde dieses Doppel=Vermögen intellectueller und moralischer Selbstbestimmungsfähigkeit hinlangen, jedes Einzelwesen von dem andern, intellectuell= und moralisch=verschieden, oder, mit andern Worten, noch einen dem andern gegenüber, zu einem durchgängig=bestimmten Original zu machen.

Je mehr nun die denkbaren innern und äußern Beziehungen eines menschlichen Wesens von denen der andern extensiv oder intensiv abweichen: desto stärker ist auch, das erhellet von selbst, seine Originalität ausgesprochen.

Jede bestimmtere Anlage giebt eine bestimmtere Originalitä. Man sieht unerinnert: wir kommen hier auf den oben=behaupteten Satz zurück: daß jeder von der Natur nicht ganz vernachläßigte Mensch eine bestimmte Anlage zu irgend einer besondern Art von Thätigkeit hat, das heißt (nach dem, wie wir diesen Satz oben bewiesen), von der Natur zum Original gestempelt ist.

Der auffallende Mangel an Originalgeistern in der menschlichen Entwickelungsgeschichte kann uns nicht abhalten, dies als Thatsache anzunehmen. Denn noch hat kein menschliches Einzelwesen einer so durchauszweckmäßigen, physischen, intellectuellen und morali=

schen Erziehung (Erziehung von Menschen-Hand und durch die Umstände) genossen, daß man sagen könnte: die Bildungs- und Vervollkommnungsfähigkeit auch nur eines einzigen Menschen, oder, mit andern Worten, seine ganze Anlage zur Originalität, habe sich vollständig ausgeprägt.

Wie tausendfach-drückend die wirklichen Lebensverhältnisse dem Menschen, besonders im Stande der Cultur, für die Entwickelung zur Originalität sind? wie viele herrliche Genien in Armuth und Dürftigkeit vergraben, wie viele treffliche Talente aus Mangel an Gebrauch unentwickelt bleiben? ist überflüssig zu sagen. Aber je freyer und selbst-überlassener die Menschen-Natur wirkt, je origineller ist ihr Gepräge.

Wir sind gewöhnlich origineller als Kinder, wie im Jünglingsalter; origineller als Jünglinge, wie im männlichen Alter. Jedes drey-, vier-, fünf-sechsjährige Kind ist ein Original: aber wie wenig Erwachsene sind's!

Der Landmann ist origineller, als der Städter; der Mann von freyer, selbstgewählter Lebens- und Handlungsweise —

sui juris homo —

ist es mehr, als der Geschäftsmann: in den höhern Ständen ist man's weniger, als in den niedern. Cultur überhaupt ist eine Art von *Levellery* (Gleichmachung).

Jeder Wilde ist, wie uns die Reisebeschreiber diese Menschen-Gattung durchgängig schildern, ein

Original: und muß es seyn, als eine in so vielen Rücksichten höchst-frey wirkende Menschen-Natur, als ein Kind der freyen Natur.

Eine in dem ursprünglichen Wesen des Menschen so tiefgegründete Anlage muß auch zur Entwickelung streben. Hier sind Thatsachen als Beweise dafür.

Von wem fangen wir auch hier schicklicher an, als von den Kindern, diesen Repräsentanten der freyen Menschen-Natur?

Gebet Acht, wie Kinder, wenn ihr ihnen ruft, einstweilen sich weigern, zu kommen; wenn ihr ihnen gebietet, dies oder jenes zu thun, — blos aus einer Art von Muthwill, wie wir's nennen, es nicht thun: wie man, vorzüglich, so lange sie noch klein und der moralischen Eindrücke unfähig sind, ihnen ein sehr unterhaltendes Spiel damit machen kann, daß man ihnen ruft, und sie nicht kommen: sie hieher gehen heißt, und sie dorthin gehen läßt; sie zu haschen sucht, und wieder entschlüpfen läßt.

Eben durch dieses Nicht-Gehorchen an eine fremde Willkühr wird den Kindern ihre intellectuelle (bald auch ihre moralische) Selbstbestimmungsfähigkeit fühlbar: und ihre besondre Freude an diesem gewissermaßen stolzen Selbstgefühl (denn ein solches Selbstgefühl ist allemal mit Stolz begleitet, indem es uns eine eigenthümliche Kraft unseres ganzen Ich, Selbstbestimmbarkeit, bemerkbar macht) verräth sich gewöhnlich durch ein lautes Lachen. Sucht man aber mit Gewalt ihre kleine

Selbstbestimmbarkeit einzuschränken, und sie zur Unterwerfung an die unsrige zu zwingen: so schwillt der kleine Geist zu Unwillen und Widerrede auf: ein eben so treffender Beweis für das Gefühl des Stolzes, womit die Wahrnehmung jener Selbstbestimmungsfähigkeit in ihrem Gemüth verbunden ist.

Durch Aeußerungen dieser Art beurkundet das junge menschliche Einzelwesen sein Ich, als selbstständig und unabhängig, als ein eigenthümliches Selbst, als ein Original.

Nichts — gewöhnlicher, als die Klagen der Eltern und Erzieher über den Eigensinn der Kinder. Heftigkeit der Begierde, Unwissenheit dessen, was ihnen nützt, Vergnügungs = und Zerstreuungssucht — sind, wie jeder weiß, die gewöhnlichen Ursachen dieses Eigensinnes.

Laßt uns dieser Unart entgegenarbeiten! Alle Bildung zur Vernunft beginnt ja durch Einschränkung und zweckmäßige Leitung der ungebrochenen Natur!

Laßt uns aber auch den schönen Sprößling nicht verkennen, der mitten durch diese Unart hin anschießt! Es ist — die erhabene Selbstbestimmungsfähigkeit, es ist das große Freyheitsgefühl der Menschen = Natur, die, eben an diesem schönen Sprößling, nach und nach die Ideen ihrer alles übertreffenden Würde zur Reife treiben wird.

Der eigensinnigste Knabe ward, bey gehöriger Leitung, gewöhnlich ein Mann von festem, bestimmtem

Charakter, von intellectueller und moralischer Beharrlichkeit, von unerschütterlicher Standhaftigkeit.

Diese Anlage der Kinder zur Selbstbestimmung, oder, wenn man's mit dem Namen nennen will, zum Eigensinn, leitet man, scheint es mir, viel glücklicher durch Zerstreuung des jungen Gemüths und durch Hinrichtung der Aufmerksamkeit auf andre, verschiedenartige Gegenstände, als durch unmittelbares Entgegen-Wirken oder gewaltsamen Widerspruch.

In stärkeren Naturen wird durch die letztere Art der Behandlung die vorstrebende Selbstbestimmungskraft in sich selbst zurückgedrängt, und durch diesen Druck, wie jede Expensiv-Kraft, nur gereizt, und gefährlich gereizt. Wie mancher große Charakter wanderte auf diesem Wege, nach dem Zeugniß so mancher Räuber- und Mörder-Biographie, zum Hochgericht! Zärtere Naturen dagegen werden, gleich weichen, unelastischen Massen, die unter'm Druck verfliegen oder verdampfen, durch Härte und Zwang zur Scheu und Zagmüthigkeit, zu intellectueller und moralischer Nullität gleichsam zusammengedrückt.

Das von Philosophen und Theologen so allgemein-anerkannte und so verschieden-erklärte —

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata. *Ovid.*

das Streben nach verbotenen Dingen also, gehört gleichfalls zu den Aeußerungen der Selbstbestimmungskraft in der ungebildeten Menschen-Natur. Gerade dadurch, daß er von der gewöhnlich-beobachteten Regel, oder von der, die andre ihm zur Beob-

achtung vorschreiben, ab- und in die entgegengesetzte Richtung hinstrebt, beglaubiget der Mensch sich als ein Selbst-Bestimmendes, als Selbst-Regel. Wäre das Gute eben so das ungewöhnlicher-beobachtete und das von andern verbotene, als es nun das Böse ist; so würde er eben so leicht nach jenem, als nach diesem streben. Daher man auch aus diesem Streben nach dem Verbotenen keinesweges eine ursprünglich-böse Anlage im Menschen, ein *peccatum originale*, folgern muß.

Eine andre Aeußerung des Triebes zur Originalität bemerke man fernerhin, besonders im Gegensatz mit dem Nachahmungstriebe!

Gebet Kindern ein und dasselbe Geschäft zu bearbeiten, z. B. den Mädchen zu stricken, oder zu sticken, oder zu zeichnen; den Knaben ein und dasselbe Thema zu einer prosaischen oder poetischen Ausarbeitung: oder lasset auch noch kleinere Kinder, aus Ton, nach einem gewissen Modell, eine und dieselbe Figur ausbilden: und ihr werdet sehen, wie jeder sich bestrebt, es dem andern in seinem Gebilde durch irgend einen Zusatz, durch irgend eine Eigenthümlichkeit der Wendung, zuvor zu thun; sich wenigstens das Ansehn zu geben, daß er selbst gedacht, selbst gearbeitet habe: ihr werdet hören, wie sie euch euer Werk selbst anrühmen: „Ich hab' es doch noch besser, ich hab' es anders gemacht."

Und wenn wir aus der Kinderstube in die große Gesellschaft hinüber blicken, was entdecken wir, auch in dieser Rücksicht, in dem Menschen anders, als —

erwachsene Kinder? eine Eigenschaft der Menschen, die freilich nicht immer so tadellos ist, wie sie's diesmal hier ist.

Wir sprachen oben von Mode und Sitte, als der allbeherrschenden Göttin des Menschengeschlechts. Worin aber liegt's denn, daß diese Göttin so häufig Thron und Scepter wechselt? daß die Vorstellungen und Empfindungen von dem, was schön und häßlich, anständig und unanständig, heilig und profan, religiös und irreligiös, (und, wenn die bekannte Geschichte vom Hut auch auf das Reich der Wahrheit mehr als blos poetisch anwendbar ist, warum nicht auch von dem, was wahr und falsch ist?) so chamäleontisch wandeln? daß im Reich des Kleider-Geschmacks und des höhern Kunstgeschmacks, so wie im Reich der Wahrheit und der Wissenschaft, jetzt diesem und jetzt jenem Abgott der Weihrauch duftet? daß sehr oft dieselbe Gottheit hier tief verehrt, dort verhöhnt wird?

Darin liegt es, daß die putzsüchtige Dame an der neusten Art von Bandschleife oder Corset immer noch, und wär's auch eine kaum merkbare Biegung oder Falte, bald ab- bald hinzuthut; daß der Nachfolger eines großen Künstlers oder Denkers das Meisterstück seines Vorgängers hier, dort verbessern, ergänzen, wenigstens dies und jenes anders wenden will; daß der Nachahmer eines Klopstock sein Erhabenes zu übertreffen sucht, und dadurch schwülstig wird; daß der stolz-demüthige Schüler eines Kant zu den von dem Tiefdenker aufgestellten obersten Grundsätzen menschlicher Erkenntniß noch höhere oberste Grundsätze aufgefunden zu haben glaubt:

und dadurch in seinen Schriften über dem Streben nach Tiefsinn in Hohl= und mitunter in Unsinn verfällt u. s. w.: darin also liegt es, daß der Trieb, ein Selbst, ein Original zu seyn, — so allgemein wirkt.

Mit Recht rufen wir bey dem Anblick so vieler menschlichen Unselbste aus, wie Horaz bey dem Gedanken an das unausstehliche Nachahmer=Geschlecht unter den Dichtern: aber, dessen ungeachtet, werden wir gestehen müssen, daß auch unter diesem nach=tretenden Vieh fast jedes seinen eigenen schwerern oder leichtern Tritt, gröbere oder feinere Stimme, Farbe und Gestalt hat; daß kein's dem andern, in irgend einer Hinsicht, durchaus gleich ist.

Wenn Denker, Dichter, Künstler, die alle nach grossen Originalen arbeiten, in ihrer Gattung schlecht sind; so sind sie's doch ein jeder auf seine Art, versetzt mit der Manier des erkornen Originals: und, bey aller Gleichheit der Nachahmung, sind sie gewöhnlich eben so sehr einer von dem andern verschieden, als alle — von dem gemeinschaftlichen Original. Fast jeder hat eine originelle Manier, unoriginell zu seyn.

Gleich=beweisend für den genannten Trieb ist die Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen, der Hang zu Tadel und Widerspruch, u. s. w. Denn durch alles dies ruft der Mensch, unüberhörbar, sein „Anch' io": und beurkundet sein Daseyn und Wesen als eines Ich, als eines Selbst.

Große Denker-, Künstler- und Helden-Originale, als durch den Mund der allmächtigen Natur stark-ausgesprochene, und von ihrer Hand gestempelte Selbste vereinigen gleichsam in sich, als Einzelwesen, die selbstständige Kraftmasse, welche in ihren Nachahmern (meistentheils, wenn gleich nicht immer, Geistern von ähnlichen, aber schwächern und unbestimmtern Anlagen) zerstreut wohnt; ohngefähr so wie jedes Meisterwerk einer Kunst oder Wissenschaft dasjenige in vollkommnerem Maße liefert, was schlechte Werke unvollkommen liefern. Daher, unter vielen andern Ursachen, welche hier zusammenwirken, die Allgewalt, mit welcher jene große Originale die menschlichen Geister an- oder vielmehr in Schaaren hinter sich her-ziehn. Unser Ich fühlt sich, durch die Darstellungen ihres Genies oder ihrer Thatkraft größer, edler, kraftvoller: dem kleineren Geist dünkt dies, durch fremde Anregung belebte, Gefühl — eigene Kraft: und er wird — ein unausstehlicher Nachahmer.

Dieser allgemeine und unwiderstehliche Eindruck, mit welchem Original-Geister auf die Menschen wirken, würde allein schon die allgemeine Wirksamkeit des Triebes zur Originalität rechtfertigen: denn wir ehren und bewundern nichts, was wir nicht selbst zu seyn oder zu besitzen wünschen.

Aber sage doch nur einmal Nein, sprach jener Römer zu dem andern, der allen seinen Behauptungen den unbedingtesten Beyfall gab; Aber sage doch nur einmal Nein: damit man wisse, daß hier unserer Zwey sind! So natürlich erwarten oder

vielmehr fodern wir von jedem vernünftigen Wesen Selbständigkeit. Wie könnten wir diese Foderung nicht an uns thun?

Lasset nur einen jeden seinen Gegenstand finden, an welchem er die ihm von der Natur eingedrückte Originalität ausprägen kann: und ihr werdet der Originale so viele, als jetzt der Alltags-Geister sehen. Aber wir verfehlen unsern Gegenstand: oft streifen wir nahe daran: aber dennoch ergreifen wir ihn nicht selbst. Ein Original für Prosa will als Dichter, ein Original für Romane als Geschichtschreiber, ein Original für praktische Philosophie als speculativer Transcendentalist glänzen: und die Originalität ist — verfuscht.

Nicht weniger als der Trieb zur intellectuellen Originalität beurkundet sich der Trieb zur moralischen, durch zahllose Thatsachen menschlicher Entwickelung, die, zum Theil bekannt, mehr erwähnt, als ausführlich dargestellt zu werden brauchen.

Männer von tiefem und warmem Gefühl für Menschen-Wohl, aber eben deswegen auch nur voll desto bitterern Ingrimms gegen jede unwürdige Behandlungs- oder Benehmungsweise der Menschen, tadelten von je her an dem großen Haufen des Menschen-Geschlechts eine gewisse schaafsartige Duldsamkeit, mit welcher derselbe fast jede nur denkbare Verletzung natürlicher Rechte und angeborner Würde ertrug, und seine physische, intellectuelle und moralische Vervollkommnung gehemmt, gestört, zurückgedrängt sah.

Und ist denn nicht fast die ganze bisherige Geschichte der Menschheit die Geschichte ihrer Unterdrükkung und der unwürdigen Leiden von Millionen unter der Tyranney der Ungerechtigkeit, der List und der Tücke einiger Wenigen? Ist sie nicht die unwidersprechlichste Satyre auf ein intellectuell- und moralisch-freyes Wesen?

Mit viel mehr Recht mögen wir hier ausrufen:

O Sclaven-Vieh!

Aber laßt uns auch hier nicht vergessen, durch welche unnennbare Menge von Ursachen die moralische Freyheit des Menschen unterdrückt, und fast bis aufs Gefühl davon vertilgt werden kann! welche Lasten von verwüstenden Uebeln dieser Art oft ein Geschlecht auf das andre, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend auf das andre fortwelzte, und den Einzelwesen unwiderstehlich aufbürdete, so daß unter der verjährten Gewohnheit, zu dulden, das Gefühl des Drucks selbst verschwinden mußte! wie viele und unzersprengbare Fesseln selbst die Hände, die sich wund fühlten, tief fühlten, umschlangen, und jeden Versuch, sie zu zerbrechen, unmöglich machten!

Laßt uns aber auch, vor allen andern, nicht vergessen, wie schrecklich, in gewissen Abschnitten der Geschichte, das Erwachen des schlummernden Löwen, das Hochgefühl für Freyheit und Menschen-Recht war! welche ewig-denkwürdige und für angestammten Edelmuth unseres Geschlechts glorreiche Wirkungen die Drohungen des persischen Despotismus in Griechenseelen, Lu-

cretiens und Virginiens blutende Dolche auf das Römer-Volk, Römische Hab- und Eroberungssucht auf Germanien, Luthers religiöser Kühnsinn auf Neu-Europäische Vernunft, französischer Minister-Despotismus auf das unterdrückte Volk, hervorbrachten! welche Gefühle und welche Wünsche, welche Hoffnungen und welche Plane in dem ganzen Europa die unglücklich-glückliche Befreyung dieses Volks hervorbrachte! furchtbare Bebungen der Geisterwelt, die noch jetzt nicht ganz verzittert sind!

In der That, nach allem, was uns die sechstausendjährige Entwickelungsgeschichte des Menschen lehrt, braucht es nur eines leisen Anregens des moralischen Freyheitsgefühls, mitten in dem tiefsten Schlummer moralischer Bewußtlosigkeit: und er fühlt ganz, wer und was er ist, und was Mensch von Mensch zu fodern hat?

Nur mehr intellectuelle Freyheit! und die moralische wird von selbst kommen! Nur mehr Licht in die Geister! und die Wärme wird mit der Schnelle des Lichtstrahls sich in die Herzen verbreiten!

Beyspiele des unverkennbarsten Selbstgefühls in menschlichen Einzelwesen, bietet uns die tägliche Erfahrung, wenn gleich selten in ächt-moralischer Reinheit, in Menge dar.

Ein Amt oder irgend ein noch so kleines öffentliches Geschäft weckt allemal das Selbstgefühl des Menschen, und erinnert ihn, gleichsam von auf-

senher, an seine moralische Selbstständigkeit. Mit einer gewissen Freude selbst an dem bloßen Schatten von Menschen-Werth hab' ich immer bemerkt, welchen Stolz, welchen edlen Trutz einem Postillon, einer gemeinen Schildwache, das Bewußtseyn einflößt, daß er dem Könige dient! mit welcher Festigkeit er, selbst angesehenen und vornehmen Leuten gegenüber, auf dem kleinsten seiner Rechte beharrt! wie genau er das zu viel und zu wenig der Ansprüche anderer an ihn zu unterscheiden weiß!

Möchten die Menschen so viel und mit dem Eifer für ihr Gewissen thun, als sie oft für die äusserlichen Stellvertreter desselben, als sie, wie in den angeführten Fällen, für König und Obrigkeit thun! Möchten sie allgemeine Menschen-Pflicht eben so treu und beharrlich ausüben, als sie oft Amts- und Bürger-Pflicht erfüllen!

Sehet da moralische Selbstständigkeit, freilich nicht rein, sondern trüb-gemischt: aber doch unverkennbare Anlage dazu.

Unter der gemeinen Volks-Klasse finden wir, eben wegen der Freyheit und Unbefangenheit ihrer Lebensweise, überall, wo Elend und Dürftigkeit nur nicht alle Spannkraft der Seele lähmen, viel moralische Selbstständigkeit, die — mich wenigstens — an einigen Individuen dieser Gattung — in Erstaunen gesetzt hat. Oft hat der Diener mit der Puder-Schürze mehr moralisches Selbstgefühl, als der Herr, den er frisirt; und das Kammermädchen denkt und handelt selbstständiger, als ihre gnädige Frau.

Für

Für die von den cultivirtern Ständen beginnt die Epoche moralischer Selbstständigkeit gewöhnlich erst, nachdem sie ein Amt erlangt, oder, wie man's nennt, ein Glück gemacht: für den Gelehrten und Künstler, wenn es ihnen gelungen, sich durch irgend ein Werk einen gewissen Ruf zu gründen: für alle aber am gewissesten und vorzüglichsten, wenn wir Gatten und Väter werden. Die Selbstständigkeit der gemeinern Leute, sobald sie Vater und Mutter werden, ist mir, insbesondre bey sehr leichtsinnigen Gemüthern, oft bis zum Erstaunen aufgefallen. Aber braucht dann nicht auch die weise Natur gerade hier am meisten Ernst, und Festigkeit und gründliche Sinnesart, wo es auf nichts geringeres ankommt, als daß das ältere Geschlecht das jüngere stütze, und leite und heranbilde? Man läuft allemal weniger Gefahr, zu fallen, wenn man einen Schwächern oder einen Blinden neben sich führt, als wenn man allein geht. So — im physischen, und so — im moralischen. Die Nothwendigkeit, andre zu leiten, giebt uns selbst einen sicherern Tritt.

Auf jene intellectuellen und physischen Schwächlinge des Menschengeschlechts, aus denen keine Vernunft und keine Bildung, kein froher und kein widriger Eindruck des Schicksals einen Funken von Selbstständigkeit und Ichheit herauszuschlagen vermag, wie man sie da besonders in den hohen und in den allerhöchsten Ständen so häufig findet, kann und darf der philosophische Geschichtschreiber nicht Rücksicht nehmen. Er

schildert die **Geschichte der gesunden**, nicht der **kränkelnden Menschen-Natur.**

So eigenthümlich in seiner Art der Trieb zur Originalität zu seyn scheint, so leitet er sich doch in den Trieb zur Thätigkeit als seinen Ur-Quell zurück. Denn die **energischste Art der Thätigkeit** ist ohne Zweifel diejenige, durch welche die originellen Modifikazionen unseres intellectuellen und moralischen Ichs bestimmt werden. Eben durch eine solche Thätigkeit entwickelt die vernünftige Natur ihren hohen Charakter, welcher aus der Anlage zu intellectueller und moralischer Freyheit hervorstrahlt, **Spontaneität.**

Durch den Nachahmungstrieb drückt der Mensch seine ursprünglichen und eigenthümlichen Anlagen in schon vorhandene, fremde Formen; und eignet sich die von andern schon erstrebten Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an: durch den Trieb zur Originalität thut er zu den schon vorhandenen Formen irgend eine neue Modifikazion hinzu, oder stellt auch, wie alle große Original-Genien, ganz neue als Musterbilder künftiger Nachahmungen auf: durch den erstern schließt er sich, fügsam und theilnehmend, der allgemeinen Menschen-Masse an; durch den andern tritt er, als ein selbst-bestimmtes Ich, als ein Urbild vernünftiger Natur, aus der allgemeinen Menschen-Masse hervor: durch jenen arbeitet die all-belebende **Natur** zu ihrem großen Ziel, „Vervollkommnung", hin; durch diesen vermehrt der **Mensch** nicht blos extensiv, sondern vorzüglich auch **intensiv** den allgemeinen Vervollkomm-

nungsstoff, das heißt mit andern Worten: er liefert einen Beytrag zur bessern und zweckmäßigern Formung und Bildung, und nicht blos zur Vermehrung und gleichsam Ausdehnung desselben.

Das also ist Antagonismus und Harmonie des Nachahmungstriebes und des Triebes zur Originalität! so widerstreitend, und so vereint, wirkt jeder für sich, wirken beyde gemeinschaftlich, in die allgemeine Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Dem Geselligkeitstriebe, fahren wir weiter fort, den Trieb zur Einsamkeit entgegenzustellen. Wesen, Wirkungsart und unaussprechliche Fruchtbarkeit des Geselligkeitstriebes für menschliche Entwickelung haben wir oben dargestellt. Hier also beschränken wir uns auf den Trieb zu Einsamkeit und Absonderung.

Den letztern, könnte man sagen, gewahren wir auch schon an den geselligen Thier-Arten, die, sobald sie sich begatten wollen, oder begattet haben, sich in den engern, und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, häuslichen Kreis zurückziehen, wo sie mit der Gattin tändeln, die neue Wohnung für die Kleinen bauen, diese ernähren und pflegen helfen.

Kinder sind, durch Bedürfniß und durch Nachahmungstrieb bestimmt, sehr gesellig: auch erreicht die Natur mit ihnen den großen Zweck ihrer intellectuellen und moralischen Ausbildung nur durch diesen überwiegenden Trieb zur Geselligkeit. Dessen ungeachtet sehen wir sie, so oft irgend ein besonders-lebhaftes Interesse

für ein Spiel oder für einen andern Gegenstand sie ergreift und fesselt, sich aus dem Haufen absondern, jeden, der ihre einsame Geschäftigkeit unterbricht, mit Unwillen zurückweisen, und so sich gleichsam vereinzeln und abschließen, bis befriedigtes Interesse und andre Bedürfnisse sie wieder zur Geselligkeit zurückrufen.

Und eben so ist auch in dem geselligsten und durch Gesellschaft zerstreutesten Menschen der Hang zur Einsamkeit und Absonderung unverkennbar durch jene unbehagliche Leere des Gemüths, in welcher er sich oft mitten im Geräusch der Gesellschaft fühlt; es ist, als wenn er, ohne Eßbegierde, am vollen Tische sitzt: er fühlt es, durch Arbeit und ernste Thätigkeit, die im Genuß der Geselligkeit selten möglich sind, könnte er sich allein jenen Hunger für gesellschaftliche Freuden erwerben: er fühlt es, daß er durch eine angestrengtere und minder-zerstreute Bearbeitung seines Selbst, seiner Talente, sich der Gesellschaft nur desto werther, so wie die Freuden der Geselligkeit nur genußvoller, machen würde.

Wenn daher der Gesellschaftsgeist in Tagen der Cultur, wegen des erweiterten und vielseitigen Spielraums menschlicher Leidenschaften und menschlicher Thätigkeit, am meisten herrschend ist; so bemerken wir dagegen auch in dieser Entwickelungs-Periode an einem großen Theil der gebildetsten Menschen einen bestimmten Hang zur Einsamkeit. Denn eben in der Einsamkeit werden die durch Gesellschaft getheilten und zerstreuten Kräfte nicht nur wiederum von neuem belebt und gestärkt, und gleichsam

sich selbst wiedergegeben: ungefähr so wie wir uns durch den Schlaf zu neuer Thätigkeit stärken; sondern wir können auch, wegen der unendlichen Erweiterung und Zusammengesetztheit menschlicher Wirkungskreise in den Tagen der Cultur, nur alsdann, sey's als Denker, sey's als Künstler oder als Geschäftsmänner, etwas vortreffliches leisten, wenn wir einen oder andern Abschnitt des Lebens hindurch in der Zurückgezogenheit von gesellschaftlichen Zerstreuungen unsre Kräfte geübt, unser Genie entwickelt, unsre Talente ausgebildet haben: ein origineller Denker, Künstler oder Schriftsteller wird man, ohne Bildung in der Einsamkeit, nie: ein origineller Charakter, ohne diese, selten: und man gilt in der Gesellschaft selten anders für einen Mann von Gelehrsamkeit und Talent oder gemeinnütziger Brauchbarkeit, als wenn man, mit diesen Gaben ausgestattet, aus der Einsamkeit hervortritt.

Selbst ein Theil des herrschenden Geselligkeitsgeistes entsteht durch die Zurückgezogenheit, zu welcher sich Denker, Kaufleute und Geschäftsmänner jeder Gattung durch ihren eigenthümlichen Wirkungskreis für den größten Theil ihrer Stunden gezwungen sehen. Leerheit und Alltäglichkeit der gewöhnlichen Gesellschaftskreise; Furcht, in denselben nicht in einem, der Eitelkeit genugsam schmeichelnden, Glanz erscheinen zu können; Fehlschlagungen des Glücks und unbefriedigte Leidenschaft — sind einige der vornehmsten von den vielen Neben-Ursachen, wodurch, in Perioden der Verfeinerung, der Hang zur Einsamkeit oft sehr allgemein wird.

Häuslichkeit, diese treuste Pflegerin der reinen Menschen-Natur, kann sich nie entwikkeln, ohne besondere Liebe zur Einsamkeit. Der schöne Geist der Ruhe und der Sittlichkeit, der, insbesondre seit dem Westphälischen Frieden, bis auf die Französische Umstürzung der Dinge, über Neu-Europa verbreitet war, wurzelte vorzüglich auch in der Tugend der Häuslichkeit, welche durch die vermehrten Nahrungsquellen des Hausstandes so einzig befördert ward: dagegen die Sitten-Rohigkeit des griechischen und römischen Alterthums insbesondre auch in dem Mangel der Häuslichkeit einen wesentlichen Grund hatte.

Nach einer sehr weisen Einrichtung der Natur überwiegt der Hang zur Geselligkeit in dem bey weitem größten Theil der Menschen den Hang zur Einsamkeit: denn gewiß wird doch menschliche Vervollkommnung im Ganzen mehr durch Geselligkeit, als durch Einsamkeit gefördert. Da aber ein übermäßiger Hang zur Geselligkeit der Entwickelung menschlicher Talente und Thatkräfte entgegen seyn würde, als welche, wie wir gesehen, in Tagen vielseitiger Cultur, vorzüglich im Schatten der Einsamkeit Ausbildung, Reife und Vollendung erhalten, und jede ihrer eigenthümlichsten, ursprünglichsten Modifikazionen entwickeln: so hat dieselbe Weisheit der Natur den Hang zur Geselligkeit dadurch eingeschränkt, daß in eben dem Maaß, als der Trieb zur Geselligkeit, durch steigende Cultur unwiderstehlich gereizt wird, in demselben Maaß auch, durch die zunehmende Mannig-

faltigkeit der Bedürfnisse und der Schwierigkeiten, sie herbeyzuschaffen, die Menschen zu Einsamkeit und Häuslichkeit zurückgerufen werden, und auf diese Art die schönen Kräfte und Talente, die in dem Gewirre der Gesellschaft schädlich zerstreut werden, und eben deswegen unentwickelt bleiben würden, wieder gesammlet, geheftet und glücklich ausgebildet werden.

Der Leser urtheilt von selbst: wie zweckmäßig und wohlthätig für menschliche Entwickelung der Antagonismus zwischen dem Triebe zur Geselligkeit und dem Hange zur Einsamkeit ist! wie wir durch den erstern gleichsam mitten in die große Menschen-Masse hineingeschleudert werden, um hier die möglich-mannigfaltigsten Antriebe und Stöße zur Entwickelung unserer Anlagen zu erhalten; und dann, durch den Trieb zu Einsamkeit und Absonderung, wiederum gleichsam zurückgestoßen, die dort zur Entwickelung angeregten Talente nach ihrem originellsten Charakter ausbilden: wie das Geräusch der Gesellschaft und die Stille der Einsamkeit zur Beförderung der Thätigkeit hinwirken: und wie wir nur dann der Natur gemäß leben, das heißt also, unsre Anlagen gehörig ausbilden und wahrhaft glücklich seyn können, wenn wir uns zwischen Gesellschaft und Einsamkeit theilen, jene durch diese veredeln, diese durch jene aufheitern, und die physischen und moralischen Genüsse, die physischen und moralischen Uebungen beyder — miteinander verbinden.

§. 6.

Antagonismus und Harmonie des Triebes zur Eintracht und des Triebes zu Zwist und Krieg.

Noch zwey Triebe der menschlichen Natur haben wir als antagonistisch zu betrachten: — nämlich den Trieb zur Eintracht, und den Trieb zu Zwist und Krieg.

Der erstere schließt sich, wie man unerinnert sieht, dem Geselligkeitstriebe an: denn Geselligkeit setzt Eintracht voraus, oder führt zu derselben hin: der andre hängt mit dem Triebe zur Originalität, so wie nicht weniger mit dem zu Einsamkeit und Absonderung zusammen; und kann als Ursache oder auch als Wirkung der letztern angesehen werden. Denn dadurch, daß wir uns (durch den Trieb zur Einsamkeit) aus dem großen Haufen absondern, und (durch den Trieb zur Originalität) nicht mit der Menge, sondern unsern eignen Weg wandeln, den Genie, Talent und eigenthümlicher Charakter uns zu wandeln antreiben, reizen wir gar leicht diejenigen zu Neid und Haß, die auf andern Wegen neben uns gehn.

Man beobachte die Aeußerungen auch dieser beyden Triebe an den Kindern! Wie freundlich sie sich zu einander gesellen! wie eins des andern zu bedürfen, eins des andern Freude zu theilen scheint! Aber auf einmal drängt der Stärkere den Schwächern, tyrannisirt der Stolze den Gutmüthigen, der Erfahrnere den Unerfahrnen: die Eintracht ist gestört: die Freunde sind Feinde.

Ursachen und Bestimmungsgründe des Geselligkeitstriebes, mithin auch der Eintracht, haben wir oben hinlänglich erörtert. Ursachen und Bestimmungsgründe des Triebes zu Zwist und Krieg — wer kann sie sich nicht selbst sagen? Ein Wesen, aus so ungleichartigen Elementen zusammengesetzt, wie Sinnlichkeit und Vernunft, Leidsamkeit und Thätigkeit; ein Wesen, welches, eben deswegen, so oft mit sich selbst im Widerspruch steht, — in Verbindung gebracht mit andern, gleich = ungleichartig = zusammengesetzten Wesen, in deren jedem diese widersprechenden Grundanlagen auf eine verschiedene Art modifizirt, durch verschiedene Triebfedern bestimmt, nach verschiedenen Richtungen hingeleitet werden — wie viel schwerer muß es ihm werden, mit diesem gleich = gestammten Neben = Wesen in Freundschaft, als in Feindschaft zu leben! Scheint doch jeder Mensch der geborne Antagonist des andern zu seyn!

Auch müßte es den Beobachter in der That befremden, wie die Menschen, bey so zahllosen natürlichen und zufälligen Ursachen zu Zwist und Uneinigkeit, noch bis zu dem Grad von Eintracht zusammenhängen, als wir es, ungeachtet aller Feindseligkeit in einzelnen Fällen, im Ganzen wirklich wahrnehmen: — befremden, sag' ich, müßte dies den Beobachter, wenn er hier nicht zugleich von der andern Seite die noch zahlloseren Bedürfnisse erblickte, deren Befriedigung, die noch zahlloseren Vortheile, deren Gewinn, durch die schlaue Anlage der Natur, die Menschen noch mehr zur Eintracht theils zwingt, theils lockt, als jenes Heer

von natürlichen und zufälligen Ursachen sie zu Haß und Feindschaft reizt.

Alles Vorragende an seines Gleichen reizt den Menschen, so wie zur Nachahmung, oder wenigstens zum Wunsch gleicher Vorzüge, also auch, wenn jene zu tief zurückbleibt, und dieser fehlschlägt, gewöhnlich zu feindseligen Gesinnungen. Dieses Brennen fremden Glanzes —

urit enim fulgore suo, qui praegravat artes. *Horat.*

Dies Bestreben oder wenigstens Wünschen, immer das größte zu seyn, oder mindestens dem größten anzunähern, ist eine der unselig-fruchtbarsten Ursachen menschlicher Zwietracht: verkündiget aber, so oft es auch gemißbraucht werden mag, den angebornen Stolz unserer Natur, die es zu klein für sich findet, ein größeres Ziel vor sich glänzen zu sehen, und einem kleinern nachzujagen. Daher sind alle Menschen geborne Gleichmacher (Leveller), und ertragen selten geduldig einen (durch Talent, Ansehn oder Reichthümer) Größern über sich, der nicht zugleich ihren Neid durch furchtbare Macht unthätig erhalten kann. Denn völlig zufrieden stellen wird er diesen nie.

Je roher der Mensch, desto roher und unaufhaltsamer — jeder feindselige Ausbruch: denn Reizbarkeit und Empfindlichkeit ist der Charakter jedes organischen Lebens; je gebildeter, desto gehaltener — jede feindliche Aeußerung, desto verträglicher — er selbst. Das größte Unglück unseres gemeinen Mannes ist seine

Streitsucht. Der Dämon der glücklichsten Wilden — ist ihr Haß gegen jeden fremden Menschenstamm.

Vernunft, das Princip der Einheit, sollte auch das große Verbindungsmittel zu freundlicher Geselligkeit seyn: sie ist das lindernde Oel in das wilde Feuer des Instincts, eine mildere Leiterin der Menschheit: sie vorzüglich reichet ja die Bedürfnisse, durch deren Befriedigung, die Vortheile, durch deren Gewinn wir zur Geselligkeit hingezogen werden. In jedem Fall aber verbreitet sie wenigstens über alle menschliche Verhältnisse einen gewissen wohlthätigen Schein von Eintracht und Gefälligkeit vermittelst der Höflichkeit, dieses täuschenden Firnisses ächter Humanität, mit welchem sie alle Rauhheiten ungezügelter Empfindlichkeit gleichsam ebnet und umglänzt.

Aber wehe dir, arme Menschheit, wenn das Prinzip der Einheit, durch Sophistereyen religiöser oder moralischer Gattung, dir eine neue Quelle feindseliger Zwiste wird!!

Wie einzelne Menschen; so — große Menschen-Massen. Andre Vorurtheile, andre Thorheiten, andre Laster machen ein Menschengeschlecht, ein Jahrhundert, ein Volk zum Feinde des andern: und Krieg, dieses Maximum der Feindseligkeit vernünftiger Naturen, wird die Furie der Menschheit; zerstört das wirkliche Gute, hemmt das werdende, verzögert das künftige, — ein unübersehbares Heer physischer und morali-

scher Uebel in seinem Gefolge! Krieg ist der Antichrist der Vernunft, der Ariman des Menschenheils. Der höchste Triumph der Vernunft, der höchste Gipfel des Menschenheils wird es seyn, den Krieg von der Erde zu vertilgen: wofern anders sterbliche Unvollkommenheit bestimmt seyn sollte, zu dieser Höhe hinanzureichen.

Und wie stimmen auch diese beyden entgegenstehenden Triebe in harmonischer Disharmonie zu der menschlichen Entwickelung?

Der Leser wende das, was wir in dieser Hinsicht von dem Triebe zur Nachahmung und zur Originalität, von dem Triebe zur Geselligkeit und zur Einsamkeit gesagt, auch auf den zur Eintracht und zum Zwist an; und er hat sich die Frage beantwortet.

Die vorzüglichste der mannigfaltigen heilsamen Wirkungen des Triebes zum Streit ist die, welche wir oben dem Antagonismus in der menschlichen Natur überhaupt beylegten, nämlich Verhinderung der Einseitigkeit des Kräfte-Spiels und der Bildung, und Beförderung der Vielseitigkeit. Hiezu kommt noch, daß, so wie nach dem bekannten Satz der Rhetorik, „*opposita juxta se posita invicem se illustrant*," also auch die Energie der menschlichen Kräfte durch Neid, Haß, Eifersucht und jede andre Leidenschaft, die sich als Ursache oder als Wirkung der Streitsucht miteinmischt, nur stärker geweckt wird.

§. 7.

Antagonismus und Harmonie der verschiedenen Weckungs- und Bildungsmittel der Triebe.

Nach dem Antagonismus der Anlagen und der Triebe sollten wir nun noch den der allgemeinen und besondern Bildungsmittel beyder auseinandersetzen. Aber wir werden uns desto kürzer fassen, da die hier herrschenden Contraste, so wie das für menschliche Entwickelung Wohlthätige derselben, von je her den Bemerkern in's Auge sprangen, theils von uns selbst schon in dem bisherigen, hier und dort, berührt worden: weil die Entwickelung der Triebe meistentheils nur vermittelst dieser Bildungsmittel erfolgen kann.

Wir sehen also Instinct mit Vernunft, Genie mit Geschmack, Schmerz mit Vergnügen, Leidenschaft mit Vernunft, in einzelnen Menschen, wie in großen Menschen-Massen, in endlosem Widerstreit.

Bloßer Instinct würde uns zu Thieren herabwürdigen: bloße Vernunft würde uns zu ätherischen Wesen vergeistigen: durch den Kampf zwischen beyden arbeiten wir uns zu erhaben-intellectuellen und moralisch-freyen Mittelwesen herauf; und entwickeln, in diesem Kampf, alle unsre schönen Kräfte. Wenn Mißbrauch der Freyheit das sonderbar-zusammengesetzte Geschöpf selbst bis zur Abirrung von den natürlichen Wegen verleitet hat (wie dies, zum Beyspiel, durch Schwelgerey, häufig geschieht); dann stellt ihm der nie irrende

Instinct die reinen Foderungen unverdorbener Natur vor das Auge, und führt es in das verlassene Gleis zurück. Wenn eine sophistische Vernunft durch täuschende Trugschlüsse sich selbst die Wahrheit verdunkelt, entstellt hat; dann hält ihr die Sinnlichkeit den klaren Spiegel der Anschauung vor; und weist ihr den allein = richtigen Gesichtspunkt an: der Gemeinsinn, heißt das in der gewöhnlichen Sprache, orientirt die sophistisirende Vernunft; und nur dadurch, daß wir die zerstreute Anschauungen der Sinnlichkeit durch die Schlüsse der Vernunft verbinden, und das Luftige der letztern durch die feste Thatsächlichkeit der erstern heften, gelangen wir zu Newtonischen Entdekkungen, zu Linneischen Natur = Systemen, zu Lavoisierschen Theorien und zu Kantischen Kritiken.

Der Antagonismus zwischen Genie und Geschmack oder ästhetischer Kritik mußte schon in dem Paragraph vom Antagonismus der ästhetischen und intellectuellen Anlagen berührt werden. Das Genie giebt, wie der Instinct, nur sich selbst Gesetze: Geschmack und Kritik sind die beobachtende Vernunft dieses Instincts: beyde harmoniren und disharmoniren daher auch ohngefähr in dem Verhältniß, wie Instinct und Vernunft; in so fern wir unter ästhetischer Kritik nichts anders verstehen, als (was sie auch eigentlich ist) das zum vernünftigen Bewußtseyn der Regeln seiner eigenen freyen Gesetzmäßigkeit erhobene Genie. Denn freilich hat, in

Sachen des Genies, die Vernunft gleichsam nur — das Nachsehen: und ästhetische Kritik ist eine Anweisung zur Kunst, die schon ist, wie eine Grammatik eine Anweisung zur Sprache, die schon lange gesprochen wird. Der Geschmack erhält sein Takt- und Regelmaaß von dem Genie, wie Vernunft zu den Thatsachen der Erfahrung vermittelst der Anschauungen der Sinne gelangt. Quel che fa tant' huomo, è regola, sagen die Italienischen Kritiker nicht ganz unrichtig von ihrem großen Ariost: nur daß Kritik durch Zusammenfassen und Verallgemeinern der beobachteten Regeln dem Genie das Bewußtseyn seiner freyen Gesetzmäßigkeit erleichtern kann, dies Bewußtseyn, welch's verkehrter Zeit-Geist und zufällig-herrschender falscher Geschmack ihm so leicht verdunkeln und verwischen, wie herrschende Vorurtheile, Thorheiten und Laster das moralische Bewußtseyn der reinen Menschen-Natur zu verdunkeln pflegen.

Wie Schmerz- und Bedürfnißgefühl von der einen, Vergnügen von der andern Seite, die Leidsamkeit unserer Natur afficiren? wie wir, vermittelst dieser verschiedenen Affection, unaufhörlich getrieben werden, Bedürfniß zum Vergnügen zu erheben, so wie uns gegentheils Vergnügen Bedürfnisse werden? (welches hier den eigentlichen Zwist- und Vereinigungspunkt des Antagonismus ausmacht.): wie auf diesem immer-wechselnden Uebergange von Bedürfniß zum Vergnügen, vom Vergnügen zum Bedürfniß, und auf dem gegenseitigen Erzeugniß des einen aus dem andern, gewissermaßen aller Fortschritt der Cultur beruht?

dies alles mußte, wegen des innigen Zusammenhangs mit den ursprünglichen Modifikazionen, welche der Schöpfer unserm Wesen anbildete, schon in dem Paragraph vom Bedürfniß und Vergnügen, blos als Erläuterung ihres gegenseitigen Verhältnisses zu einander und zu der menschlichen Entwickelungsgeschichte, dargestellt werden. S. den benannten Paragraph.

Da Bedürfniß und Vergnügen Modifikazionen der Sinnlichkeit sind, so muß natürlich, wie zwischen ihnen untereinander, also auch zwischen ihnen und der Vernunft, ein Gegenkampf statt finden, der sich aber, wie von selbst erhellt, einige eigenthümliche Berührungspunkte abgerechnet, in den Antagonismus der Sinnlichkeit und Vernunft überhaupt auflösen läßt. Dem Zwange des Bedürfnisses, den Lockungen des Vergnügens stellt die Vernunft ihre Freyheit, der rohen Gesetzlosigkeit beyder — ihre weise Gesetzmäßigkeit entgegen; unterwirft beyde den höhern Foderungen der Sittlichkeit, und bildet und vollendet so die vernünftige Menschen-Natur.

Nichts bekannter und nichts besprochener endlich, — als der unaufhörliche Widerstreit zwischen Vernunft und Leidenschaft, der sich, wie erhellet, gleichfalls in den Antagonismus zwischen Sinnlichkeit und Vernunft überhaupt auflöst: indem Leidenschaft, nach unserer obigen Erklärung, nichts anders als die geheftete (fixirte, auf bestimmte Gegenstände gerichtete) Leidsamkeit der erstern ausdrückt.

Da aber die verschiedenen Triebe der sinnlichen Natur, nach dem bisherigen, so häufig einander antagonistisch entgegenstreben; und jeder dieser Triebe bis zur Leidenschaft geheftet werden kann: so muß auch nicht weniger zwischen den Leidenschaften, als gehefteten Trieben, untereinander, als zwischen Leidenschaft und Vernunft ein Antagonismus statt finden, dessen Wirklichkeit auch durch alte und bekannte Gemeinsprüche unleugbar bestättiget wird.

§. 8.

Antagonismus und Harmonie der weichen und der rüstigen Leidenschaften.

Wie Leidsamkeit der Sinne und Thätigkeit der Vernunft, so ringen hier insbesondere die Leidenschaften von der weichen und von der rüstigen Gattung gegeneinander: und die Schwächlichkeit der erstern erstarkt durch die Energie der andern; so wie die Rohigkeit der letztern durch die Sanftheit der erstern gemildert wird. Die kühnen Bestrebungen des Ehrgeizes werden durch die behutsamern der Gewinnsucht gezügelt; die Langsamkeit der letztern durch die Raschheit der erstern beflügelt, so wie die Kleinlichkeit der Gewinnsucht durch die täuschende Größe des Ehrgeizes überfirnißt, oft auch veredelt wird. Liebe kämpft mit Achtung gegen sich selbst und den geliebten Gegenstand, und zügelt die Regellosigkeit ihrer Begierde durch die gesetzliche Würde der letztern: so wie der Ernst der Ach-

tung sich durch die Freundlichkeie des Liebe-Gefühles mildert.

Liebe zum Leben, dies Maximum alles Bedürfnisses und alles Vergnügens, diese Leidenschaft der Leidenschaften, dies Grundgefühl jeder lebendigen Natur, kämpft mit der Liebe zum Nachruhm: und die Anstrengungen der letztern werden durch die einschränkende Beziehungen der erstern gemäßigt und zweckmäßig geleitet; so wie gegentheils Liebe zum Leben durch Liebe zum Nachruhm veredelt, und das Leben des Wunsches vernünftiger Naturen werth gemacht wird. Sympathetisches Mitgefühl für Unglückliche erweicht das Herz des grausamen Tyrannen, des unersättlich-Habsüchtigen, und läßt jenen durch halbe Maaßregeln des Ziels seiner Frechheit verfehlen, dem er, durch ganze, gewiß entgegengeschritten seyn würde; hält diesem die ausgestreckte raubgierige Faust, und beträufelt ihm den schon an sich gerissenen Raub mit so heißen Thränen des Unglücklichen, daß er die Beute nur halb genießt, oft sie dem rechtmäßigen Besitzer zurückhändiget.

Wie weiche Leidenschaften mit rüstigen; so kämpfen oft in einem und demselben menschlichen Einzelwesen weiche Leidenschaften gegen weiche, rüstige gegen rüstige, und beschränken, mäßigen, hemmen eine die andre gewissermaßen durch sich selbst und ohne Beyhülfe der Vernunft, blos vermittelst ihrer einander entgegenstrebenden Zwecke und Bedürfnisse.

So sehen wir oft in dem Schwelger Eitelkeit der Wollust, Prachtsucht der Spielsucht, Furcht vor Krankheit der Schwelgerey, heilsame Gränzen stecken.

Aus diesem gegenseitigen Kampf der weichen und der rüstigen Leidenschaften gegen einander und gegen ihre eigne Gattung bildet sich nach und nach eine Art von Gleichgewicht, welches sich der Zweckmäßigkeit der Vernunft nähert, bey welchem aber nicht Vernunft die Leidenschaft, sondern Leidenschaft die Vernunft leitet: ein Gemüthszustand, welcher bey dem größten Theil der Menschen der herrschende ist, und auf welchen daher auch gewissermaßen die ganze Polizey des Lebens, (das heißt alle die Anstalten, welche durch Regierungsverfassung, durch öffentliche Gerechtigkeitspflege, durch die eigentlich so genannte Polizey, für die moralische Leitung der zur Gesellschaft verbundenen Menschen getroffen sind) berechnet ist. Denn alle diese Einrichtungen haben blos die Zähmung der Leidenschaften, keinesweges aber die Handhabung der kategorischen Gesetzgebung der Vernunft zum Zweck, wenn gleich die letztere durch jene moralische Polizey mittelbar befördert wird.

Denn es kann als ein Axiom der Geschichte unseres Geschlechts angesehen werden: daß die Menschen von je her durch den Kampf der Leidenschaften gegen einander mehr, als durch den Kampf der Vernunft gegen die Leidenschaft, zu demjenigen Grad öffentlicher Ruhe und Sicherheit, oder auch eigener Zufriedenheit

und (wie man eine solche Fertigkeit, die Leidenschaften auf eine den Umständen angemessene Art zu befriedigen, zu benahmen pflegt) Tugendartigkeit, gelangen: daß die Vernunft überall mehr die müßige Zuschauerin des Spiels der Leidenschaften, als ihre weise Leiterin, und noch mehr ihre schlaue Kupplerin, als ihre unbedingte Beherrscherin ist: und daß daher auch, wie wir künftig bemerken werden, die Periode der Versittlichung, als die Periode der unbedingten Herrschaft der Vernunft über die menschlichen Dinge, wahrscheinlich immer nur ein in der Wirklichkeit unausgeführtes Ideal bleiben wird.

Da steht also das erhabne Menschen = Automat, ausgerüstet mit den herrlichsten Triebfedern, die nur einiger Anregung von aussenher bedürfen, um das bewundernswürdigste Spiel von Kräften zu beginnen.

Was giebt diesen Stoß? Was veranlaßt und befördert dieses Spiel? Dies ist's, was wir durch Erörterung der äußerlichen Bildungs = und Entwickelungsmittel menschlicher Natur beantworten wollen: das heißt also derjenigen äußerlichen Verhältnisse und Verbindungen der Umstände, deren sich die allwaltende Vorsehung bedient, um die bis dahin erklärten innern Triebfedern in Bewegung zu setzen, die erschlafften zu spannen, die gespannten im Schwunge zu erhalten, ihnen Gegenstände der Bearbeitung und Spielraum darzubieten, jene, so viel möglich, zu vermannigfaltigen, diesen ins unendliche zu erweitern.

Zehnter Abschnitt.

Aeußerliche Bildungs- und Entwickelungsmittel menschlicher Anlagen; Klima, Wohlstand und Gemächlichkeit, Regierungs-Verfassung, große politische Ereignisse (z. B. Stiftung neuer Reiche, Kriege, Eroberungen, große Menschen), Religion, außerordentliche Erfindungen und Entdeckungen, und große Natur-Ereignisse auf unserer Erdfläche (z. B. Ueberschwemmungen, Erdbeben, u. s. w.): ihre Art zu wirken; ihr Einfluß in die menschliche Entwickelung.

§. 1.

Klima.

Was der Boden der Pflanze, das ist das Klima dem Menschen: sein empfindender, wie sein denkender Theil duften gleichsam den Himmelsstrich, unter welchem er erwuchs. Wenige Thier- und wenige Pflanzen-Gattungen kommen unter jedem Himmelsstrich fort. Der Mensch schwitzt unter dem Aequator, friert unter dem Pol; duldet abwechselnd, und in gemäßigten Graden, Kälte und Hitze in der Mittel-Zone. Die Natur, scheint es, wollte keinen Fleck der Erdkugel der schöpferischen Hand ihres Beherrschers entziehn, der, wo er immer nur seinen Wohnsitz aufschlägt, Spuren eines Wesens hinterläßt, welches die Allmacht der Natur bekämpft, und mit ihren Schöpfungen wetteifert. Er veredelt die Geschenke der lachenden Natur in Hindostan oder im südlichen Europa; er schaffet sich Ernten in Norwegens rauhen Thälern; schmückt mit Denkmälern

der Kunst und des Kunstfleißes Griechenland und Neu-Europa.

Der unbelebten Materie zuerst entsprungen, (wie fast erweislich ist) unter einem Himmelsstrich, dessen Fruchtbarkeit ihm jedes Bedürfniß darbot, dessen Milde die neuen und zarten Glieder schonte, sah sich der Mensch, bey der immer-steigenden Vermehrung seines Geschlechts, immer weiter nach Osten und Westen, nach dem Nord-Pol hinauf, und nach dem Süd-Pol hinunter gedrängt, in Gegenden, wo er die Frucht für den Hunger dem Boden selbst entlocken, und sich hier vor sengender Hitze, dort vor brennendem Frost, verwahren mußte.

Furcht vor einem verfolgenden Feinde, Erdbeben, Ueberschwemmungen, und andre unglückliche Zufälle waren, höchst wahrscheinlich, allein nur im Stande, ihn in Erdstriche zu verbannen, wo die Hand der schöpferischen Natur selbst zu erstarren, und der Born ihres Lebens zu vertrocknen scheint, in Gegenden, wie Nord-Finnland, Grönland, Labrador, Californien, oder auch die Sandwüsten Arabiens.

Unwidersprechlich und mannigfaltig, obgleich der zur freyen Entwickelung vorgedrungenen Vernunft nicht überall unbezwinglich, ist der Einfluß des Klima's auf den Geist des Menschen, auf seine Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise.

Der verschiedene Grad der Kälte oder Wärme verlangsamt oder beflügelt den Fluß seines Bluts; spannt oder erschlafft Nerv und Muskel und Gehirnmasse, und

wird dadurch veranlassende Ursache seiner Geistesträgheit oder Geistesthätigkeit.

Die verschiedenen Bäume, Kräuter, Pflanzen, und Thiere der verschiedenen Erdstriche üben und beschäftigen auf eine höchst mannigfaltige Weise seine Sinne, seine Einbildungskraft, sein Gedächtniß, und seinen Scharfsinn, insbesondre auch durch den Gebrauch, den er davon für seine Bedürfnisse macht.

Die verschiedenen Eigenschaften der Sonne-nahen oder Sonn-entfernten Gegenden rufen seine körperlichen und geistigen Kräfte auf, um Ungemach von sich abzuwenden, und sich das Nothdürftige oder Bequeme zu verschaffen. Er rottet Wälder, trocknet Sümpfe aus in den Wildnissen von Amerika: er kämpft mit dem Löwen und geht auf die Tiger-Jagd in Afrika: er fängt Wallfische und berückt Eisbären zwischen den segelnden Eisthürmen des Polar-Meeres: er genießet üppig in Otaheitens oder Neapels wohllüstigen Fluren: und sinnt mit Sokrates in Griechenland am Ilyssus unter dem Schatten eines Ahorns über Menschheit und Menschen-Bestimmung, oder wie ein Kant an den grünen Ufern des Pregels über die obersten Gründe menschlicher Erkenntniß.

Wie in üppig-fruchtbaren Gegenden die Weichlichkeit und der Ueberfluß, in öden und unfruchtbaren Noth und Bedürfnißdrang, die Kräfte des Körpers und die Fähigkeiten der Seele beynahe aller Erhöhung und aller Erweiterung unfähig machen; so müssen Geistesfähigkeit, Denkfertigkeit und Empfindungsfeinheit ungleich höher seyn in Ländern, wo die Vorzüge und die

Nachtheile der Landesart und des Himmelstrichs in mannigfaltigen Mischungen ausgestreut und vertheilt sind; wo die Gutthaten, welche die Natur dem Menschen ohne Mühe schenkt, seine Empfindungen mildern; und wo diejenigen, welche sie seinem Fleiß zum Preise aussetzet, seine Fähigkeiten schärfen.

Solche Gegenden bereiten den Menschen zu der wahren Größe seiner Bestimmung, zur Weisheit, zur Tugend, zur Freyheit, zum Kunstgeschmack. Die milden Einflüsse einer gemäßigten Luft und einer angenehmen, gesunden Nahrung, geben allen Säften einen regelmäßigen, weder zu geschwinden, noch zu langsamen Lauf. Die mannigfaltigen Schönheiten der Natur, an welchen diese Länder vorzüglich reich sind, machen da in glücklich-organisirte Körper liebliche und sanfte Eindrücke, und durch diese wird die Einbildungskraft erhöht, verschönert, bereichert: die Gemüthsbewegungen und die Leidenschaften werden da mannigfaltiger, und selbst die körperlichen Begierden und Triebe verfeinert, erweitert, geadelt. So werden in glücklichen Gegenden die Seelen zu den sanften Vergnügen des Geistes und des Verstandes erhoben, und zur Vernunft, zur Weisheit und zur Tugend vorbereitet.

Dagegen Haß und Liebe und jede heftige Begierde und Leidenschaft in den heißen Gegenden bis zur Wuth aufkochen, und der davon entflammte Mensch tobt und rast, wie der Löwe und der Tiger, den er nicht ferne von seiner Hütte brüllen hört: so wie sein Geist schlaff und abgespannt ist, gleich dem Körper, unfähig jedes höheren Schwunges der Denkkraft, jeder Feinheit der

Empfindungskraft; öde, und dürre, und unfruchtbar, wie die verbrannte Sandwüste um ihn her.

Eben so ist der Geist da, wo eine unerträgliche Kälte das Blut erstarrt, wo er von unaufhörlich-nagenden Bedürfnissen gepeiniget, und durch keinen lieblichen Sinnen-Genuß erquickt wird, starr und todt, wie die Eismassen ringsher, klein und jeder höheren Kraftentwickelung unfähig, wie die kärglich-wachsenden Thal- und Ufer-Bäume.

So sind dem warmen Süden Trägheit and Schwäche des Leibes, Eingeschränktheit und Kraftlosigkeit des Geistes, Ruhe und Genügsamkeit eigen. So sind es dem kalten Norden Stärke des Leibes, Trägheit des Geistes, starre Unbiegsamkeit des Gemüths, Unruhe und Unzufriedenheit; unterdeß die Vorzüge des Leibes und des Geistes in den gemäßigten Gegenden mannigfaltig vertheilt sind. So sind Sclaverey und Furchtsamkeit die Früchte des Südens; Unbändigkeit und Tapferkeit, des Nordens; und Freyheit und Sittlichkeit die von den gemäßigten Ländern.

Philosophischer Denkgeist, schöner Kunstgeschmack und veredelte Humanität, wo blühten sie zuerst auf? wo gediehen sie zu ihrem schönsten Wachsthum?

Unter dem schönen und gemäßigten Himmel Griechenlands; auf den elysischen Gefilden Ostindiens (hier wenigstens bis zu philosophischen Moral-Systemen und dichterischen Kunstwerken, wie Sakontala); in Italien, Spanien, Frankreich, England, Teutschland.

Ungeachtet aber der erniedrigenden Wirkungen der äussersten Hitze und der äusser-

sten Kälte auf den denkenden und empfindenden Theil des Menschen finden wir ihn dennoch, so weit wir den Erdboden kennen, unter jedem Himmelsstrich über das Thier erhaben durch Besonnenheit und Sprache, finden wir dieses seiner Herrschaft unterworfen; finden wir in ihm alle diejenigen Fertigkeiten und Künste, welche Boden und Himmelsstrich, in Hinsicht auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse nur immer wecken konnten, bis zu einem bewundernswürdigen Grade entwickelt. Der cultivirte Neu-Europäer erstaunt über die Kunstgriffe, mit welchen der Wilde am Oronooko das Thier im Walde, den Fisch im Fluß berückt; mit welchen der Südländer, ohne unsre Eisen-Werkzeuge, kleine Flotten verfertigt, der Grönländer Wallfische und Eisbären fängt; erstaunt oft über den feinen Beobachtungsgeist, mit welchem die Menschen auch hier der Natur ihre Geheimnisse ablauschen, die Sitten der Thiere, die Kräfte der Pflanzen ausforschen, um davon für ihre Bedürfnisse Gebrauch zu machen; über den Scharfsinn und die glückliche Ideen-Verknüpfung, die sie in der Anfertigung ihrer Handwerkszeuge und ihres Hausgeräths entwickeln.

Schon dies beweist (was auch Schriftsteller der menschlichen Entwickelungsgeschichte nie genug beherzigen können), daß kein Erdstrich Denk- und Empfindungskraft des Menschen-Geistes ganz zu unterdrücken vermag *).

---

*) Der allerneuste Verfasser einer „natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts", Histoire naturelle du genre

Thöricht aber, und aller Geschichte widersprechend ist es, wenn manche After-Philosophen jede verschiedene Gestaltung des in's unendliche bildsamen Menschen-Geistes einzig aus dem Klima ableiten und erklären wollen: indem zur Ausbildung jeder Art menschlicher Anlagen, insbesondre aber der geistigen, eine Menge anderer veranlassender und begünstigender Umstände, glücklich-vereinigt, hinzukommen müssen: so wie im Gegentheil die natürlich-günstigen Einflüsse eines glücklichen Himmelsstrichs durch unglückliche Neben-Umstände zerstört, die natürlich-schädlichen eines unfreundlichen durch intellectuelle, moralische und politische Cultur gehoben werden können.

Noch jetzt hat Griechenland seinen sanft-temperirten Himmel, seinen fruchtbaren Boden, seine schönen Quellen, blühende Hügel, und beschneite Berge: aber der Sitz der Musen und der Grazien ist nun eine moralische Wildniß: die Kinder der Weisheit sind kaufmännische Schlauköpfe; die Söhne der Freyheit sind Sclaven der Barbaren.

---

humain par Virey. Paris, 1800. ist noch der Meinung zugethan, daß gewisse Völker, durch den Einfluß des Klima's, aller höhern Geistesbildung unfähig sind: eine Meinung, welche erst durch die vielfachsten Erfahrungen bestättiget werden müßte, die aber immer noch fehlen, und welcher wichtige Erfahrungen vom Gegentheil ins Angesicht widersprechen. Ueberhaupt aber muß ich von diesem, mit so vielen Citaten überhäuften französischen Werk gestehen, daß es mir wenig Belehrung gewährt hat. Der Verfasser ist offenbar zu materieller Physiolog und Psycholog: und behauptet daher eine Menge unerweislicher Meinungen, die wir in Teutschland längst verworfen haben.

Noch jetzt herrscht in den nördlichen Theilen Neu-Europens, in Nordfrankreich, in Brittannien, in Holland, Nordteutschland, Preußen, Schweden und Dännemark, den größern Theil des Jahres hindurch, normännischer und germanischer Himmel: aber in allen diesen Ländern hat der Denkgeist einige seiner größten Genien hervorgebracht und gepflegt; hat die schöne Kunst, besonders die Schriftsteller-Kunst, einige der begünstigtsten Lieblinge der Musen gezogen; hat Humanität sich mit einigen ihrer preiswürdigsten Blüthen und Früchten verherrlichet.

Und war dann nicht die an jeder Gattung von Genien und großen Charakteren der Wissenschaft, der Kunst und der Humanität fruchtbarste aller Provinzen Griechenlands, war nicht Attika, einer der unfruchtbarsten Striche dieses Edel-Landes der Menschheit?

Denn freilich: nur der rohe Natur-Mensch steht unbedingt unter dem Einfluß der Luft, die er athmet, des Himmels, der ihn umgiebt, der Speise, die er genießt, der Thiere und Pflanzen, die mit ihm auf Einem Boden leben: von ihm allein also kann man auch nur sagen: er ist das, wozu ihn das Klima macht. Je mehr wir uns dagegen verfeinern, desto unabhängiger wird Geist und Charakter, wird Denk- und Empfindungskraft von dem klimatischen Einfluß: und wir vermischen in unserm Geist, wie in unsern Speisen, alle Klimata. Ein Kant beschäftiget den denkenden Geist mit den abgezogensten trockensten Untersuchungen der Metaphysik und der Mathematik, mitten in den

reizendsten Gegenden: ein Thomson kann sein Gedicht „der Frühling" mitten im Winter, und das „der Winter" mitten im Frühlinge schreiben: der größte Thier- und Pflanzen-Kenner Europens, Linnee, wohnte in einem an Thieren und Pflanzen höchst unfruchtbaren Lande, in Schweden.

Dagegen bleibt ein außerordentlicher Grad der Hitze oder der Kälte nie ohne Einfluß auch auf den cultivirten Europäer: sein Geist erschlafft unter der Linie, erstarrt unter den Eisfeldern der Pole: seine Denk- und Empfindungskraft vergraben sich, bey einem längern Aufenthalt unter jener, wie in diesen. Die Europäer in Ostindien haben einen nicht kleinen Theil von Indischer Schlaffheit und Läßigkeit, die in Amerika von der Geistesdumpfheit und groben Gefühllosigkeit der Amerikaner; die Bergwohner der cultivirtesten Länder sind meistentheils rauh und stark, wie ihre Berge; und die Schiffer ein wildes und tobendes Geschlecht, wie das Element, auf welchem sie schwimmen. Auch — in unserer Welt der Cultur ist Trägheit dem Süden, Rauhigkeit dem Norden eigenthümlich: die Geistesschnelligkeit des Franzosen, der melancholische Trübsinn des Britten, das Phlegma des Teutschen, werden von allen Philosophen, zum Theil, klimatisch erklärt: wenn gleich auch hier der Ungebildete dem sinnlichen Eindruck am meisten ausgesetzt ist.

Der feine Denker kann sich unter jedem Himmelsstrich bilden, wo er nur immer das erschlaffende Uebermaaß der Kälte oder Hitze zu mäßigen im Stande ist: ein Newton, ein Leibnitz, ein Boerhave, ein Haller,

ein Kant, können ihre erhabenen Betrachtungen, ihre feinen Untersuchungen und künstlichen Schlußketten eben so wohl in einer kühlen Sommer-Grotte auf Suriname, als in einem bis zur erquickenden Wärme geheizten Studierzimmer Islands oder Grönlands, zusammenreihen. Reine Denkkraft, will ich sagen, kann von klimatischem Einfluß unabhängig gemacht werden.

Aber da, wo es auf Gefühl und Sinnendruck von aussenher ankommt, z. B. in allem, was Geschmack, Kunst und Kunstbildung heißt, wo Gestalt, Form, Farbe und Umriß der Gegenstände darzustellen sind, in den schönen Künsten also, insbesondre aber in denen von der zeichnenden und bildenden Gattung, in Bild-hauer-, Mahler-, Baukunst, scheint das Klima von einem unvermeidlichen, fast unbezwinglichen Einfluß zu seyn: weil hier der Geist das Ideal des Schönen nur von denjenigen Körper-Gestalten abzieht, von welchen er umringt ist, die aber selbst sich fast einzig nach dem Klima modeln, und, nach dem günstigen oder ungünstigen Einfluß desselben, mager oder voll, verzerrt oder schön sind. Dem Pinsel des Rubens merket ihr es in allen seinen Charaktergestalten an, daß er seine Ideale in dem Lande der aufgedunsenen Wohlbeleibtheit, so wie dem des Raphael, daß er die seinigen in den schönen Gegenden des reinsten Himmels, der freyen Natur, gebildet hatte. Es ist erprobter Grundsatz: Kein großer Künstler in der zeichnenden Gattung, der nicht in Italien war.

Offenbar äußerte griechischer Himmel seine holdesten Einflüsse insbesondere in den zeichnenden Künsten:

und wenn wir uns den Söhnen der Musen in den geistigern der schönen Künste, z. B. in der Schriftsteller- und Dichtkunst, hier und dort ohne Erröthen gegenüberstellen können; so fühlen wir uns in diesen körperlichern, nach dem Geständniß unserer eigenen Meister darin, so tief hinter ihnen.

Dennoch glaube ich mit der vollkommensten Zustimmung aller psychologischen Forscher annehmen zu können, daß auch in unsern geistigern schönen Künsten, daß auch in unserer Dicht-, Rede- und Schriftsteller-Kunst, klimatischer Einfluß unverkennbar, vielleicht auf immer unverwischbar seyn wird; weil hier ein großer und der wesentlichste Theil nicht von der Denkkraft, sondern von dem Gefühl und den äußern Sinnen-Eindrücken abhängt, die, wie bekannt, nichts anders, als die Reflexion der äußerlichen Verhältnisse und Gestalten der Dinge sind, welche die productive Einbildungskraft idealisirt.

Nach allem diesem werden wir es nicht weitläuftig auseinander setzen dürfen, welch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit in Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise menschlicher Energie durch den Einfluß des Klima hervorgebracht wird! wie viele herrliche Kraftäußerungen des Beobachtungsgeistes, des Witzes, des Scharfsinnes, der Urtheilskraft, in der Menschen-Geschichte, wir einzig der Luft, dem Boden und den ihn hier umringenden Gegenständen verdanken! und wie keine Geschichte der Sitten, der Kunst oder der bürgerlichen Glückseligkeit eines Volks gründlich verfaßt

werden kann, ohne besondre Rücksicht auf die klimatischen Einflüsse!

Mich dünkt, ich hatte über den Einfluß des Klima's, insbesondre in so fern er die geistigen Momente unseres Seyns trifft, einiges zu sagen, was, nach so vielem darüber Gesagten, noch nicht genug erörtert, wenigstens nicht genug beherziget war.

§. 2.

Wohlstand und Gemächlichkeit.

Wohlstand und Gemächlichkeit ist ein anderer reichhaltiger Bildungsquell menschlicher Kräfte.

Die Bedürfnisse des Körpers sind gewissermaßen das drückende Bleygewicht, welches die Natur unserm Geist anhing, und welches, so lang' er noch nicht so glücklich ist, es, wenn nicht ganz entfernen, wenigstens sich erleichtern zu können, den Geist unaufhörlich niederzieht, und von jedem freyeren Aufschwunge zurückdrückt. Lasset einen Newton täglich von den Sorgen der Nahrung gepeiniget werden: und keine einzige seiner großen Entdeckungen wird die Welt erleuchten.

Aber sichert ihm nicht eine reiche, üppige, sondern nur eine hinlängliche Subsistenz, und sein Geist fühlt und entwickelt sich in aller Herrlichkeit seiner Kraft.

So tritt ein in die Erde gesenkter und von einem Stein gedrückter Keim, durch seine Natur geschwängert mit wundervoller Zeugungskraft, sobald der Stein entfernt wird, mit seinen präformirten erstaunenswürdigen Bildungen vor das Auge des wundernden Schauers hervor.

Die

Die Weisheit der Natur hat, wie wir schon wiederholentlich angedeutet, die Einrichtung getroffen, daß selbst das Wegräumen jener Hindernisse einen wesentlichen Theil der Kraftentwickelung des menschlichen Geistes, und der Kampf mit den Schwierigkeiten auf dem Wege zum Ziel einen Theil des Kampfpreises ausmacht. Aber die vollständigere Ausbildung, Verfeinerung, Vervollkommnung und Veredelung unserer Anlagen erfodert Einseitigkeit, Freyheit und Ausdaurung, in der Bearbeitung derselben, deren wir, gedrückt von peinigenden Bedürfnissen, offenbar unfähig sind, und welche uns nur Wohlhabenheit und Gemächlichkeit gewähren.

In dem bis zum vernünftigen Bewußtseyn entwickelten Natur-Menschen äußern sich, insbesondre, wenn wir ihn uns schon in dem Zustande gesellschaftlicher Verbindung, und wär's auch nur mit einigen Einzel-Wesen seiner Gattung, denken, die Sprößlinge jedes schönen und großen Keims unserer Natur. Er arbeitet sich Werkzeuge und Hausgeräth (technische Anlagen): er bemerkt und benutzt einige Eigenschaften der natürlichen Dinge (wissenschaftliche Anlagen): er hilft seinem Neben-Wohner bey einer schweren Arbeit, pflegt den Kranken (moralische Anlagen): er freut sich des heitern Himmels, des klaren Flusses, des melodischen Gesangs (ästhetische Anlagen). Die gesellschaftliche Verbindung, in welcher er lebt, bildet eine Art von politischer Gesammtheit (politische Anlagen): er ahnet und fürchtet die Geister der Elemente, des Wassers, des Feuers, der Fruchtbarkeit (religiöse Anlagen): schon

in der Epoche jenseits des vernünftigen Bewußtseyns entwickelt er physische Kräfte und Genußanlagen (physische Anlagen).

Auch in diesem höchst unvollkommenen Zustande also ist er, den rohesten Kraftäußerungen nach, was er in seiner ganzen künftigen Entwickelungsgeschichte nur immer seyn kann und seyn wird, Arbeiter, Denker, Schön-Empfinder, moralisches Wesen, Bürger, Gott-Verehrer, Genießer.

Aber in welchem Grade! in welcher Rohigkeit! mit welchen kleinen Anfängen! es sind die gliedlangen Sprossen eines Baums, dessen Gipfel einst die Wolken berühren, und dessen vielzweigigte und vielblättrigte Krone einen weitverbreiteten Schatten wirft: es sind die unförmlichen Farben-Klümpchen auf der Palette eines Raphael oder eines Mengs, durch deren kunstvolle Zusammenstellung er das Prachtgemählde einer Verklärung, einer Himmelfahrt hervorschaffen wird.

Wenn aber nun der Mensch irgend eine dieser schönen Anlagen seiner Natur bis zu einem gewissen Grad der Vorzüglichkeit und bemerkenswerthen Vollkommenheit ausbilden soll; wenn er, als Arbeiter, auch nur in einer einzigen Kunst, als Denker, auch nur in einer einzigen Wissenschaft, etwas leisten soll; wenn er, wie es in dieser Epoche seiner Existenz der Fall, in dieser Kunst oder Wissenschaft alles erst selbst entdecken, erfinden soll: wie muß er sich, mit Beyseitesetzung aller fremdartigen Beschäftigungen, dieser Einen Kunst, ieser Einen Wissenschaft allein und ausschließend

widmen! welcher Ungebundenheit und Freyheit muß er in seiner ganzen Lebensweise genießen, um alles und jedes, was eigener Scharfsinn oder Zufall für die Erweiterung und Verfeinerung seines Lieblingsgeschäftes ihm darbieten, zu benutzen, und Mittel und Zweck zusammenzuordnen! Welcher Länge der Zeit, welcher Standhaftigkeit und Ausdaurung bedarf es, um von allem, was irgend in diesen Wirkungskreis gehört, oder ihn auch nur von ferne berührt, nichts unbemerkt, unbenutzt, unbearbeitet zu lassen? Wie einzig, wie lang, und wie ausdaurend haben einige Menschen in Einer Kunst, Einer Wissenschaft gearbeitet; und starben am Ende doch mit der Hand am Werk! Die Beobachtungen über das Zeugungsgeschäft im Pflanzen-Reich haben mehrere Naturforscher seit länger als vierzig Jahren fast ausschließend beschäftiget; und noch sind sie nicht vollendet. Die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß waren einem so großen, so umfassenden Geist, wie Kant, ein langes arbeitsames Leben hindurch fast einziger Gegenstand der Untersuchung: die ersten Philosophen Griechenlands hatten diese Untersuchungen angefangen; seitdem waren sie, bis auf den Königsberger-Aristoteles herab, mit geringer Unterbrechung fortgesetzt worden; und jetzt, nachdem über die Kantischen Resultate, seit funfzehn Jahren, von einer Menge scharfsinnigen Geister, geforscht, geprüft, gegrübelt worden; ist über Schein und Wahrheit, über Gründlichkeit oder Ungründlichkeit jener Resultate noch kein definitiver, allgemein-befriedigender Ausspruch erfolgt. So — im Reich der Wis-

senschaften, so im Reich der Technik! so im Reich der schönen Kunst! Ueberall braucht es, wenn der bearbeitete Gegenstand auch nur einen mäßigen Grad der Vollendung erreichen soll, eines hohen Grades der Einseitigkeit, der Freyheit, und der Ausdauer in der Bearbeitung desselben.

Wann aber ist der Mensch im Stande, sich, mit Hindansetzung aller fremdartigen Beschäftigung, einem einzigen Gegenstande der Kunst oder der Wissenschaft ausschließend, daurend, und mit allen seinen Kräften hinzugeben?

Nur dann und nicht eher, als bis entweder eigener Wohlstand und Gemächlichkeit ihm eine Lage gewähren, in welcher er seine Kräfte nicht zerstreuen, seinen Geist zwischen tausend andern Sorgen und Geschäften, als für die Bearbeitung des erkohrnen Lieblingsgegenstandes, nicht theilen darf, sondern für diesen allein denken und handeln kann: oder bis Wohlstand und Gemächlichkeit in derjenigen Menschen-Gesellschaft, der er angehört, so allgemein verbreitet herrschen, daß er Nachfrage, Aufmunterung und Belohnung für seine Arbeit hoffen darf.

Nachfrage, Aufmunterung und Belohnung, das ist's, was der Mensch bedarf, wenn er, als Arbeiter, als Künstler, als Denker, wenn er in irgend einem Geschäft oder einer seiner Kraftäußerungen etwas Vortreffliches leisten soll. Nicht Reichthum, nicht Ueberfluß wünscht der Mann von originellem Talent oder

Genie, um seinen Lieblingsgegenstand zu bearbeiten, zu vervollkommnen: eine feste, gesicherte Subsistenz und Gemächlichkeit, das ist's, was er wünscht; denn dieser allein bedarf er in den meisten Fällen, um sich seinem Gegenstande ganz hinzugeben. Gewisse Fächer, z. B. Naturgeschichte, Chymie, Mechanik ins große, Länder- und Völker-Kunde u. s. f. sind freylich von der Art, daß sie, ununterstützt durch ansehnliche Reichthümer, nicht bearbeitet werden können: was würde ein Büffon, ein Lavoisier, ein Weltumsegler Cook, ohne diese, geleistet haben? Wie wenige Dichter, Redner, Bildhauer, Baukünstler würde Griechenland hervorgebracht haben, ohne die außerordentliche Ehre, deren sich jedes vorzügliche Talent dieser Gattung erfreute? Und wie wenige Kunstwerke würden die Raphael, die Rubens, die Michael Angelo und Mengs in dem Tempel des ewigen Ruhms aufgestellt haben, ohne die edle Prachtliebe großer Fürsten, ohne die hohe Bewunderung der Mit- und Nachwelt für die unsterblichen Werke ihres Genies?

Die bloße Hoffnung von Ehre oder Bewunderung für irgend eine Vortrefflichkeit ist oft allein schon hinreichend, um das Talent zu beleben, das Genie zu spornen. Aber ohne die Aussicht, für seine Gedichte, seine Musik, sein Gemählde, seine kunstreiche Maschine Zuhörer oder Beschauer zu finden, und sich mit ihrem ehrenden Beyfall geschmeichelt zu sehen, schwitzt und müht sich für die möglich-sorgfältigste und zierlichste Ausarbeitung seines Werks kein Dichter und kein Tonkünstler, kein Mahler und kein Mechaniker.

Diese Hörer, diese Beschauer und Beyfall-Geber finden Kunst und Wissenschaft nur alsdann, wenn die Menschen der Sorge für das Lebensbedürfniß so viel Zeit abgewinnen, um den angebornen Sinn für jene nicht-bedürfliche Gegenstände auszubilden, oder wenigstens durch das Werk des neu-aufkeimenden Künstlers anregen zu lassen: wenn einige unter ihnen vielleicht selbst Kunsterfahrne oder wenigstens richtige Beurtheiler der Kunst sind; wenn alle durch den Anblick mehrerer Kunstwerke dieser Art ihr Auge oder ihr Gefühl geübt haben: wenn einzelne Personen oder die Menge dem Künstler, dem Schriftsteller, seinen Zeit- oder Kraft-Aufwand ersetzen und belohnen können.

Und dies kann offenbar nicht eher geschehen, als bis eine gewisse Wohlhabenheit und Gemächlichkeit unter denjenigen, in deren Mitte das Talent mit seinen schönen Kraftäußerungen erscheint, verbreitet ist.

So lange also der Mensch, wie es bey armen und ungebildeten Völkern überall der Fall ist, einzig dem Bedürfniß leben muß, und keiner höheren intellectuellen oder moralischen Kraftentwickelung sich mit einiger Freyheit widmen kann; so lang' er seine Kräfte zerstreuen, und, wie fast alle Wilden, Schuster, Schneider, Bogenschütze, Ackermann, Gärtner, mitunter auch Krieger oder Volksvorsteher, zugleich seyn muß; so lange kann er es unmöglich in einer einzigen Art von Kraftentwickelung zu einer besondern Fertigkeit oder Vollkommenheit bringen; kann er unmöglich ein sehr geschickter Schuster, ein zierlicher Schneider, ein besonders erfahrner Ackermann seyn; wie wir dies noch

immer selbst an talentvollen Viel=Meistern oder so genannten Tausendkünstlern täglich gewahren, die, mit viel Anlage und mit viel Mühe, in jeder Kunst, die sie treiben, Stümper sind.

Lasset aber die Menschengesellschaft, in welcher er lebt, bis zu der Menge anwachsen, daß Ein Mensch durch Anfertigung der Schuhe für mehrere sich einen nothdürftigen Lebensunterhalt sichern kann; und er wird diese Kunst vervollkommnen; wird den Dingen, die er bearbeitet, mehrere nützliche und für sein Fach brauchbare Eigenschaften ablauschen, wird durch Scharfsinn oder Zufall auf gewisse Kunstgriffe, Verkürzungen, Bequemlichkeiten geleitet werden. Mit der steigenden Volksmenge steigt die Nachfrage; mehrere widmen sich dieser Einen Kunst; Gewinnsucht und Nacheifer schärfen eines jeden Fleiß, Aufmerksamkeit, Beobachtungsgeist; mehrere Zufälle veranlassen mehrere günstige Ideen=Verknüpfungen; — und die Kunst erweitert sich.

Herrscht nun aber unter der vergrößerten Volksmenge im Ganzen, oder wenigstens unter einigen Einzelnen derselben Wohlhabenheit und Gemächlichkeit: dann entsteht, statt des schlichten Bedürfnisses, schon Nachfrage nach dem bessern, bequemern, zierlichern, nach dem Arbeitsstück von feinerer, kostbarer Materie, nach dem möglich=künstlichen oder kostbaren einer einzigen Art in dieser Gattung, z. B. der Mannsschuhe, der Frauensschuhe; und es bilden sich verschiedene Bearbeiter einer und derselben Kunst, oder auch einzelner besonderer Theile derselben, der Zubereitung

der Materie dafür. Nun giebt es also Mannsschuster und Frauenschuster; nun giebt es Gerber, Lederarbeiter u. s. w., und die Theile, wie das Ganze der Kunst, verfeinern, erweitern, vervollkommnen sich in's unendliche mit der immer-steigenden Nachfrage, mit der immer-zunehmenden Wohlhabenheit.

Das ist die Geschichte jeder mechanischen und jeder schönen Kunst, jedes Gewerbes und jeder Wissenschaft.

Darin liegt es, daß einzeln und abgesondert-lebende, wenig-zahlreiche Völkerschaften, selbst bey einer langen und friedlichen Dauer ihrer bürgerlichen Verbindung, in allem, was Gewerbe, Kunst, Wissenschaft heißt, daß sie selbst in den unentbehrlichsten, nothwendigsten und allgeübtesten Künsten und Fertigkeiten, so unendlich weit hinter volkreichen und wohlhabenden Nazionen zurückstanden: und daß diese ihnen immer unendlich überlegen waren. Darin liegt es, daß eine so ungeheure Menge von Nazionen der Erde in Künsten und Wissenschaften so armselige Fortschritte machte; daß wir die Anfänger jeder schönen und großen Kraftentwickelung des Menschen fast unter jedem Himmelstrich und auf jedem Erdfleck, und in jeder Epoche der Geschichte unseres Geschlechts antreffen, aber Blüthe, Verfeinerung und Vervollkommnung derselben fast nur unter Griechen, Römern und Neu-Europäern.

Warum ist der Britte unter allen Neu-Europäischen Nazionen der beste Mechaniker, Fabrikant, Manufakturist? Diese Frage wird man durch Erörterung

von mancherley Ursachen beantworten können: aber eine der fruchtbarsten und umfassendsten dieser Ursachen enthält die kurze Antwort: er ist der reichste.

Und warum steht der Teutsche, mit einem Talent, einem Genie, einer Arbeitsamkeit, wodurch er dem Britten gleich kömmt, vielleicht überlegen ist, diesem so weit nach? Er ist der ärmere.

Sind Wohlhabenheit und Reichthum nur in den Händen einiger Wenigen, und können diese Wenigen also dafür, eben wegen des eingeschränktern Markts und der geringen Anzahl von Nebenbuhlern, nur desto mehr Arbeit und Genüsse kaufen, unterdeß Millionen gegen Zehn in drückender Dürftigkeit schmachten: dann werden höchstens nur die Künste des sinnlichen Vergnügens, z. B. Kochkunst, Kleider-Verfertigungskunst, Weber-Kunst u. d. g. zu einer besondern Vollkommenheit gebracht werden, wie dies auch in den großen Weltreichen des Alterthums, in Assyrien, Medien, Persien, insbesondre aber in den volkreichen Hauptstädten dieser Reiche, der Fall war. Unter den eigentlich-schönen Künsten aber werden die sinnlichern, z. B. Mahler-, Bildhauer-, Baukunst, vorzüglich getrieben werden: die geistigern dagegen, Dicht- und Schriftsteller-Kunst, werden entweder ganz vernachläßigt, oder zu Sclavendiensten sinnlicher Wollüste und niedriger Eitelkeiten herab-gewürdigt werden: und daher nie ächte Kunst und ächter Geschmack zur Blüthe kommen; ja, und fänden sie sich eben in dem viel-versprechendsten Blüthenstande, so wird der Geist der Ueppigkeit gar

bald, wie ein schädlicher Mehlthau, an ihnen zehren, und die feine Grenzlinie des Natürlichen in's Gezierte, des Schönen in das Wollüstig=reizende, des Großen in das Schwülstige, des Erhabenen in das Abentheuerliche hinüberziehen.

So finden wir unter den ebengenannten alten Nazionen des Morgenlands große, ungeheure Gebäude, große abentheuerliche Statüen, kunstreich=verzierte Stickereyen, u. d. g. Der Proben von Dicht= und Schriftsteller=Kunst aber sind sehr wenige: und wo sie sich bey diesen oder ähnlichen Völkern fanden, da singt der Dichter blos das Lob des Reichthums, der Macht, der Herrschaft seines Gönners in übertriebenen Bildern und Sentenzen: wovon, zum Beyspiel, alle morgenländische Titel strotzen. Aber der Schriftsteller verfaßt weitläuftige Genealogien seiner vornehmen Beschützer, und begleitet die trocknen Namenverzeichnisse mit erlogenen Lobsprüchen von Edel= und Heldenthaten. Dichter und Prosaist gefallen ihren hohen Gönnern nur durch das Seltene, Gesuchte, Künstliche, Abentheuerliche, oder wohllüstige Gefühle Anregende: wie auch hievon die schriftstellerischen Denkmäler der Perser, der Araber, der Türken, zur Genüge zeugen. Einzelne Genies treffen vielleicht, mitten unter diesen Verirrungen, auf die wahre Schönheitslinie ächter Kunst und reinen Geschmacks: aber sie sorgfältigst und daurend zu verfolgen, und, mit Verschmähung des allein=gefallenden Künstlichen und Abentheuerlichen, der Natur und Einfalt treu zu bleiben, dazu fehlt Aufmunterung, Nacheifer, Beyspiel, Belohnung.

Kurz, bey außerordentlicher Wohlhabenheit und großem Reichthum einiger Wenigen unter einer noch so zahlreichen Nazion, kann sich nie schöne Kunst und ächter Geschmack bilden, und noch weniger herrschender Geist und Volkssinn werden. Die Reichen einer solchen Nazion huldigen zu einzig sinnlichen Genüssen, suchen zu einzig in dem sinnlichern immer das allersinnlichste, suchen, wie wir von der Dichtkunst gezeigt, selbst das geistige zur sinnlichen Lüsternheit herabzuziehn: die Menge dagegen, die Armen, können, durch Sorgen des Bedürfnisses zur Erde gebückt, nicht höher aufblicken.

Sobald dagegen unter einem natürlich=talentvollen Volk Wohlhabenheit und Gemächlichkeit allgemein=verbreitet sind, und also auch, bey dem erweiterten Markt, und der größern Anzahl von Nebenbuhlern, für Geld und Reichthum weniger Arbeit und weniger Genuß gekauft werden kann; sobald fängt man an, jede Gattung des weniger=Kostbaren, aber des Feinern und Geistigern zu suchen, und, eben wegen der Nachfrage, auch zu bearbeiten. Die Unmöglichkeit selbst, sich ausschweifend=üppigen Vergnügen und schwelgerischer Sinnlichkeit zu überlassen, hält die Menschen in den Schranken des weisern und edlern Betragens, des gemäßigten, und, eben durch Mäßigung allein oft, auch schönern Genusses: so wie dagegen der Besitz außerordentlicher Reichthümer für den bey weitem größten

Theil unter den Menschen verführerisch ist, nur ihren Hang zu sinnlichen Genüssen weckt und nährt, und jeden Keim höherer Kraftentwickelung, selbst angebornes Talent und Original-Genie, unterdrückt und erstickt.

Der wohlhabende, aber nicht bis zur Hingebung an schwelgende Ueppigkeit reiche Mann von Genie und Talent für irgend eine Kunst oder Wissenschaft, wird seine Muße durch den Anbau dieser Kunst oder dieses Talents erheitern und verschönern, wird durch den angebornen Reiz dafür unaufhörlich gespornt, nicht Zeit, nicht Mühe, und nicht Kosten dafür schonen, wird mit allen Kräften seines Geistes, mit allen Mitteln seines Glücks darin arbeiten, und sich durch die Freude an der gewonnenen Vervollkommnung hinlänglich belohnt halten.

Fügt sich dann aber zu diesem innern Reiz noch die Aussicht auf Ehre und Belohnung der Nazion oder des Vaterlandes; die Aussicht, durch sein Talent, sein Meisterwerk, sich einen Namen zu machen, an der Spitze des Staats zu stehn, oder Reichthümer zu erwerben: dann wird der Dichter seinem Gedicht, der Redner seinem Vortrage, der Künstler seinem Kunstwerk, eine Sorgfalt, eine Anstrengung widmen, die allen und jeden Quellen der Vervollkommnung, in dem menschlichen Geist, oder ausserhalb demselben, nachspäht; die das Rauhe glättet, das Gemeine schmückt, das Feine zierlich, das schon vollkommen-geglaubte noch vollkommener macht.

Je mehr solcher wohlhabenden und talentvollen Menschen in einer Nazion gefunden werden; oder we-

nigstens je mehr Talent und Genie jeder Gattung sich mit diesen glänzenden Aussichten schmeicheln können; desto häufiger sind die Bearbeiter der Gegenstände der Kunst und Wissenschaft; desto allgemeiner wird der Sinn dafür geweckt; desto vielseitiger und richtiger fallen die Urtheile darüber: desto leichter wird eins und das andre Meisterstück in der Kunst hervorgebracht.

Mit dem Meisterstück in der Kunst ist die Kunst selbst vollendet: mit mehreren Kunstwerken und mehreren Künsten bildet sich also auch schöner Kunstsinn und ächter Geschmack. Denn die Saamen derselben liegen in allen denkenden Geistern, in allen fühlenden Herzen: der Künstler hat diese Saamen entwickelt, zur Blüthe, zur Reife gebracht: und stellt sie nun in seinem Werk der Dicht-, Rede-, Mahler-, Bildhauer-Kunst zur Beschauung auf: Jeder ruft aus: „es ist trefflich! es ist schön!" Das goldne Alter der Litteratur und Kunst beginnt.

Suchet ihr zu diesen Allgemeinsätzen ein Beyspiel? Blicket nach Griechenland! Wären Griechenlands Solonen, Perikles, Themistokles, Aristides und die übrigen Demagogen und Leiter der Republik übermäßig-reiche und schrankenlos-mächtige Satrapen gewesen: hätte nur einer oder der andre Bürger in dem Athenischen Volk ein nothdürftiges oder über armselige Kärglichkeit hinausreichendes Einkommen gehabt: nie würde schöner Kunstgeist und intellectuelle Cultur in Griechenland medische oder persische Sinnlichkeitsverfeinerung übertroffen haben: nie würden seine Dichter Homere und Sophoklen, seine

Redner Demosthene, seine Künstler Phidias oder Leusippen, seine Denker Sokraten, Xenophonten und Platone geworden seyn: nie würde es in irgend einer der redenden oder zeichnenden Künste ein vollendetes Meisterstück, ein Urbild hervorgebracht haben.

Aber jetzt, da der griechische Bürger, insbesondre in Athen, Corinth, Sicyon, durch Manufaktur, Handel und Ackerbau einer gewissen Wohlhabenheit genoß; zu arm, um zu schwelgen, zu reich, um nicht noch etwas mehr, als blos Befriedigung des Bedürfnisses zu suchen, zu natürlich=fein an Geist und Empfindung, um nicht die Bedürfnisse edlerer Humanität zu fühlen; jetzt, wo der Redner, das heißt also der Schönsprecher und der feine Denker, die erste Rolle im Staat spielte, jetzt, wo der genialische Dichter, der treffliche Künstler, den Lorbeer des unsterblichen Ruhms sich von seinen Mitbürgern um die Stirne gewunden, sich öffentlich beklatscht, gekrönt, vergöttert sah: jetzt fühlte sich jeder edlere Geist zu höherer Kraftentwickelung gespornt. Er durfte nicht fürchten, bey erlangter Vortrefflichkeit in irgend einer der feineren Künste, zu darben oder zu verschmachten: denn Ehre und Belohnung harreten seiner: der Kampf mit Nebenbuhlern allein konnte ihm furchtbar seyn: aber diese Nebenbuhler selbst spornten nur desto mehr einer den andern, übten den Scharfsinn, berichtigten die Urtheile der preisvertheilenden Richter, schärften den Fleiß des arbeitenden Künstlers, bändigten die rohe Ueppigkeit seines Genies unter die allesvollendende Feile der Kritik.

So ward Griechen=Kunst, Griechen=Wissenschaft, Griechen=Geist!

Immer hat man mit Recht gesagt: Talent und Genie bedürfen nicht üppigen Reichthums. Wie viele unter talentvollen Reichen brachten es wohl je zur Meister=Trefflichkeit in irgend einer Kunst oder Wissenschaft! Aber Bemerker, Verehrer, Belohner muß es haben; aber die Aussicht auf einige Gemächlichkeit und Lebensgenuß muß ihm nicht verschlossen seyn: es weiß zu entbehren; aber nur für seine Kunst.

Aus allem diesem ergiebt sich, wie wichtig für die Cultur jeder schönen und großen Anlage des Menschen der so genannte dritte oder Mittelstand ist, der, gleich fern von drückendem Mangel und schwelgerischem Ueberfluß, sich in einer behaglichen Gemächlichkeit fühlt, zu arm, wie wir von den Athenischen Bürgern sagten, um zu schwelgen, zu reich, um nicht noch etwas mehr, als blos Befriedigung des körperlichen Bedürfnisses zu suchen, zu natürlich=fein an Geist und Empfindung, und zu unverderbt durch sinnlichen Genuß, um nicht die Bedürfnisse edlerer Humanität zu fühlen, und entweder die originellen Talente, mit denen er sich für Kunst und Wissenschaft begabt sieht, sorgfältig anzubauen, oder auch die Produkte desselben von fremder Hand zu achten, zu würdigen, zu belohnen; das schöne zu genießen, das wahre anzuerkennen, das nützliche zu brauchen.

Durchforschet die Annalen der Völkergeschichte: und überall werdet ihr finden, daß die Helden, die

Künstler, die Schriftsteller, die großen und merkwürdigen Charaktere jeder Gattung, wenige ausgenommen, aus dem dritten Stande, wie aus einer Pflanzschule oder aus einem fruchtreichen Treibhaus hervorblühten; daß selbst die meisten unter den wenigen der so genannten höheren Stände, daß z. B. die Friedriche II, den größten Theil ihrer eigentlichen Bildung in einer der Gemächlichkeit oder dem Druck des Mittelstandes ähnlichen Lebens-Epoche zubrachten.

Wer hat Handel, Schiffahrt, Manufakturen und Fabriken erfunden, verfeinert, vervollkommnet? Wer hat jede schöne Kunst zu ihrer schönsten Blüthe gebracht? Wer hat das unermeßliche Feld der Wissenschaft so glorreich angebaut? Wer lehrt die Fürsten und bildet die Helden? Wer endlich liefert dem Regenten die Mittel seiner Macht, dem Großen und Reichen seine Bedürfnisse, seine Bequemlichkeiten und Vergnügen?

Der Mittelstand.

Griechenland kannte gewissermaßen nur einen Mittelstand (der Aristokratismus war nur ein unseliger Auswuchs seiner Verfassung): Rom's Größe bestand in dem glücklichen Ankampf des Mittelstandes gegen den Aristokratismus; Neu-Europa begann seine schönste Epoche erst nach errungener Selbstständigkeit des Mittelstandes. Die obern Stände können die menschliche Energie anregen: aber zur Thatkraft wird sie nur in dem Mittelstande. Denn, nach allem, ist dieser ja auch der unvergleichbar-zahlreichste.

Hatte

Hatte also der bekannte französische Volksrepräsentant Recht, wenn er auf die Frage: Qu'est ce que le tiers-état? antwortete: C'est tout. Mich dünkt, diese Antwort ist eben so wahr, als erhaben.

Die Mittelklasse in den Zustand einer gewissen Gemächlichkeit zu versetzen, und darin zu erhalten; aber auch, so viel möglich, die Anzahl der Parvenus in denselben zu verringern, der Parvenus, die ärger und verderbter, als aristokratische Schwelger sind, und deren ungeheure Menge der französischen Republik am allergefährlichsten ist: das muß ein wichtiger Augpunkt jeder sorgfältigen Regierung seyn.

(Von dem Einfluß des gelehrten Standes auf intellectuelle Kraftentwickelung werden wir im dritten Buch insbesondre reden.)

§. 3.

Regierungsverfassung.

Wenn der Himmelsstrich, unter welchem wir erwachsen und gedeihen, den Boden und Garten bildet, auf welchem die erhabne Menschen-Pflanze keimt, und blüht und reifet; dann ist **Regierungsverfassung** die Verwaltung und Pflege dieses Gartens, nach deren Maaßgabe sich der Grad der Sorgfalt bestimmt, mit welcher die Pflanze aufgezogen, und ihr Wachsthum entweder gefördert, oder gestört und gehemmt wird.

Denn schon oben sagten wir, wie der Mensch, was er großes und vortreffliches wird und leistet, nur in der Gesellschaft wird und leistet: die Art und Einrichtung dieses gesellschaftlichen Vereins, und die

größere oder geringere Zweckmäßigkeit desselben muß daher auch ein höchst wichtiges Moment seiner Entwickelungsgeschichte seyn.

Gute Regierungsverfassungen aber wirken, zur Beförderung menschlicher Entwickelung, insbesondre durch Feststellung und Erhaltung öffentlicher Ruhe und Sicherheit, durch Ermunterung der Gewerbe und der Kunst jeder Gattung, durch große und gemeinnützige Unternehmungen für Beförderung und Erweiterung dieser Gewerbe, durch ungehemmte Denk- und Schreib-Freyheit.

Wo, wie in den meisten despotischen Staaten des Orients, weder öffentliche Gesetzgebung, noch regelmäßige Rechtsverwaltung statt findet, wo die Beherrscher, weit entfernt, die Einkünfte des Staats zum Besten des Staats, zu Zwecken des Volkswohls, zu verwenden, nichts als die Schätze des Volks zu verschwelgen, und ihren Willen als Gesetz anzukündigen wissen; wo zwischen übermäßigem Reichthum und nackter Armuth kein Mittelstand statt findet; wo man nur in übermüthige Herren und hungernde Sclaven unterscheidet, wo über jeden freyer-denkenden Geist ein blinkendes Schwert herabdroht, — welchen Reiz, welche Aufmunterung, welche Mittel und Gelegenheit hat da der Mensch, seine Kräfte zu entwickeln, seine intellectuellen, moralischen und technischen Anlagen auszubilden? Welchen Reiz, welche Aufmunterung, welchen Ruf und Gelegenheit hat da der Arbeiter, sein Gewerbe, der Künstler seine Kunst zu erweitern, zu ver-

feinern, zu vervollkommnen, da von seinem Erwerb so wenig ihm selbst gehört. Was kann den Denker beseelen, den Gründen des Rechts und der Pflicht und der Bestimmung des Menschen nachzusinnen, oder die Geheimnisse der Natur auszuspähen? Diesen hungernden Sclaven, fern von jedem höhern Geistesschwunge und jedem feineren Gefühl, gnügt überall das roheste Bedürfniß! diese schwelgerischen Machthaber kennen nur roh-sinnlichen Genuß! jede Vervollkommnung der Künste, jede Verfeinerung des Gefühls, jedes Licht des Geistes ist ein Gut, welches der Sclave nicht besitzen darf, und nicht besitzen kann, und welches der Herr verschmäht. Unwissenheit, Vorurtheil, Aberglaube, das sind die haltenden Nägel an den Sclavenfesseln: Verderben jeder Hand, welche sie ausreißen will! Und wie mag hier Humanität keimen? wie mag hier Recht und Pflicht und Würde der Menschheit erkannt oder gefühlt werden, wo täglicher Druck jede Ahnung davon erstickt, und wo die Unterdrücker sich nur Herren, nie Menschen fühlen?

Das ist die bedaurenswürdige Lage der Menschheit in dem unermeßlichen Gebiet der Türken, in Persien, in den größern und kleinern Nabobs-Dynastien Ost-Indiens! Das sind die unseligen Früchte der Verfassung dieser Länder.

Ein erfreulich-verschiedenes Gemählde stellen uns die monarchischen Dynastien Neu-Europens auf. Mag es seyn, daß unsre Staatsverfassungen von dem Ideal durchaus zweckmäßiger Völker-Vereine noch immer unendlich weit abstehen; mag es seyn, daß bald

Schwäche, bald Despotismus der Fürsten und der Minister, hier sehr oft dieselben traurigen Wirkungen hervorbrachten, als morgenländischer Sultanismus. Aber nicht ohne Dank gegen die Vorsehung können wir es wahrnehmen, daß Neu-Europens Regenten, insbesondre seit der Entdeckung von Amerika und seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bestrebt waren, (ob die Bestimmungsgründe dazu oft im Zwange der Umstände lagen? ob die Zwecke Absichten des Eigennutzes waren? gilt uns hier ganz gleich) ihre Völker durch bestimmte Gesetze, durch öffentliche Rechtspflege, durch Beschützung der öffentlichen Sicherheit, durch Aufmunterung des Kunstfleisses und der Wissenschaften zu beglücken.

Diese Existenz eines dritten Standes und dieser Wohlstand desselben verdankt sich dem kräftigen Schutz, den die Regenten dem Volk gegen die Großen des Landes, so wie der thätigen Unterstützung, die sie dem Handel und den Gewerben durch Kunstflüsse (Kanäle), Kunststraßen (Chausseen), Handelsverträge u. s. w. angedeihen ließen, — Unternehmungen, meistentheils unermeßlich-kostspielig und den kleinen, getrennten Gemeinheiten unausführbar. Dieser Geist öffentlicher Ruhe und Sicherheit der Personen und des Eigenthums ist die Frucht bestimmter Gesetze und stehender Heere. Durch fürstliche Aufmunterung unterstützt kamen zuerst Wissenschaften und Künste empor: indem gerade bey dem ersten Aufkommen derselben Fürsten zu den erklärtesten Pflegern und Verehrern derselben gehörten, z. B. Franz I von Frank-

reich, Elisabeth von England, die Medici in Italien u. s. f., gelehrten Männern Jahrgehalte zahlten, hohe Schulen und Akademien stifteten u. d. g. alles gleichfalls kostbare Unternehmungen, durch welche Wissenschaft und Aufklärung in Neu-Europa zuerst gleichsam festen Fuß faßten, durch welche insbesondre der für neu-europäische Bildung so über alles wichtige gelehrte Stand sich bildete, der dann, einmal existirend, durch bald erfolgendes, allgemeineres Interesse für intellectuelle Cultur begünstiget, der fürstlichen Unterstützung nach und nach entbehren konnte.

Und die schönen Künste, besonders die von der zeichnenden Gattung, die Bildhauer-, Mahler- und Baukunst, nicht weniger die Schauspielkunst, blühten sie nicht einzig an den Thronen der Fürsten auf, deren Prachtliebe einen Theil ihrer freilich nur zu oft verschwenderischen Freygebigkeit zur Belohnung großer Meister und zur Hervorbringung kostbarer Meisterwerke an diesen Künsten widmete?

Diese Humanität endlich, diese öffentliche Achtung für Gesetz, für Recht und Pflicht, diese thätige Vorkehrungen zur Erleichterung menschlichen Elendes durch Hospitäler, Kranken-Anstalten u. s. w. in unsern neu-europäischen Staaten, was sind sie anders, als eben so viele gesegnete Wirkungen der bestimmten Gesetzgebung, der regelmäßigen Rechtspflege, der großmüthigen Menschenfreundlichkeit unserer Regenten und Regierungen?

Werfet euren Blick in Europa umher: und fast überall werdet ihr die am besten verwalteten

Staaten auch als die reichsten, aufgeklärtesten und glücklichsten finden: Beweise dafür sind euch England, Preußen, Dännemark, die österreichischen Erblande: so wie Staaten mit anerkannten schlechten Verfassungen zu den ärmsten, unerleuchtetsten und ohnmächtigsten gehören: ein Satz, den Spaniens Ohnmacht, Portugalls Unbedeutsamkeit, Sardiniens und Neapels Verwahrlosung, Polens ehemalige Anarchie und moralische Verödung, so wie die Herrschaft des Aberglaubens und der Unwissenheit in allen diesen Reichen, zur Gnüge beståttigen.

Denket euch Brittanien als eine türkische Despotie, George III als einen Sultan, das Parlament als seine Satrapen, den freyen Britten als einen knienden Sclaven: wie viele Jahrzehner, meinet ihr, würd' es währen, bis brittischer Wohlstand türkische Verwahrlosung, brittische Aufklärung türkische Unwissenheit, brittischer Freyheitssinn und Geistesschwung türkischer Stumpfsinn wird?

Dagegen mag euch die Regierungsgeschichte solcher Regenten, wie Peter I, wie Friedrich II, wie Joseph II belehren, welches Maaß von Volksglück, von Aufklärung, von Geistesschwung ein einziger edler Regent über eine Nazion verbreiten kann.

So wohlthätig indessen die monarchische Regierung im Ganzen für Neu-Europa geworden ist; so gewiß es ist, daß unter Königen, wie Friedrich II, oder wie Friedrich Wilhelm III, jede erhabene Gesinnung sich in dem Geist des Unterthans entwickeln kann: so bleibt

es doch unleugbar, daß eine republikanische Regierung, die, wie es aus der Geschichte der Völker erhellt, dem wahren Heil der Völker bis dahin noch immer weniger zuträglich war, als eine auch nur erträgliche monarchische, die Geister zu einem eigenthümlichen Schwung erhebt, die Gemüther zu einer eigenthümlichen Energie erstarkt. Denn wer fühlt sich nicht durch den bloßen Gedanken emporgehoben, einzig das Gesetz als seinen Herrscher anzuerkennen; in jedem öffentlichen Machthaber nur Seinesgleichen zu erblicken; an jeder Nazional-Angelegenheit Theil zu nehmen? ein Geistesschwung, eine Charakter-Energie, die sich selbst in so verderbten Freystaaten, als Athen unter dem Demosthenes, und Rom zu den Zeiten des Julius Cäsars war, als es Brittannien unter dem gegenwärtigen Minister-Despotismus ist, nicht verleugnet. Athen und Griechenland würden, scheint es, als wohl-verwaltete Monarchien, ihre Herrschaft länger behauptet haben, und ihre Bürger ruhiger, glücklicher gewesen seyn; aber nimmer, scheint es, würden diese Staaten, als Monarchien, bis zu diesem Glanz, bis zu dieser Fruchtbarkeit an großen und außerordentlichen Charakteren, nimmer würde, insbesondre Athen, bis zu dieser Höhe intellectueller und ästhetischer Cultur emporgestiegen seyn. Eben so würde Friedrich II, mit seinen erhabenen Talenten, mit seinem hohen Gefühl für heilige Regentenpflicht, Brittannien als unumschränkter Monarch beherrschend, weder dem Reichthum brittischer Bürger, noch der Ausdehnung ihrer Herrschaft hinderlich gewesen seyn, würde jenen vielleicht durch

noch weisere Gesetze und Einrichtungen vermehrt, diese weiter ausgebreitet haben. Aber diesen Geistesschwung, diese Charakter-Energie, diesen Nazional-Enthusiasmus, die, auch unter einem Pitt, in so glorreiche Flammen auflodern, würde er ihnen nimmer und nimmer eingeflößt haben.

Zum Ersatz dafür scheint der Monarchismus in guten Händen nur desto mehr gemacht zu seyn, statt des Patriotismus und Republikanismus reinen Weltbürgersinn und ächte Humanität zu befördern, — ohne Zweifel noch schönere Eigenthümlichkeiten!

Warlich! mir scheint es, daß wir hier in Berlin in eben dem Maaß mehr Weltbürgersinn haben, als man uns in London an Nazionalismus übertrifft.

Der allerneusten Freystaaten erwähnen wir nicht: ihr Beyspiel ist, im Guten wie im Bösen, noch zu wenig erprobt, als daß sie der Geschichtschreiber brauchen könnte, der gründlich belehren will.

Aber sehr weise streben die Völker, sich immer zweckmäßigere Verfassungen zu geben: denn dies heißt, um bey dem vorigen Gleichniß zu bleiben, nichts geringeres, als den Boden zu verbessern, auf welchem Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunstgeschmack und bürgerliche Glückseligkeit erwachsen.

Da die Regierungsverfassung eines Volks ein so wichtiges Beförderungs- oder Hinderungsmittel seiner Cultur ist, so muß auch jedes

§. 4.

große politische Ereigniß einen gleichen Einfluß auf Menschen-Bildung verbreiten. Zu den Ereignissen dieser Gattung gehören also Kriege, Eroberungen, Einbrüche wilder Völker, Demagogen- oder Fürsten-Wechsel, neue Wandlungen der Landesverfassung.

Vermittelst der Kriege und Eroberungen ward oft eine glückliche Mischung der Völker und Sitten hervorgebracht, ward das unterjochte rohere Volk durch das siegende feinere selbst verfeinert und veredelt, wurden Künste und Wissenschaften, wie die Saamen der Pflanzen durch die Winde, in entfernte Weltgegenden verbreitet. So kam griechische Sprache und griechische Wissenschaft durch Alexanders Eroberungen zu den Persern und Indiern: so — römische Sprache, und Gesetzgebung und Ueppigkeit durch die Siege der Feldherren Roms in alle drey Welttheile; so — neu-europäische Cultur und Laster durch Spanier, Holländer, Engländer und Franzosen nach den beyden Indien.

Dagegen zertrümmerte aber auch der Einsturz der Barbaren ins römische Reich jeden kärglichen Rest von Denk- und Empfindungsfeinheit, von bürgerlicher Ordnung und regelmäßiger Verfassung, auf Jahrhunderte: Klein-Asiens schöne Gefilde voll Denkmäler griechischer Kunst und römischer Prachtliebe wurdeu ruinenvolle Brandstätten und Wüsten durch die Eroberung roher Turcomannen: und der dreyßig-jährige Krieg stürzte Deuschlands beginnende Cultur in den Barbarismus des Mittelalters zurück.

Ein Mann von großem Geist und großem Charakter, von Kühnmuth und Tapferkeit, steht unter einer vernachläßigten, ruhmlosen Nazion auf: und Licht ergießt sich in die Finsterniß: das rohe Volk wird gebildet, das gesetzlos-schweifende bürgerlich-zusammengeordnet, das unwissende erleuchtet: das ruhmlose spielt eine Rolle auf dem Schauplatz der Welt.

Die charakterische Form, welche Ein großes Genie, welche Moses, dem Nomaden-Volk der Hebräer eindrückt, durchdauert Jahrhunderte und Jahrtausende. Lykurg, Solon sind durch ihre Gesetzgebung die Schöpfer des Ruhms von Sparta und Athen, von ganz Griechenland: Thebens unfruchtbarer Boden erzeugt Einen Epaminondas; Macedoniens Barbaren erleben Einen Philipp in ihrer Mitte: und die Thebaner wetteifern mit den Athenern und Lacedämoniern: und Griechenlands Größe erliegt unter der talent-reichen Uebermacht des Barbaren. In dem an Sitten und Tapferkeit so tief-versunkenen Athen donnert Ein Demosthenes von der Redner-Bühne herab gegen den frevelnden Macedonier; und das sinkende Athen, das sinkende Griechenland fällt — wenigstens mit Anstand.

Bey einer aufmerksamen Zergliederung der großen Epochen, welche die Nazionen durchlebten, finden wir fast durchgängig, daß ihr Ruhm und ihre Größe sich an irgend einen oder mehrere große und außerordentliche Menschen anknüpft; und daß die größte Nazion es meistens nur dadurch ward, daß sie eine Menge großer Männer in ihrem Schooß hatte: so wie gegenseitig die Größe der Nazion die veranlassende Ursache großer

Charaktere wird: indem sie die Geister mit Enthusiasmus, der Mutter von den Thaten des Ruhms, erfüllt, und ihrer angeregten Energie Stoff und Schauplatz darbietet.

Was wäre Preußen ohne den Zweyten Friedrich? Was Rußland ohne Peter I? Was begann Oesterreich zu werden durch Joseph II? Was war Deutschland vor Carl I? Was die Christenheit vor Luther?

Dagegen kann aber auch ein einziger eingeschränkter Geist, oder kleinlicher, schlechter Charakter den Ruin eines ganzen Volkes schaffen. Zu welcher schändlichen Kleinheit sinkt Athen unter der Demagogie eines Kleon herab, der einen Perikles zum Vorgänger hatte? Was wird des großen Carls neu=gegründete Monarchie unter einem schwachen Ludwig? Welche erbärmliche Gestalt Englands unter dem schwachen und schwelgerischen Königlichen Nachfolger des despotisch=republikanischen Cromwell?

Große Umwandlungen der Landesverfassung endlich bleiben selten ohne große Umwandlungen in dem Charakter und der Denkungsart der Menschen: außerordentliche Zeit=Ereignisse schaffen außerordentliche Menschen. Die neue Gestalt der Dinge erreget neue Wünsche, neue Plane, eröffnet neue Aussichten; weckt die gewaltigsten aller Leidenschaften, Ehrgeiz und Gewinnsucht, aus dem Schlummer, schmeichelt den geweckten mit neuen Mitteln der Befriedigung. Der wirklich=große Geist kann nur auf einem seiner würdigen Schauplatz handeln: und der kleine kann, durch die bloße Gewalt der Leidenschaft, über sein gewöhn=

liches Maaß erhöht werden. Denn das ist die Art, wie große Ereignisse große Charaktere schaffen.

Des stolzen Xerxes gedrohter Angriff auf Griechenland ruft eine lange Reihe von Helden hervor; und der bis dahin so eingeschränkt-häusliche Grieche wird der Held der Nazionen. Frankreich stürzt den Königsthron um: und der neu-errichtete Freyheitsbaum treibt, von Blut und Thränen unselig-befruchtet, große Redner große Helden und außerordentliche Charaktere. Polen, nach langer und verächtlicher Sclaven-Duldsamkeit, fühlt sich, bedroht von einer gänzlichen Vernichtung, noch einmal groß, und überrascht seine mächtigen Gegner, auf einige Augenblicke, durch längst-erstorbenen Patriotismus und Heldensinn.

Aber bey dem allen kann es dem philosophischen Geschichtschreiber nicht unbemerkt entgehen, daß solche erschütternde Anstöße durch große Welt-Ereignisse oder große Charaktere meistentheils nur sehr vorübergehend sind, und selten länger wirken, als der große Charakter und das große Ereigniß noch da ist, ich will sagen, noch unmittelbar wirken. Den zu dem neuen Gange der Dinge schon gewöhnten Menschen ist das neue selbst schon alt; die Preise des Ehrgeizes, der Gewinnsucht sind errungen: die glänzende Materie ist verarbeitet: die geweckten Geister, die mächtig-aufgeregten Leidenschaften, entschlummern.

Spaniens Joch ist zertrümmert: und der Patriotismus des Holländers verwandelt sich in Krämer-

Geist: sein Heldensinn wird Matrosen=Rohigkeit. Joseph ist nicht mehr; und mit ihm erlöscht das schön=angeglommene Licht österreichischer Cultur.

Soll der Schwung, den ein Volk durch ein großes Welt=Ereigniß oder einen großen Charakter erhält, daurend seyn, wenn auch nicht mit gleicher Stärke: dann muß jenes, dann muß dieses mehr von innen, als von aussenher, oder auf beyde Art zugleich wirken, muß mehr die intellectuelle oder moralische Bildung der Geister, als ihre politischen und statistischen Umgebungen treffen. Von der Art war die Reformazion durch Luther: einen solchen Schwung ertheilte Friedrich II seinen Preußen, seinen Deutschen, seinem Jahrhundert. Deswegen wirkt auch die Reformazion noch bis auf unsre Tage: deswegen haben wir auch immer noch nicht aufgehört, Friedrichs II Volk, und Friedrichs Zeitgenossen zu seyn.

Was frommte griechische Sprache und griechische Wissenschaft den Persern und Indiern? Aber Unterjochung der Körper ist nicht Cultur der Geister! Die leztere erfodert etwas mehr, als den siegreichen Durchzug macedonischer Helden durch erschrockene Provinzen! Was frommten den amerikanischen Barbaren europäische Religion und europäische Waffen? Sie wurden Barbaren mit europäischer Religion und europäischen Waffen! ihr Geist war und blieb fern von unsern Sitten, unserer Verfeinerung, wie das Land ihrer Hemisphäre von dem unsrigen.

§. 5.

Religion.

Es giebt, nach bloßen Vernunftgründen geurtheilt, vielleicht nichts, was weniger auf die Menschen wirken zu sollen scheint, als Religion; es giebt aber auch, nach dem Zeugniß der Geschichte, nichts, was tiefer, und ununterbrochener und daurender auf sie gewirkt hat, als Religion.

Glaube an Dinge, von denen niemand etwas wissen kann, Glaube an überirdische Wesen, die niemand je sah, oder sehen kann, Glaube an einen Zustand nach dem Tode, dessen Art, dessen Daseyn, niemand erforscht hat, was scheint weniger gemacht zu seyn, große Wirkungen und Wandlungen der Dinge in den menschlichen Verhältnissen hervorzubringen?

Denken wir uns dagegen, daß die Gegenstände der Religion die wichtigsten, umfassendsten und angelegentlichsten sind, welche der Mensch von seiner frühesten Existenz an unwiderstehlich als solche ahnet; daß sie durch das unbestimmte, schwankende und vieldeutige ihrer Erkenntniß, verbunden mit diesem Eindruck des höchsten Interesse, dem weisen Gesetzgeber, wie dem schlauen Tyrannen eines Volks, ein eben so mächtiges, als tausendfach-biegsames und brauchbares Werkzeug werden können; und daß die Vernunft in Sachen der Religion nur mit den äussersten ihrer Anstrengungen bis zum vollen Licht hindurchzudringen vermag: dann erkennen wir in der Religion nichts geringeres, als einen der gewaltigsten Hebel der menschlichen Dinge; als ein Mittel, auf unser Geschlecht noch da

zu wirken, wo alles andre seine Kraft verlor; wir erblicken in ihr ein überirdisches Licht für den Verstand, eine überirdische Trösterin für das Herz; den drohendsten Schreck des Lasters, die herrlichste Hoffnung der Tugend: wir erblicken in ihr die unverletzbarste Gesetzgeberin, aber auch die schauerlich-regelloseste Verwirrerin alles Rechts und aller Pflicht.

Dieser verschiedenen, zum Theil ganz entgegengesetzten Ansicht der Religion entsprechen dann auch ihre Wirkungen in die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts.

Da nun Religion, wie von selbst erhellet, als Glaube betrachtet, nur durch eine hoch-erleuchtete Vernunft, nach ihrem wahren und eigenthümlichen Wesen erkannt werden kann: die Vernunft aber, nach dem Zeugniß der Völker-Geschichte, nur unter einer kleinen Anzahl von Weisen unter den Griechen, Römern, Neu-Europäern und vielleicht auch unter den Ostindiern, sich bis zu einem vorzüglichen Grad erleuchtete; so mögen wir schon hieraus den Schluß ziehen, den wir auch durch die Geschichte leider! nur zu bedaurenswürdig erprobt sehen, daß Religion den Nazionen der Erde fast mehr eine Quelle unseliger Irrthümer und schädlicher Mißbräuche, als der Beförderung der Sittlichkeit und der Glückseligkeit gewesen seyn würde.

Leider ist es auch nicht nur das Epiphonem eines begeisterten und oft übertreibenden Dichters, den eine erhitzte Einbildungskraft täuschte; sondern der Seuf-

zer des philosophischen Geschichtschreibers, der mit ruhiger Vernunft die Thatsachen der Religionsgeschichte der Völker prüft, wenn der römische Sänger Lucrez sagt:

Tantum relligio potuit suadere malorum!

Dennoch wollen wir uns auch die guten und geistigen Wirkungen der Religion, die sie einstweilen geäußert hat, nicht verschweigen.

Dunkles Ahnungsgefühl des rohen Naturmenschen von übermächtigen Wesen, Götter oder Geister genannt, führte freilich die Vernunft, sogleich bey dem Beginn ihrer Entwickelung, in ein Gefilde ihr ganz fremder, übersinnlicher Erkenntniß, wo nur zu bald Irrthümer, und Aberglaube, und, durch diese, ungeheure Mißbräuche keimten. Wesen, die man nicht kannte, und deren Zorn doch, wie man glaubte, so ungeheuer schaden, deren Gunst so unermeßlich nützen konnte, fürchtete man, suchte man zu besänftigen, zu gewinnen, nach menschlicher Weise, das heißt also, durch Darbietung von Opfern, durch Hersagung gewisser Gebete, durch Beobachtung gewisser Ceremonien, durch die abgeschmacktesten aller Mittel, die man, eben durch ihre Abgeschmacktheit, der geahneten überirdischen Größe dieser Wesen ihrer nur desto würdiger, ihnen nur desto angenehmer glaubte. Die unwiderstehlichen Wirkungen und Einflüsse derselben glaubte man in jeder günstigen oder ungünstigen Zufälligkeit der natürlichen Dinge zu erkennen, deren verwickelten Zusammenhang man verkannte. So entstanden — Götter-Erscheinungen, Geister-Erscheinungen, Beschwö-

rungen — das heißt, die abgeschmacktesten und verderblich-mißbrauchbarsten Verirrungen einer getäuschten Vernunft, wodurch sie in ihrem natürlichen und eigenthümlichen Geschäfte der Beobachtung, Prüfung und Ueberlegung gehemmt und mißgeleitet ward.

Die Vernunft des Geübteren besiegt glücklich einige dieser Vorurtheile: aber gewandte Schlauheit mißbraucht diese bessere Erkenntniß gar bald zur verkehrten Leitung und eigennützigen Beherrschung des Einfältigern. Es entsteht Priester-Religion. Durch vorgegebenen nähern Umgang mit Göttern und Geistern, durch vertraute Kunde der Geheimnisse ihres Zorns oder ihrer Gunst, in der Art, sie zu verehren, unterjocht die Priester-Klasse das Volk, verdickt die natürliche Unwissenheit der Geister, schreckt oder besänftiget, nach sträflicher Willkühr, die Gemüther, hemmt die Fortschritte der Vernunft, und verlängert die Unmündigkeit des Menschen-Geschlechts.

Beläge dafür liefert die Bildungsgeschichte der Aegypter, der Perser, der Ostindier, die ungeheure Geistesfinsterniß des Europäischen Mittelalters: so wie der größte Theil der Völker Asiens, Afrika's, Amerika's.

Ueberzeugt von der Allgewalt religiösen Glaubens über die Gemüther der Menschen benutzt denselben ein edler großer Geist, wie Moses, wie Lykurg, wie Numa, um rohen und unwissenden Völkern eine weise Gesetzgebung und zweckmäßige, bürgerliche Verfassung aufzudringen: und sie verfehlen nicht ihres heilsamen Zwecks; sie bilden hebräische Theokratie, spartanischen Krieger-Geist und Stoizismus, und einen römischen

Senat. Aber durch heilsam-vorgegebenen Götter-Umgang und Götter-Erscheinungen bestärken sie die Vernunft nur in einigen der gefährlichsten ihrer Verirrungen, verengen den Geist ihrer Völker, legen ihre Vernunft in Fesseln: und ihre weise Gesetzgebung theilt offenbar einen Theil der Wirkungen mit der tückischen Priester-Religion. Die lange Uncultur der Juden, die unbezwingliche Rohigkeit der Spartaner, der Aberglaube der Römer, sind unverkennbare Wirkungen dieser Art.

Der Muhammedanismus, ein zweifelhaftes Mittelding von Priester-Religion und Gesetzgebung, wirkt offenbar mehr wie jene, als wie diese: und verewiget die Unwissenheit, Uncultur und das Elend des türkischen Reichs.

Die geoffenbarte Religion des Christenthums endlich, so wie sie bis dahin erklärt und verstanden ward, vereinigte ihre Glaubensdogmen unter allen bekannten Religionen der Erde am meisten mit einer großen Masse reiner Vernunfterkenntniß, und mit einer ächten, strengen Sittlichkeit. Und eben dadurch begründete sie sich eine Herrschaft selbst über eine erleuchtete Vernunft, und über die Weisen derselben: deswegen konnte sie, von ihrer Entstehung an, bis auf unsre Tage, ein Gegenstand der prüfenden Vernunft seyn, ohne ihre Dogmen geradehin aufzugeben. Deswegen konnte sie auch Tausenden guter und verständiger Menschen eine Zuversicht des Glaubens an Gott und göttliche Dinge, an den erhabenen Stifter des Christenthums und an die Belohnungen

einer andern Welt einflößen, die in der menschlichen Entwickelungsgeschichte ohne Beyspiel ist, eine Zuversicht, die der prüfenden Vernunft selbst die Grundlage ward, auf welcher sie an dem Gebäude einer von den Glaubensdogmen der Offenbarung schlechterdings-unabhängigen Religion arbeitete.

Dagegen konnte sie aber auch, durch das wundervolle und übernatürliche dieser Glaubensdogmen, in Tagen und unter Völkern der Unwissenheit, fast nur als Priester-Religion wirken, wie sie auch, unter dem Namen des Pabstthums, unwidersprechlich gewirket hat. Unwidersprechlich ward durch dieses die Unwissenheit der Völker verdickt, jede Art abgeschmackten und verderblichen Aberglaubens, wie durch neue und heiligere Gründe, bestättiget, der Fortschritt der Vernunft gehemmt.

Mönchsthum, Heiligen-Verehrung, Inquisizion und Autodafe's, scheußliche Mißgeburten des Christenthums, welche Ungeheuer in den Augen einer erleuchteten Vernunft! welcher Verderb für die Sittlichkeit! welche unzerbrechliche Hemmketten jeder freyeren Geistesentwickelung! welche mächtige Pfeiler des Despotismus der Tyrannen und Völker-Unterdrücker!

Die gefährlichste aller Theokratien ward durch den Mißbrauch des Christenthums eingeführt: sie heißt Hierarchie. Jahrhunderte hindurch mußte die neuerwachte Vernunft kämpfen, eh' es ihr gelang, allgemein-herrschende und tiefgewurzelte Vorurtheile, Aberglauben und Mißbräuche, welche durch die Hierarchie einge-

führt und geheiliget waren, zu bekämpfen und zu vertilgen.

Luther, der kühnste und glücklichste der Kämpfer, ward einer der wohlthätigsten und verehrungswürdigsten Genien neu-europäischer Menschheit! er entfesselte die Fürsten von den Banden der Hierarchie, die Völker von denen des schädlichsten Aberglaubens, und, was mehr als alles sagen will, die Denker-Welt von dem Gewissensdruck: sein Beyspiel und sein Protestantismus lehrten die Geister, Vernunft allein, und nur Vernunft zum Prüfstein jeder Art intellectueller und moralischer Wahrheiten zu machen: eine Verfahrungsart, vermittelst deren sie jene allgemeine Aufklärung über die wichtigsten Rechte und heiligsten Pflichten der Menschheit bewirkte, die, wie die Sonne am Himmel, über Neu-Europa strahlt, und das schöne Ziel der Veredelung unseres Geschlechts so glücklich-nahe gerückt hat.

Schwerlich dürfte der Vater des Protestantismus der neu-europäischen Menschheit mehr Heil gebracht haben, hätte er die Macht seiner Beredsamkeit, die Energie seines Charakters, die ganze Allgewalt seines Geistes, eben so unwiderstehlich gegen Fürsten-Despotismus, als gegen hierarchischen gekehrt, und, statt religiöser Dogmen, Sieyesische Grundsätze gepredigt. Luther's unermeßlicher Einfluß war intellectuell und moralisch, nicht statistisch: er lehrte Republikanismus der Geister.

Trotz allen verderblichen Wirkungen indessen, welche die Religion in die Menschen-Geschichte ge-

äußert, muß der philosophische Geschichtschreiber doch gestehen, daß sie das Mittel gewesen, den größesten und erhabensten aller menschlichen Gedanken, den der moralischen Gesetzgebung, in dem Menschen zu wecken, zu beleben durch die sinnliche Personifikazion derselben in der Person eines allgütigen, heiligen und gerechten Weltrichters, durch die Hoffnung der Belohnungen der Tugend, und die Furcht vor den Strafen des Lasters, in einer andern Welt, und daß der Genius der Menschheit dieselbe, durch die lange Kindheit der Vernunft hin, an diesem nothwendigen und heilsamen Leitseil gegängelt, bis diese, vollständig erleuchtet, sich bis zu der Idee einer von den religiösen Dogmen unabhängigen Moral emporzuschwingen vermochte.

Denn wenn gleich der Glaube an übersinnliche, aller Vernunft unerkennbare, ewig-unergründliche Dinge auf erleuchtete Geister nur schwach wirken kann; und also Religion ihre ungeheure Rolle auf dem handlungsvollsten Schauplatz menschlicher Dinge, in der Mitte der neu-europäischen Menschheit, mit diesem Jahrhundert wahrscheinlich für immer ausgespielt hat: so scheint es mir doch, daß die Vernunft die erhabenen Dogmen von einem allweisen Weltvater und moralischen Weltrichter, von einem bessern Zustande jenseits des Grabes, zu ihrer höchsten Selbstvollendung fodert; daß die Sittenlehre durch den Glauben an diese heiligen Lehren allein nur sanctionirt, und das trostlose Menschenleben allein nur mit Heil und Trost beglückt werden kann.

§. 6.

Folgen-reiche Entdeckungen und Erfindungen.

Vielleicht könnte man behaupten, daß durch gewisse einzelne Erfindungen oder Entdeckungen die Fortbildung des menschlichen Geschlechts mächtiger, daurender und heilsamer gefördert worden, als durch die einflußreichsten politischen Ereignisse, so wie diese bis dahin durch die Leidenschaften der Fürsten, oder durch die Unwissenheit und Fahrläßigkeit der Völker hervorgebracht wurden.

Die Erfindung der Sprache, die, in ihren Uranfängen, nichts anders ist, als der artikulirte Ausdruck der Empfindungen und Vorstellungen eines bis zur Besonnenheit entwickelten Wesens, war für die Entwickelung des Menschen eben so fruchtbar und reich an großen Kraftkeimen, als es die vernünftige Besonnenheit selbst war.

Die Entdeckung des Gebrauchs des Feuers und des Eisens gründete dem Menschen zuallererst eine gewisse Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den immerwechselnden Zufälligkeiten der Witterung, der Jahreszeit, und des Himmelstrichs, unterwarf ihm die ungebändigsten Elemente, und machte seine schwache Hand zu einem Hebel, der Welten bewegt.

Durch den Ackerbau stahl der hülflose Mensch der Natur gleichsam den Schlüssel zu ihrer Fruchtkammer, und machte den unfruchtbarsten Fleck der Erdfläche zu einem Speise-Magazin.

Das Geld ward die allgemeine Waare der Kaufleute, und leistete dem Handel, leistete der ganzen thä-

tigen Welt, was eine allgemeine Sprache der speculativen leisten würde.

Die Schiffahrt knüpft durch das Meer, wie durch eine ungeheure Brücke Länder mit Ländern, Völker mit Völkern, Welttheil mit Welttheil zusammen. Die Entdeckung von Amerika scheidet das dunkle Mittelalter von der bessern neu-europäischen Epoche, gießt neues Licht und neues Leben aus der alten in die neue, aus der neuen in die alte Welt, und das Schiff, welches die erste Nachricht von einem neuentdeckten Welttheil nach Europa brachte, trug, wie eine Urne des Schicksals, das Loos von Millionen ungeborner Geschlechter in der alten und in der neuen Welt: Handel, Wohlhabenheit, intellectuelle und moralische Cultur, Politik, Staaten nahmen eine neue Richtung, hoben sich mit neuem Schwunge.

Ein ungeahneter Funke fliegt aus einem Mörser hervor: und die angestaunte Tapferkeit griechischer Phalangen und römischer Legionen ist für immer vernichtet: die ganze Kriegskunst ist umgeändert.

Die Buchdruckerey ist der Pharos der intellectuellen und moralischen Aufklärung: in diesen stellt die Weisheit, als in einen millionenfach zurückstrahlenden Reverbere, ihre welterleuchtende Fackel: und über Nazionen und Weltreiche, die in mitternächtliches Dunkel gehüllt waren, geht ein heller Tag herauf: eine reg- und leblose Geister-Welt ersteht wie aus dem Grabe: Wissenschaft, Kunstgeschmack und Sittlichkeit richten sich mit ihr aus dem Staub' empor.

Wer vermag die ungeheuren Wirkungen auf alle und jede bürgerliche Verhältnisse zu berechnen, welche die Entdeckung der **Direction** der aerostatischen Maschine hervorbringen wird?

Wer kann endlich bestimmen, welche außerordentliche Verbesserungen Ackerbau, Schiffahrt, Fabriken, Manufakturen durch ein immer tieferes Studium der Chymie, Physik, Naturgeschichte erhalten werden, da sie deren, seit der kurzen Zeit des eifrigen Studiums dieser Wissenschaften, schon so bewundernswürdig-viele und wichtige erhalten haben.

Beyspiele genug von großen Entdeckungen und Erfindungen, als wichtigen Bildungsmitteln unseres Geschlechts. In dem zweyten Buch von der Vervollkommnung werden wir aus den einflußreichsten derselben eine Art von intellectueller und moralischer **Communikationslinie** in der menschlichen Entwickelungsgeschichte zusammenbilden.

§. 7.

Große Natur-Ereignisse

brachten auch nicht selten wichtige Umwandlungen der menschlichen Dinge hervor.

Die **ungeheuren Wasserfluthen** der jungen Erde vernichteten gewiß einen großen Theil ihrer ersten Bewohner, und mit ihnen den schon-erstrebten Grad der Cultur; drängten andre in entfernte oder höher-liegende Gegenden; schufen Meeresgrund zu bewohnbarem Lande, bewohnbares oder schon-bewohntes Land zu Seen und Meeresgrund um.

Erdbeben verschütteten Städte und Provinzen, bildeten zusammenhängende Länder zu Inseln, begruben vielleicht eine ungeheure Thier-, Pflanzen- und Menschen-Welt zwischen Amerika und Europa in dem Ozean, und trieben die ungeheuren Insel-Länder im stillen Meer, um Amerika herum, u. s. w. als neue Wohnsitze für Menschen und Thiere hervor.

Und wenn die Astronomen uns wegen der verderblichen Annäherung irgend eines Cometen in Sicherheit stellen zu können scheinen: welcher Geologe verbürgt es uns, daß nicht irgend eine ungeheure Explosion der unter unserm Fuß schlummernden Zerstörungsstoffe des Feuers und des Wassers diese Erdfläche mit ihren Bewohnern und allen Denkmälern ihrer Cultur zu einem unermeßlichen Grabhügel umwühle?

Eilfter Abschnitt.

Uebergang von der theoretischen Aufzählung menschlicher Anlagen und ihrer Bildungsmittel zu der wirklichen Entwickelungsgeschichte des Menschen durch die fünf Haupt-Modifikationen unseres physischen Selbst, nämlich Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen, Ueppigkeit und weise-beschränkter Genuß.

Da das physische Selbst des Menschen der letzte Beziehungspunkt ist, von welchem alle Entwickelung ausgeht, und in welchen sie endet; da selbst alle intellectuelle und moralische Anlagen in demselben wurzeln; so müssen auch die ursprüngliche Modifika-

zionen des physischen Selbst oder seine ursprünglich-verschiedene Arten zu seyn, auf die Entwickelung aller und jeder Anlagen unserer Natur anwendbar seyn, und diese wenigstens gewisse ähnliche Beziehungen zu jenen haben.

Daher können wir hier schon den wahrscheinlichen Schluß ziehen, daß, wenn es in der Entwickelung der ursprünglichen Modifikazionen des physischen Selbst eine gewisse Stufen-Folge giebt, die Entwickelung der menschlichen Anlagen überhaupt auch dieser Stufen-Folge parallel laufen werde.

Bestimmen wir zuvörderst diese ursprüngliche Modifikazionen!

Sie heißen Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen, Ueppigkeit, weise-beschränkter Genuß. Der Leser ist berechtiget, uns eine stufenmäßige Entwickelung und Begründung dieser fünf Modifikazionen abzufodern. Hier ist sie.

Das Lebensgefühl, dieser Grundquell aller lebendigen Natur und ihrer Energien, kann, wie jede Kraft eines endlichen Geschöpfes, in gewissen gleichsam abgemessenen Proporzionen verstärkt, aber auch, über einen gewissen Grad hinaus, nicht weiter gesteigert werden. Diese bemerkbaren Proporzionen, und diesen möglich-höchsten Grad der Steigerung des Lebensgefühls in dem Menschen bezeichnen wir mit dem Namen der Modifikazionen seines physischen Seyns.

Hunger, Durst, Begehrlichkeit für Kühle nach Erhitzung, für Wärme nach Erkältung, für Schlaf nach ermattender Arbeit, gehören zu den Bedürfniß-

gefühlen, das heißt, sie fodern uns auf, unsern Organen dasjenige zu reichen, was ihrer ungehemmten Kraftäußerung angemessen ist. Wilde in einem ungünstigen Klima, arme Handwerker mitten in der Welt der Cultur, leben im Zustande der Bedürflichkeit.

Da die Bedürfnißgefühle unter allen Affectionen der thierischen Natur, nächst dem Schmerz, die drängendsten, die peinigendsten sind: so strebt dieselbe auch mit aller Gewalt des Instincts, sich ihrer zu entledigen. Vom Schmerz- und Bedürfnißgefühl, sagten wir daher schon im Vorigen, ging alle menschliche Entwickelung aus.

Die nächst dem Bedürfnißgefühl behaglichere Art unseres physischen Selbst, zu seyn, ist das Gefühl der Gemächlichkeit: denn dies ist nichts anders, als das Gefühl des leichtgestillten Bedürfnisses.

Jedes befriedigte Bedürfniß gewährt uns die Empfindung des Behaglichen, des Gemächlichen: z. B. Speise nach dem Hunger, Trank nach dem Durst, Schlaf nach der Arbeit. Von Leuten, die sich durch ihre Lage jedes Bedürfniß mit Leichtigkeit und ohne Beschwerde herbeyschaffen können, sagen wir: sie befinden sich in einem gemächlichen Zustande: wodurch wir also andeuten, daß sie durch die äußerlichen Verhältnisse über quälende Bedürfnisse weggesetzt sind.

Der höhere Grad des Lebensgefühls nächst dem der Gemächlichkeit ist der des Vergnügens.

Denn so wie Gemächlichkeit blos Befriedigung eines Bedürfnisses, also etwas negati-

ves, zum Gegenstande hat; so besteht Vergnügen in dem positiven des Genusses, d. h. in einer besonders-angenehmen Schwingung des Lebensgefühls, auch ohne vorhergegangenen Reiz durch quälendes Bedürfniß: wenn gleich das Vergnügen durch hinzukommendes Bedürfnißgefühl beträchtlich verstärkt werden kann.

Wir fühlen uns gemächlich in einer mittelmäßig-glücklichen Lage: wir sind vergnügt bey einem Gastmahl oder in einer aufheiternden Gesellschaft: einen Tag, ohne Sorge und mühsames Geschäft, in angenehmer Zerstreuung hingebracht, nennen wir einen Tag des Vergnügens.

Wer durch seine äußerlichen Verhältnisse nicht nur jedes Bedürfniß gemächlich befriedigen, sondern auch sich jeden gewünschten, edleren Genuß gewähren könnte; dessen Zustand würden wir einen Zustand des Vergnügens nennen. Das wesentliche dieses Zustandes besteht also, wie das Vergnügen selbst, nicht blos in der Befriedigung des Bedürfnisses, sondern in der Gewährung des Genusses.

Die wohllüstig-gekützelte Reizbarkeit kennet keine Schranken: denn das Lebensgefühl, welches durch sie angeregt wird, strebt, vermittelst der gränzenlosen Einbildungskraft, welche mit ihm zugleich, und in geradem Verhältniß, anglüht, in's Unendliche. Kein Grad angenehmer Schwingungen des Lebensgefühls gnügt ihr, so lang' er noch der Steigerung fähig ist: der möglich-erreichbarste, der höchste Grad ist ihr Ziel: und diesen findet sie nur in ihrer eignen

Ueberspannung durch Genuß, die zugleich erschöpfende Abspannung ist.

Dieser Zustand heißt der Zustand der Ueppigkeit.

So finden wir, daß jede Begierde, jede Leidenschaft in heftigen Gemüthern, durch günstige Befriedigung, statt gestillt zu werden, nur mehr gereizt, und in dem Streben in's unendliche, nur durch die Unmöglichkeit, sich weiter befriedigt zu sehen, eingeschränkt wird. Nur Erschöpfung sättiget den ausschweifenden Wohllüstling: nur in der sinnlosen Betäubung findet der Trunkenbold den höchsten Genuß seines thierischen Vergnügens: dem Ehrgeiz eines Alexanders gnügt eine bezwungene Welt noch nicht: und der kenntnißreichste Wißgierige stirbt mit der Klage im Munde: „Kurz — das Leben; unendlich — die Wissenschaft!"

Durch diese vier Modifikazionen unseres Seyns, des Bedürfnißgefühls, der Gemächlichkeit, des Vergnügens, der Ueppigkeit, steigt also das Lebensgefühl zu einer immer-höhern Energie: jede dieser Modifikazionen, heißt das, regt diesen Nerv unseres Wesens immer mächtiger an, gewährt unserm Selbst immervollern, immer-reichhaltigern Genuß: mit jeder derselben fühlen wir unser Daseyn erweitert und vollständiger.

Die letzte der genannten Arten unseres physischen Selbst, zu seyn, scheint, da sie zur Erschöpfung der eigenen Genußfähigkeit führt, auf den ersten Anblick vielmehr Einschränkung, als Erweiterung zu seyn. Aber an sich ist sie doch offenbar der möglich-höchste Grad des Vergnügens: und das

Geschöpf lernt, durch die darauf folgende Erschlaffung, die möglich-größte Summe seiner Genußkraft berechnen: eine Wissenschaft, welche für die thierische Oekonomie unentbehrlich ist; besonders aber demjenigen Geschöpf unentbehrlich ist, welches, wie der Mensch, durch ein ausschweifendes Einbildungsvermögen so leicht selbst dem Instinct untreu wird, und sich auf Abwege der Unnatur verliert.

Hier entwickelt sich also noch eine Modifikazion des physischen Selbst, es ist die des weise-beschränkten Genusses.

Denn gesetzt: der durch unmäßiges Vergnügen überfüllte Mensch erwacht aus dem Taumel der Ueppigkeit: schmerzhafte Erfahrungen von dem Verderblichen eines solchen Uebernehmens führen ihn zur Besinnung: die wiederkehrende Vernunft macht ihn aufmerksam auf die durch die Natur selbst abgezirkte Gränze, die er übersprang, aufmerksam auf die Unregelmäßigkeiten, denen er sich, in diesen Augenblicken, überließ: er beherziget seine Verirrung.

Ohne sich den Genuß des Vergnügens zu versagen, gewährt er sich dasselbe, nach dieser Warnung, nur mit demjenigen Maaß, welches die schädliche Erfahrung von der Beschränkung seiner Genußfähigkeit ihn kennen und erproben gelehrt.

Und nun erst werden weder eigne Begierde und Leidenschaft, noch fremde Ueberredung und Verführung den durch Schaden Gewarnten und Gewitzigten nicht so leicht hinreißen: wenn schon — auch selbst die verderblichsten aller Erfahrungen — der menschlichen

Freyheit keinen undurchbrechlichen Damm entgegensetzen, und einzelne Individuen, den eindringlichsten Warnungen zum Trotz, nie weise werden. Allein wir reden hier von der Entwickelung nicht einzelner Menschen, sondern der gesammten Menschen-Gattung.

Aber auf diesem Wege wird der Schwelger oft ein weiser Genießer.

Da weiser Genuß offenbar Rückkehr zum gemäßigten Vergnügen ist; und die Sinnlichkeit hier, wie sie's seyn soll, durch Vernunft in ihre gehörige Schranken zurückgewiesen ist: so giebt es, ausser den genannten fünf Modifikazionen unseres physischen Selbst, keine andre mehr. Denn sobald die Sinnlichkeit durch die Vernunft in ihre Gränzen zurückgetrieben ist, so hat die Natur ihre Zwecke erreicht: und die Erreichung dieser Zwecke beurkundet sie durch jene Rückkehr zu einer schon-verlassenen Entwickelungsstufe (des Vergnügens).

Dagegen ist es unwidersprechlich, daß ein lebendiges Geschöpf, welches sich in dem Zustande der Gemächlichkeit befindet, sich einer vollkommneren Art des Daseyns erfreut, als in dem Zustande der Bedürflichkeit: und eben so, daß der Zustand des Vergnügens eine vollkommnere, oder, wenn man lieber will, vollständigere Art des Seyns ist, als der Zustand bloßer Gemächlichkeit.

Selbst bey dem Thier sehn wir daher, daß es die genußvollere und gleichsam reichhaltigere Art zu seyn lieber hat, als die minder-genußvolle: sehr merklich unterscheidet es zwischen einer Speise, einem Trank,

die ihm mehr oder weniger angenehmen Genuß geben; es ißt und trinkt mehr und behaglicher, wenn ihm das mehrere und angenehmere geboten wird: es überläßt sich sogar nicht selten (obgleich seltener, als der Mensch) einer Art von Ueppigkeit im Genuß, wovon es ohngefähr auf dieselbe Art, durch den Instinct geleitet, zu dem gehörigen Natur-Maaß zurückkehrt, wie der Mensch, durch die Vernunft belehrt und gewarnt.

Sobald nun der Mensch die eine dieser Modifikazionen gegen die andre abwägen gelernt (und eine thierische Unterscheidungskraft langet, wie wir eben dargethan, dazu hin); so strebt er, die geringere und minder-genußvolle derselben gegen die angenehmere und genußvollere zu vertauschen, und den Zustand, welchen ihm die letztere gewährt, daurend zu machen.

Denn nicht nur der immer-rege Erweiterungstrieb reißt ihn von dem einen Zustande zu dem andern fort; verstärkt und verfeinert jene, schon als Thier ihm beywohnende Unterscheidungskraft; sondern durch seine vernünftige Anlagen besitzt er auch zugleich das Vermögen, Mittel und Zweck in den Dingen, mit Beziehung auf seine verschiedene Arten zu seyn, zu vergleichen, und seinen Vorstellungen davon Wirklichkeit zu geben.

Da nun der Mensch alles, was er irgend denken, empfinden, oder handeln mag, auf das ursprüngliche Lebensgefühl bezieht, als Quell und Mittelpunkt aller seiner Thätigkeit: da er, wie wir in einem der vorigen Abschnitte thatsächlich erwiesen, sich alles zum Bedürfniß

und

und zum Vergnügen, ja alles sogar zum Gegenstande der Uebertreibung, d. h. der Ueppigkeit machen kann, — Arbeit, wie Genuß, sinnlichen, wie geistigen Genuß, technische, wie intellectuelle Thätigkeit, das Tobackrauchen, wie — das Studiren: so erhellet von selbst, daß die natürliche Geschichte des Menschen nichts anders seyn wird, als ein unaufhörliches Streben, den Zustand der Bedürflichkeit gegen den Zustand der Gemächlichkeit zu verwechseln, und aus dem Zustande des Vergnügens in den der Ueppigkeit überzugehen: so wie den ihm umgebenden Dingen eine seiner jedesmaligen Art zu seyn entsprechende Form zu geben. Aus dem Zustande der Ueppigkeit ruft ihn dann eine warnende Vernunft einstweilen in das verlassene Gleis der schönen Mäßigung im Vergnügen zurück.

Dies also sind die unbezweifelbaren Ursachen, daß die Entwickelungsgeschichte nicht nur seiner physischen, sondern auch seiner intellectuellen und moralischen Anlagen den Modifikazionen des Lebensgefühls entweder durchaus, oder wenigstens analog mitbestimmt wird. Deswegen werden wir auch künftig die mehr oder minder auffspringende Correspondenz der stuffenmäßigen Entwickelungsgeschichte aller und jeder menschlichen Anlagen mit diesen ursprünglichen Modifikazionen unseres Seyns bemerkbar zu machen suchen.

Lasset eine arme Familie durch glücklichen Fleiß sich ein kleines Vermögen erarbeiten! und sie wird, statt der gewöhnlichen einfachen Speisen, ausgesuchtere

auf den Tisch setzen, statt des gröberen Tuchs sich in feineres kleiden, statt der gemietheten Zimmer ein eignes Haus bewohnen: sie wird den Zustand der Bedürflichkeit mit dem Zustande der Gemächlichkeit vertauschen.

Lasset ihren Fleiß mit dem Erwerb eines noch größeren Vermögens gesegnet seyn! und die vornehmsten Glieder der Familie werden, etwa bey der bloßen Aufsicht über das Ganze der Haushaltung, jedes anständige Vergnügen genießen, welches ihnen die Lage der Dinge darbeut: sie werden mehr dem Vergnügen, als ihren Geschäften, leben.

Die Vorsteher der Familie sterben. Die im Schooß der Gemächlichkeit und des Vergnügens erzogenen Nachkömmlinge finden die anständigen und mit Mäßigung genossenen Vergnügen ihrer Eltern alltäglich, ermüdend: sie versinken in Ueppigkeit.

Die Geschichte dieser Familie ist die natürliche Geschichte des Menschengeschlechts.

Aber so wenig jede Familie sich mit diesem immersteigenden Wachsthum zum Wohlstand erhebt; eben so wenig erblicken wir das menschliche Geschlecht in jedem Punkt des Raums und der Zeit in einer ununterbrochenen Strebsamkeit, aus dem einen der genannten Zustände in den andern überzugehen.

Ungünstiges Klima, drückende Regierungsform, Mangel gewisser, zur Behülflichkeit des Lebens unentbehrlicher Erfindungen, u. s. f. werden ihm eben so viele Fesseln auf diesem Wege fortschreitender Ausbildung: so wie angeborne Schlaffheit, häusliche Un-

glücksfälle, und eine Menge anderer Widerwärtigkeiten, eine Familie ganze Generazionen hindurch in dem Zustande der armseligsten Bedürflichkeit erhalten können.

Ueberall dagegen, wo eine größere oder kleinere Gesellschaft von Menschen durch die äussern Umstände begünstiget, der natürlichen Entwickelung ihrer Kräfte überlassen ist, werden wir auch jene Fortschritte bemerken.

Freilich ist es unmöglich zu bestimmen, in dem Besitz welcher und wie vieler Güter der Mensch sich finden müsse, damit wir ihm jetzt den Zustand der Bedürflichkeit, jetzt den der Gemächlichkeit, oder der Ueppigkeit zueignen können.

Denn die Begriffe von Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen und Ueppigkeit, mit Beziehung auf die Gegenstände der Befriedigung dieser Gefühle, sind eben sowohl Verhältnißbegriffe, als die von Reichthum und Armuth, von Glückseligkeit und Unglückseligkeit.

Eine Familie in Otaheite lebt im Ueberfluß, wenn sie vor ihrer Hütte etwa so viele Brodbäume stehen hat, als sie Glieder zählt: eine Fürsten-Familie in Europa ist höchst dürftig, die jedem ihrer Abkömmlinge nur tausend Thaler jährlicher Einkünfte abwerfen kann. Der fleißige Arbeiter, welcher mit der sichern Aussicht auf tägliche Beschäftigung für ein ganzes Jahr zu Bette geht, wird auf seinem Strohlager vergnügter einschlafen und erwachen, als der eroberungssüchtige Fürst auf dem Lager von Eiderdaunen, dem sein Finanz-

Minister eben gestern unverhohlen gestand, daß in der landesherrlichen Schatzkammer noch eine Million fehle, um das Heer vollgerüstet ins Feld zu stellen. Der junge Prinz, der, um seinen fürstlichen Vater an dessen Geburtstage zu überraschen, eine kostspielige Lustbarkeit von einigen tausend Thalern veranstaltet, kann noch sparsam seyn: unterdeß die Tochter des Lohnarbeiters, die, um Zuschauerin dieser Lustbarkeit zu seyn, den Platz mit einigen Groschen bezahlt, schon Verschwenderin ist.

So — einzelne Menschen, so auch — ganze Nazionen. Alle Gegenstände des Bedürfnisses, der Gemächlichkeit, des Vergnügens, die in einem ganzen Jahr von den Millionen roher Eingebornen Afrika's aufgebraucht werden, würden, nach dem genauesten Ueberschlage, an Geldwerth, höchstwahrscheinlich, nicht die Hälfte desjenigen betragen, was in Einem Monat, in dem einzigen London, blos für Gegenstände des Vergnügens und der Ueppigkeit verschwelgt wird.

Bedürfniß ist dem Menschen, was er gewöhnlich genießt, und wär's das Kostbarste an Werth, das Lüsternste für den Genuß: gemächlich fühlt er sich nur in dem Zustande der leichten und immer-fertigen Handhabung dessen, was ihm Bedürfniß ist, — und wären es stehende Heere und Flotten zur See und Peruanische Goldkammern: Vergnügen gewährt ihm nur nicht der an sich seltene, sondern der für ihn seltene Genuß: und der Zunge des üppigen Schwelgers würden kaum die Leckerbissen beyder Welten, der Hand manches Verschwenders königliche Schätze nicht genügen.

Daher muß, bey der Entscheidung über die verschiedenen Zustände der Bedürflichkeit, der Gemächlichkeit u. s. w. das Gegenwärtige immer mit dem Vergangenen zusammengehalten, das Einzelne auf das Ganze bezogen, und überhaupt die jedesmaligen Verhältnisse des Subjects, wie der Dinge, berücksichtiget werden.

So wechseln also die Begriffe von Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen und Ueppigkeit, mit jedem Jahrhundert und jedem Jahrzehend, mit jedem Lande, jeder Stadt: und der jedesmalige Zustand des Menschen mißt sich nach seiner Begierde, nicht nach dem Besitz. Deshalb müssen wir auch immer nur Bedürfniß und Gemächlichkeit, Vergnügen und Ueppigkeit eines und desselben Jahrhunderts, Jahrzehends, eines und desselben Landes, Einer Stadt oder Eines Standes vergleichen.

Aber bey der abstechendsten Verschiedenheit in dem, was zur Befriedigung menschlicher Begierde in diesen Vier Zuständen gehört, ist der Mensch sich überall darin gleich, daß er, wenn irgend durch die äussern Umstände begünstiget, den bessern dieser Zustände gegen den schlechteren, den reichhaltigern gegen den dürftigern zu vertauschen strebt.

Nicht, als wenn er in dem Zustande der Bedürflichkeit nicht eben sowohl nach Vergnügen, und selbst nach Ueppigkeit hasche! Wer weiß es nicht, daß die Vergnügen des Wilden, so wie der arbeitenden Klasse bey uns, oft zu den ausgelassensten und erschöpfendsten gehören? Wer weiß es nicht, daß Völker, denen ihre Subsistenz von heute bis morgen nicht gesichert ist, nicht

selten das allerträgste Leben führen, wie es der müßigste Pflaster-Treter in Paris, London, Berlin, nur immer führen mag.

Aber dies nur behaupten wir, daß der Mensch unaufhörlich strebt, seinen ganzen Zustand aus einer dieser Modifikazionen in die andre zu erheben: so wie jedes Ding aus einem Gegenstande des Bedürfnisses zu einem Gegenstande der Gemächlichkeit, aus einem Gegenstande der Gemächlichkeit zum Gegenstande des Vergnügens oder auch der Ueppigkeit zu machen.

Wir cultivirten Europäer können fast keinen Gegenstand unserer Bedürfnisse ansehen, ohne auf ihm die Wahrheit dieses Satzes zu lesen. Der Knopf auf unserm Rock, die Schnalle an unserm Schuh, der Teller auf dem Tisch, die Schaale an dem Griff des Messers, bestättigen denselben Satz.

Bedürfniß ist es, daß der Rock auf irgend eine Art zusammengehalten werde: und dies leistet zuallererst ein Band um den ganzen Leib: gemächlicher trägt sich der Rock mit kleinen Einschnitten, welche mit kleinen von einander abgesonderten Knoten, Knöpfe genannt, angefüllt werden: zum Vergnügen des Auges werden Verzierungen auf dem Knopf angebracht: Ueppigkeit schmückt sich mit silbernen, goldnen, und kann sie's leisten, mit diamantnen Knöpfen.

Hier haben wir also dem Leser die Grundlage verzeichnet, auf welcher die gesammte menschliche Entwickelung beruht.

So gar schon den Verirrungs- und den Rettungs-Punkt der natürlichen Geschichte unseres Geschlechts — (Ueppigkeit — der Verirrungs-Punkt; weise-beschränkter Genuß, durch eine warnende Vernunft erzeugt, — der Rettungs-Punkt, —) erblicken wir in dieser Grundlage.

Da sie aber zu allgemein ist, um die bestimmten Epochen der wirklichen Entwickelung unseres Geschlechts darnach festzusetzen, und, wie wir's theils schon angedeutet, theils in der Folge noch deutlicher einleuchtend machen werden, die Entwickelungsepochen der übrigen Anlagen (die physischen ausgenommen) nur mittelbar und durch eine Art von Analogie auf die fünf Haupt-Modifikazionen unseres Seyns bezogen werden; so betrachten wir diese letztern mit Recht nur als den Uebergang und beginnenden Anklang des mit so herrlichen Fähigkeiten ausgerüsteten und mit so mannigfaltigen Mitteln zur Ausbildung dieser Fähigkeiten umringten Menschen zu der wirklichen Geschichte der Ausbildung und Entwickelung aller seiner Anlagen.

Die Haupt-Epochen dieser wirklichen Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts müssen daher nach bestimmteren Momenten seines eigenthümlichen Charakters (denn die genannten fünf Modifikazionen unseres physischen Selbst sind uns, wie wir gesehn, gewissermaßen mit dem Thiere gemein) festgestellt werden. Doch werden wir die analoge Beziehung der nach diesen Grundsätzen

festgestellten Haupt-Epochen auf die allgemeinen Modifikazionen unseres Seyns zu bemerken nicht unterlassen.

Der Leser wird nunmehr hoffentlich von selbst die Ursache einsehen, warum wir mit den Erörterungen über die letztern lieber das erste Buch von den ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur beschließen, als das zweyte von der wirklichen Entwickelungsgeschichte dieser Anlagen beginnen wollten.

Zweytes Buch.

Von den

Haupt-Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte.

Of wealth, powr, freedom, thou the cause;
Foundress of order, cities, laws,
Of arts inventress thou!
Without thee what were human Kind?
How vast their wants, their thoughts how blind,
Their joys how mean, how few!

Hymne to Reason by Akenside.

Erster Abschnitt,

welcher die Haupt-Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte charakterisch verzeichnet, psychologisch-moralisch ableitet, und als vollzählig begründet.

„Die Haupt-Epochen *) der wirklichen Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts müssen, sagten „wir am Schluß des ersten Buchs, nach bestimmten „Momenten seines eigenthümlichen Charakters festgestellt werden."

Der Beweis für diesen Grundsatz ergiebt sich von selbst. Denn die Haupt-Epochen unserer Entwickelung sind selbst nichts anders, als die stuffenmäßigen oder fortschreitenden wesentlichen Wandlungen und Veränderungen in den charakterischen Momenten unserer Gattung.

Da nun Sinnlichkeit und Vernunft den unterscheidenden Charakter der menschlichen Natur aus-

*) Epochen nennen wir die ausgezeichneten Abschnitte menschlicher Entwickelungsgeschichte, nicht Perioden: weil eine immer der Anklang zur andern ist, und die vier letztern sich oft, wie wir sogleich zeigen, in einander mischen. Es sind offenbar mehr Begriff- als Zeitabschnitte; wenn sie sich gleich nur in einer bestimmten Folge entwickeln.

machen, so werden wir auch jene Haupt-Epochen am sichersten nach den verschiedenen Veränderungen in dem Verhältniß dieser beyden Hauptstämme menschlicher Energien zu einander, bestimmen.

Denn nur vermittelst der gegenseitigen Bestimmung dieser Hauptkräfte, vermittelst des Grades ihrer zweckmäßigen Ausbildung oder auch Verbildung, ihrer Harmonie oder ihres Widerspruchs, der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit, oder der Sinnlichkeit über die Vernunft, wird die endliche Beziehung und Richtung aller unserer übrigen Kräfte und Anlagen hervorgebracht. Wir machen, heißt das mit andern Worten, von unsern neu-entwickelten Kräften und neu-erworbenen Fertigkeiten, vermittelst der gröbern oder geistigern Sinnlichkeit, die uns beherrscht, vermittelst der gebietenden oder der unterjochten Vernunft, einen Gebrauch, der den höchsten und letzten Zwecken unserer Existenz, — der wahren Vervollkommnung unserer Natur — der Würde und Glückseligkeit derselben, — förderlich oder hinderlich ist.

1.

Der Mensch steht entweder unter der unbedingten Herrschaft der Sinnlichkeit, ohne allen Gebrauch der Vernunft: und dies nennen wir die Epoche der Wildheit (Rohigkeit) oder der Thiermenschheit: weil der Mensch hier nur noch ein vernunft-fähiges, keinesweges aber schon ein wirklich-vernünftiges Thier ist.

II.

Oder es beherrscht ihn Sinnlichkeit, gebändiget durch schlichte Vernunft, sonst auch gesunder Menschen-Verstand, in der Folge von uns Verständigkeit genannt, und nach ihrem unterscheidenden Charakter entwickelt. Diese Epoche heißt uns die der Vermenschlichung: weil der Mensch hier zuerst anfängt, seinen eigenthümlichen Gattungscharakter, durch Entwickelung zur Vernunft, auszuprägen.

III.

Die Sinnlichkeit, von welcher der Mensch beherrscht wird, vergeistiget *) und verfeinert sich immer mehr durch eine philosophirende Vernunft, welche dies vorzüglich durch Aneignung jedes schönen (ästhetischen) Kunstgenusses bewerkstelliget. Diese Epoche erhält von ihrer charakterischen Verfeinerung und Vergeistigung aller Kräfte den Namen der Epoche der Verfeinerung: indem in derselben unser vernünftiger Gattungscharakter immer feiner und vielseitiger ausgeprägt wird.

IV.

Die herrschende Sinnlichkeit wird verschlimmert und bis in ihre natürlichen Triebe verderbt durch sophistisirende Vernunft und

*) Die Sinnlichkeit wird vergeistiget, d. h. ihre Eindrücke, Gefühle und Begehrlichkeiten fügen sich immer mehr in die Form der von der fortschreitenden Vernunft neuentdeckten Zweckmäßigkeiten, und werden dadurch selbst — vernunftmäßiger.

dadurch herbeygeführte übertriebene Sinnen- und Kunst-Genüsse. Diese Epoche nennen wir also auch, in Folge der vorhergegangenen, die Epoche der Ueberfeinerung.

V.

Unbedingte Herrschaft der praktischen, oder der moralisch-gesetzgebenden Vernunft über eine vergeistigte Sinnlichkeit würde der Charakter der vollendeten Menschen-Natur seyn. Am schicklichsten würde diese Epoche durch den Namen der Versittlichung bezeichnet werden. Sie ist, wie wir schon in der Einleitung sagten, in ihrem erweitertsten Umfange gedacht, blos ein Ideal, und zwar das höchste, zu welchem die gesammte Bildung unsrer vernünftigen Gattung aufstreben kann.

In allen diesen Epochen betrachten wir also Sinnlichkeit und Vernunft als die Haupt-Momente, jene — als durch diese immer mehr vergeistiget, diese — ihre mannigfaltigen Charakter-Nuanzen immer feiner ausbildend; beyde aber, Sinnlichkeit und Vernunft, im Kampf um die Herrschaft über den Menschen, deren höchstes Ziel, wie jeder Herrschaft, Unbedingtheit ist.

Ueberall aber, mit Ausnahme der ersten Epoche, ist die Vernunft der treibende Bildungskeim, das thätige Prinzip, in der Entwickelung unseres Geschlechts. Denn die Sinnlichkeit ist blos leidend. S. 1. B. den Abschnitt von der Vernunft als Bildungsmittel menschlicher Anlagen.

In der ersten dieser Epochen — der Thiermenschheit — ist der Mensch noch ohne allen Vernunftgebrauch: und seine Entwickelung ist daher blos physisch.

In der zweyten — der Vermenschlichung — eignen wir ihm schlichte Vernunft oder gesunden Menschen-Verstand zu, welcher besonders auf die technischen Zwecke des Lebens, z. B. der Herbeyschaffung der Bedürfnisse, der Haushaltung, des gesellschaftlichen Vereins, gerichtet ist, und keine grübelnde Spekulazion oder Bestreben nach wissenschaftlicher Bildung, als solcher, kennt.

In der dritten Epoche — der Verfeinerung — erhebt sich die Vernunft zum wissenschaftlichen Charakter, d. h. sie wird philosophirend, und von technischen Zwecken unabhängig. Denn in der Periode der Beschränkung des Vernunftgebrauchs auf blos technische Zwecke findet keine Philosophie statt, deren Wesen in dem unbeschränkten und rücksichts-losen Venunftgebrauch besteht.

In der vierten — der Ueberfeinerung — hat sich die philosophirende Vernunft durch ihren unbeschränkten Gebrauch in Irrthümer, und durch eine in diesen unbeschränkten Gebrauch mithineingeflochtene verführerische Sinnlichkeit in verderbliche Irrthümer verloren; hat, anstatt sich selbst feiner auszubilden und die Sinnlichkeit zu vergeistigen, ihr eigenes Richtmaaß der Dinge (besonders der moralischen) verfälscht, und die Triebe der Sinnlichkeit, wenigstens einige derselben, verderbt.

In der fünften Epoche endlich — der Versittlichung — strebt die durch die schädlichen Folgen der Ueberfeinerung gewarnte Vernunft zu der möglichgrößten Harmonie ihrer selbst und aller von ihr entdeckten Zweckmäßigkeiten mit der Sinnlichkeit auf: dies thut sie durch immer festere Richtung und engere Beziehung aller menschlichen Energien und ihrer sinnlichen und geistigen Produkte — auf die moralische Gesetzgebung.

Man sieht von selbst, daß diese letzte Epoche nichts anders, als in Hinsicht auf die vorhergegangne Epoche der Ueberfeinerung, eine Rückkehr in die dritte Epoche, — der Verfeinerung — in Hinsicht auf sich selbst aber betrachtet eine fortschreitende, allein besser und festergeleitete (nach moralischen Zwecken geleitete) Verfeinerung, das heißt also eine wahre Veredlung und Versittlichung ist.

Sollte dem Leser in dieser Verzeichnung der Haupt-Epochen hier oder dort noch einiges dunkel scheinen; so halt' er sich versichert, daß in der vereinzelnden Darstellung dieser Epochen, die wir in den gleichfolgenden Abschnitten geben, ihm alles klar einleuchten wird.

Das aber urtheilt er hoffentlich von selbst, daß in den aufgeführten Epochen der natürlichen Geschichte unseres Geschlechts die menschliche Entwickelung in ununterbrochenem Fortschritt ist. Denn sie treibt aus dem Thiermenschen die schlichte Vernunft, aus der schlichten Vernunft die philosophirende, aus der philosophirenden die sophistische, aus allen zusammen die Strebsamkeit zur unbedingten Herrschaft der

moralisch-gesetzgebenden Vernunft hervor. Da durch die Verwirklichung der letztern das höchste Ideal aller Menschen-Bildung erreicht seyn würde; so erhellet, daß mit der Erreichung dieses Ideals auch die menschliche Entwickelungsgeschichte vollendet seyn würde, eine Vollendung, die aber eben so wenig zu hoffen steht in Hinsicht auf die ganze Menschen-Gattung und deren innere und äußere Verfassung, als je eine vollkommen-moralische Ausbildung auch nur von einem menschlichen Individuum erreicht worden ist.

(Ueber das scheinbar-Rückschreitende der vierten Epoche — der Ueberfeinerung — bringen wir sogleich in dem folgenden Abschnitt einige Erörterungen an.)

Dieser ununterbrochene Fortschritt menschlicher Entwickelung in der Ausbildung charakterischer Hauptzüge bis zum höchsten Ideal aller Menschen-Bildung würde allein schon hinlangen können, die Richtigkeit und die Vollzähligkeit unseres Epochen-Verzeichnisses zu bestättigen.

Aber dieser Punkt ist zu entscheidend für einen großen Theil unserer künftigen Behauptungen, als daß wir ihn nicht noch durch mehrere und vielseitigere Gründe sollten zu bevestigen suchen.

Wenn die Epochen-Eintheilung bestimmt ist, den stuffenmäßigen Fortschritt der auszubildenden, oben verzeichneten Anlagen zu bestimmen; so wird sie alsdann richtig seyn, wenn jede der Epochen

den charakterischen Fortschritt irgend einer besondern Gattung dieser Anlagen ausdrückt, und vollständig, wenn alle zusammen zugleich die Summe der Anlagen enthalten.

Nach unsrer Darstellung prägt sich

in der Epoche der Thiermenschheit — der eigenthümliche Charakter der physischen Anlagen aus:

in der Epoche der Vermenschlichung — der Charakter der technischen Anlagen:

in der Epoche der Verfeinerung — der Charakter der intellectuellen und ästhetischen Anlagen (deren Ausbildung, wie wir künftig zeigen werden, unter jedem ächtverfeinerten Volk unzertrennlich verbunden ist):

die Epoche der Ueberfeinerung wird, wie im folgenden deutlicher erhellen wird, nur als ein läuternder Uebergang betrachtet: (S. zweyten Abschnitt.)

in der Epoche der Versittlichung würden die moralischen (politischen und religiösen) Anlagen ihren schönsten Charakter entwickeln.

Da die Menschheit ein Ganzes ist, und alle natürliche Anlagen miteinander in genauem Zusammenhange stehn; so wird allerdings in jeder Epoche für jede Art der Anlagen etwas an Ausbildung gewonnen. Daher werden wir auch künftig, bey der

vereinzelnden Darstellung, die besondern Züge bemerken, welche sich jede Gattung von Anlagen in jeder Epoche aneignet.

Dagegen giebt es für jede Gattung der Anlagen nur Einen Punkt, in welchem sie sich gleichsam aus der Vermischung mit den übrigen besonders hervorhebt, isolirt, und zur Entwickelung anstrebt; in welchem sie Selbständigkeit, Unabhängigkeit, eigenthümlichen Charakter erhält, der dann in der Folge nur feiner und vielseitiger nuanzirt wird: und dies ist's, was wir damit sagen wollen, daß jede Epoche den charakteristischen Fortschritt irgend einer Gattung der Anlagen ausdrückt.

Die Vollzähligkeit der Anlagen, in Hinsicht auf die Epochen, erhellet von selbst.

Die aufgestellten fünf Epochen menschlicher Entwickelungsgeschichte entsprechen endlich auch den ersterklärten fünf Haupt-Modifikazionen unseres physischen Ich.

Der Zustand der Thiermenschheit ist offenbar ein Zustand der allerrohesten Bedürflichkeit.

Mit der Epoche der sich aus dem thierischen Zustande zu ihrem eigenthümlichen Vernunft-Charakter heraufbildenden Menschheit geht das menschliche Seyn und Leben, vermittelst der nunmehrigen mannigfaltigen technischen Erfindungen und anderweitigen Entdeckungen, aus dem Zustande jener rohen Bedürflichkeit in

den einer behaglichern Existenz, in den Zustand der Gemächlichkeit, über: wovon uns, unter andern, das Patriarchen-Leben ein Beyspiel seyn kann.

Die Epoche der Verfeinerung und Vergeistigung aller Energien der Sinnlichkeit, wie der Vernunft, ist zugleich die Epoche der herrschenden Vergnügungssucht, die hier alle sinnlichen und geistigen Genüsse bis ins zahllose vermannigfaltiget sieht: wie wir dies an allen verfeinerten Völkern, — an Griechen, Römern, Neu-Europäern, — gewahren.

Die Epoche der Ueberfeinerung kündiget von selbst ihre Zustimmung zu der Ueppigkeit an.

Die Epoche der Versittlichung endlich würde die Epoche des durch und für sittliche Zwecke weise-beschränkten Genusses seyn.

Noch eine Beobachtung über diese Epochen, die wir künftig als sehr fruchtbar benutzen werden, ist diese: daß die vierte gewissermaßen als ein Rückschritt in die erste, die fünfte dagegen als eine Fortsetzung der dritten angesehen werden kann.

Zweyter Abschnitt.

Vorläufige Bemerkungen über den allgemeinen Gang der Cultur. Verirrungs- und Rettungs-Punkt in der menschlichen Cultur überhaupt, und in der Entwickelung jeder Gattung von Anlagen. Ursachen der Verirrung und Mittel der Rettung. Scheinbarer Kreislauf der menschlichen Dinge. Die gebildetre Menschheit schwebte zu aller Zeit, und wird wahrscheinlich immer schweben in der Mitte zwischen Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung.

Unter den von uns festgestellten Epochen menschlicher Entwickelung giebt es eine, welche Rückschritt, nicht Fortschritt zu seyn scheint; es ist die Epoche der Ueberfeinerung. Zwar entwickelt in derselben die sophistisirende Vernunft ihren eigenthümlichen Charakter: aber die Verfälschung des eigenen Maaßstabes der Vernunft und die Verderbniß gewisser Triebe der Sinnlichkeit, — welche wir oben als die Wirkungen der sophistisirenden Vernunft anzeichneten, — scheinen, wenigstens auf den ersten Anblick, kein Gewinn für die menschliche Cultur zu seyn: wie es doch offenbar die bestimmte Charakter-Ausprägung irgend einer Gattung von Anlagen in den übrigen vier Epochen ist.

Eben deswegen nannten wir oben die Epoche der Ueberfeinerung einen läuternden Uebergang: wodurch wir nichts anders ausdrücken wollen, als daß in derselben, die Vernunft sowohl, als die Sinnlichkeit,

jene selbst durch ihre eigene Verfälschung, diese selbst durch das Verderbniß einiger ihrer Triebe, z. B. des Geschlechtstriebes, des Selbsterhaltungstriebes (durch Schwelgerey und Unmäßigkeit), sich gleichsam läutern, reinigen, Uebermaaß und Mißbrauch kennen und meiden lernen, und, eben dadurch, zu einer bessern Epoche, — der Versittlichung, — vorbereitet werden.

Was wir im letzten Abschnitt des ersten Buchs von der Ueppigkeit (dieser der Epoche der Ueberfeinerung entsprechenden Modifikazion unserer physischen Existenz) anmerkten, daß sie nemlich durch selbsterprobte Kenntniß des Verderblichen in dem Uebermaaß des Genusses zu dem weise-beschränkten Genuß führt, dasselbe ist auch auf die Epoche der Ueberfeinerung anwendbar.

Wenn daher gleich aus der letztern nicht, wie aus allen übrigen, ein positiver Gewinn in die menschliche Entwickelung abfließt; so ist sie für dieselbe wenigstens von negativem Einfluß. Denn die Kenntniß des Uebermaaßes seiner Genüsse, so wie des Mißbrauchs seiner Kräfte, und der verderblichen Folgen von beyden, ist, wie wir in dem eben angeführten Abschnitt sagten, für ein so fehlerhaftes und durch sich selbst verführbares Geschöpf, als der Mensch, eine unentbehrliche Wissenschaft: eine Wissenschaft, welche uns also die Vorsehung nur auf diesem Wege der Verirrung zukommen lassen wollte.

Es erhellet demnach von selbst, daß menschliche Entwickelung, selbst bey diesem scheinbaren Rückschritt, noch im Fortschritt ist, und daß der negative Gewinn, welchen sie aus der Ueber-

feinerung zieht, als sehr wichtig und wohlthätig für unsre Bildung angesehen werden muß.

„Aber könnt' es der weisen Mutter der Dinge nicht „als eine Art von Tücke gegen das Menschen-Ge„schlecht ausgedeutet werden, daß sie in seine eigene „Entwickelung einen Keim des Verderbnisses pflanzte, „und zu seinen übrigen schönen und großen Anlagen „noch die bestimmte Anlage zu irren, sich „selbst zu verführen, hinzufügte?"

Wer das erwägt, was wir im ersten Buch von der angebornen Fehlerhaftigkeit der menschlichen Natur und ihrem angestammten Erb-Uebel, von der Vernunft als Verschlimmerungsmittel der Bildung, und von dem Antagonismus der Triebe und Kräfte im Menschen beygebracht, wird nicht anstehen, zu beherzigen, daß die Anlage zu irren, sich selbst zu verführen, eine unumgängliche Bedingniß aller übrigen Anlagen, mithin nichts anders, als das nothwendige Resultat der höchstverschiedenartigen Zusammensetzung seines ursprünglichen Wesens ist.

Nicht also Tücke, sondern höchst consequentes Verfahren der Schöpferin der Dinge bey der menschlichen Organisazion war sie, diese Selbst-Verführbarkeit, ist der auf dieser Selbst-Verführbarkeit beruhende, in der Geschichte überall in die Augen stechende Verirrungspunkt in der Entwickelung menschlicher Anlagen.

Wie aber arbeitet sich nun der Mensch aus dieser Verirrung herauf?

Wir antworten: Durch Gefühl der Sinne, unterstützt von dem Urtheil der Vernunft; und durch das Urtheil der Vernunft, berichtiget durch das Gefühl der Sinne.

So wenig ein geworfener Stein die Richtung, nach welcher er durch den Wurf fällt, abändern würde ohne eine andre ihm entgegenwirkende Kraft; so wenig, scheint es, würde eine irrende Vernunft oder eine verführte Sinnlichkeit sich durch sich selbst Gränze setzen und den Irr-Pfad verlassen. Aber wohl kann dies geschehn und geschieht wirklich durch die Einwirkung einer ganz verschiedenen Kraft. Daher sagen wir: der Mensch komme von der Verirrung zurück, wenn sie den sinnlichen Theil seines Selbst betraf, — durch Gefühl der Sinne, unterstützt von dem Urtheil der Vernunft; wenn sie den vernünftigen Theil seines Selbst anging, — durch das Urtheil der Vernunft, berichtiget durch das Gefühl der Sinne.

Der üppige Schwelger, durch übermäßigen Genuß sich erschöpft und erschlafft fühlend, und durch das Urtheil der die verderblichen Folgen seiner Ausschweifung erwägenden Vernunft gewarnt, kehrt in das verlassene Gleis der Mäßigung zurück. Der speculative Grübler, der seine Hypothesen und seine sophistische Syllogismen über die Natur der Dinge mit den wirklichen Erscheinungen, welche ihm die Sinne darbieten, in hellem Widerspruche findet, lernt die Richtigkeit jener Grübeleyen erkennen, und den allein-rich-

tigen Weg zur Erforschung der Natur, den Weg der Erfahrung einschlagen. Wenn überfeinerte tragische Dichter den Strom heftiger Leidenschaft durch lange und schöngesetzte Reden unterbrechen; oder wenn die lyrischen und elegischen sich in Schwulst und Phrasen-Prunksucht verlieren; dann hält die prüfende Kritik — Vernunft — diese Prunkreden und diesen Schwulst an das Gefühl der Sinne, und beweist den Dichtern die Verkehrtheit ihres Verfahrens: so bildet sich ächte Kritik, diese Stütze ächter Dichtkunst.

Wir wollen hiemit keinesweges behaupten, daß derselbe Mensch, der so irrt, immer auch zugleich so von seinem Irrthum zurückkehren müsse. Es gab Tausende von Menschen, es gab ganze Generazionen und Jahrhunderte, welche in schwelgerische Ueppigkeit, oder in scholastische Grübeleyen, oder in falschen Kunstgeschmack versunken, die Linie des Rechten nie wiederfanden. Aber, früher oder später, behauptete das Gefühl der Sinne, behauptete das Urtheil der Vernunft, ihre Rechte: und sittliche Mäßigung, und wahre Philosophie, und ächter Kunstgeschmack nahmen die Stelle ihrer abentheuerlichen Neben-Buhler ein.

Der Leser sieht also von selbst, daß, wenn der menschlichen Natur die Anlage zu irren eigenthümlich ist, die Anlage, ihren Irrthum zu berichtigen, und den bessern Weg zu wandeln, es nicht minder ist. Daher wir dann in den Jahrbüchern der Geschichte unseres Geschlechts, neben dem

Verirrungspunkt überall auch einen Rettungspunkt erblicken.

Durch diese letztere Anlage also, so wie durch den oben-erklärten negativen, aber höchst heilsamen Gewinn, welcher aus der Epoche der Ueberfeinerung in die menschliche Entwickelung abfließt, ist die Weisheit der großen Mutter der Dinge hinlänglich gerechtfertiget.

Betrachtet man den Gang menschlicher Cultur im Ganzen; so scheint er, auf den ersten Anblick, ein endloser Kreislauf zu seyn.

In Hinsicht auf die fünf Hauptmodifikazionen unseres physischen Selbst verwandelt der Mensch unaufhörlich Bedürfnisse in Bequemlichkeiten, Bequemlichkeiten in Bedürfnisse, geht von Vergnügen zu Ueppigkeiten über, und kehrt von verderblich-befundenen Ueppigkeiten zu weise-beschränkten Vergnügen zurück.

Von den fünf Haupt-Epochen menschlicher Entwickelung haben wir oben schon angemerkt, daß der Mensch durch Ueberfeinerung gewissermaßen in die Epoche der Rohigkeit zurückstürzt, durch Versittlichung aber in die Epoche der Verfeinerung gewissermaßen zurückkehrt.

In dem dunkeln Mittel-Alter herrschte scholastische Grübel-Philosophie: durch die Bacon- und Boylische Natur-Untersuchung auf dem Wege der Erfahrung ward das Ungethüm glücklich verscheucht: am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts herrscht derselbe Grübel-

Geist, nur auf eine andre Art gewandt, in einem Theil nicht gemeiner Köpfe unter den deutschen Philosophen.

Glauben an Wunder und Geister-Erscheinungen und unmittelbare Verbindung mit höhern Wesen schien, seit Luthers kühner Bekämpfung des Katholizismus, unter dem bessern Theil des neu-europäischen Publikums glücklich ausgewurzelt zu seyn. Aber Schwedenborg, Gasner, Lavater, Cagliostro, in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, zählen ihre Anhänger zu Tausenden.

Opitz, Flemming, Scultetus, und einige andre deutsche Dichter in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hatten die schöne Spur des ächten Geschmacks in der Dichtkunst gefunden: ihre Nachfolger, Harsdörfer, Brokes, Lohenstein, verließen die gefundene, und verfielen in die überkünstliche Manier der Italienischen Marinisten (der berühmte Ritter Marino — an ihrer Spitze). Die Gottschedische Schule wollte den Schwulst und die declamatorische Prunksucht der Vorgänger mäßigen: und ward darüber wässerigt. Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, fanden von neuem die verlorne Spur der ächten Dichtkunst: aber Matthisonsche Ueberladungen mit Kunst- und Phrasen-Prunksucht, Kosegartensche Hyperbolen, Schmidt- und V....sche Gemeinheiten, Sonnette in Jacob Böhmens Manier und komisch-seyn-sollende Gedichte im Geist von Hans-Sächsischer Reimerey, verunstalten die deutsche Litteratur in den allerneusten Tagen.

„Die Menschen sind wie die Vögel, sagt Fonte„nelle, sie lassen sich immer wieder durch denselben Leim „fangen, wovon sie doch wissen, daß Tausende ihrer „Vorgänger Verderben darin gefunden." Und der feine Denker hat Recht.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts ist gewissermaßen nichts anders, als eine Wieder = Erzählung so wie derselben Tugenden, also auch derselben Verirrungen, Fehler, Unarten, Mißbräuche, nur in einer andern Manier, nur in verschiedenen Perioden verschieden = gemischt, durch neue Zusätze gleichsam neu = colorirt, in's hellere, oder in's dunklere nuancirt.

Aber ist das Menschen = Geschlecht, troß diesem scheinbaren Kreislauf, nicht dennoch im Fortschritt?

Gerade in diesen neuen Zusätzen, in diesen neuen Farben und dunklern oder hellern Nuanzen, in diesen Ab = oder Anbiegungen der neuen Form, verglichen mit den ältern, — liegt der Fortschritt der Bildung.

Ihr werdet gestehen müssen, daß die Kantische Philosophie, wenn ihr sie als scholastische Grübeley betrachten wollet, gewiß doch ein edleres Gepräge — der Bestimmtheit, der Zweckmäßigkeit, der Hinwirkung auf große intellectuelle und moralische Zwecke trägt, als die scholastische Grübel = Philosophie des Mittel=Alters. Selbst in den Schellingschen und Fichtischen Transcendentalitäten erscheint dieses Gepräge nur wie von ungeschickter Hand verwischt und unkenntlicher gemacht.

Ihr werdet gestehen müssen, daß die religiösen Schwärmereyen eines Lavaters mit einer feineren Philosophie und geläuterten Moral verträglicher sind, als die — eines Petrus Eremita oder eines Nostradamus: und eben so, daß die exegetischen und philosophischen Grundsätze eines Tellers über Offenbarung einen hellern Geist verkündigen, als die des Luthers.

Ihr werdet gestehen müssen, daß selbst die künstlichen Sprach-Verzierungen eines Matthison, oder die Hyperbolen eines Kosegarten, eine feinere Ausbildung der Sprache, so wie der Geister, verrathen, als die ähnlichen ästhetischen Fehler eines Harsdörfer oder eines Lohenstein: so wie ein Gedicht in der bessern Manier Matthisons oder Kosegartens dem Ideal ächter Poesie ohne Zweifel näher ist, als das Beste in der besten Manier der letztern Dichter.

Hieraus geht also hervor, daß die neu-alten oder auch alt-neuen Tugenden und Fehler der folgenden Menschen-Geschlechter entweder an sich selbst Producte einer höhern und vielseitigern Bildung sind, als es die ihrer Vorgänger war, oder eine solche Bildung wenigstens in einigen Zügen wesentlich ankündigen, oder auch als zu ihrer Herbeyführung vorbereitend angesehen werden können.

Unwidersprechlich ist demnach der Fortschritt der Menschheit, auch bey diesem scheinbaren Rückschritt.

Aber dieser scheinbare Rückschritt und dieser unaufhörliche Kreislauf der menschlichen Dinge, diese ewige Verjüngung alter Tugenden und alter Feh-

ler unseres vernünftigen Geschlechts führt uns zu der wahren Ansicht der Modifikazionen unseres physischen Seyns, so wie der Haupt-Epochen menschlicher Bildung. Jene und diese sind eben so viele immer-brauchbare, und immer-gebrauchte Formen, in welchen die von den ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur zu bearbeitende neuversetzte Materie neu-gemodelt wird: wodurch dann die Anlagen selbst einen neuen Zug der Bildung, gewöhnlich einer höhern, in jedem Fall aber einer vielseitigeren, oder auch auf eine bessere Form vorbereitenden, erhalten.

Aber kein Satz in der menschlichen Culturgeschichte steht fester, als der: daß das gebildetre Menschen-Geschlecht sich bis dahin immer in einem Mittel-Zustande zwischen Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung befand, und wahrscheinlich auch immer befinden wird.

Der genaue, und fast möcht' ich sagen, unzertrennliche Zusammenhang dieser drey Epochen unter einander erhellet aus ihrer allgemeinen Charakteristik zur Gnüge.

Kann doch ein und derselbe Mensch, in verschiedenen und wenig von einander abstehenden Perioden seiner Existenz, Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung, mit einander verbinden! Der wohlerzogene Jüngling tritt, an Geist und Herz verfeinert, aus dem Hause edel-gesinnter Eltern, in die große Welt.

Der Strom des Beyspiels, der Mode, des herrschenden Zeitgeistes reißet ihn, unaufgehalten, in jede intellectuelle und sittliche Verirrung der Ueberfeinerung hin. Der bessere Geist in ihm, durch schädliche Erfahrungen geweckt, erwacht endlich aus dem Schlummer, und leitet ihn in die verlassene Bahn der Sittlichkeit zurück, die er nunmehr nur mit festerm, sichrerm Schritte verfolgt.

Ja, man kann überhaupt sagen: jeder gebildetre Mensch trägt die Züge der Verfeinerung (intellectueller, moralischer, ästhetischer); nährt in seinem Innern den Hang zur Ueberfeinerung; und kehrt, wenn er dem letztern wirklich nachgegeben, und nicht ganz ausgeartet ist, zur Versittlichung zurück, die, wie wir gesehn, nichts anders, als eine vollendetre (vervollständigte, sicher-begründete) Verfeinerung ist.

Dessen ungeachtet ist es nicht Gesetz unvermeidlicher Nothwendigkeit, daß der verfeinerte Mensch immer auch in die Unarten der Ueberfeinerung, früher oder später, verfallen müsse: denn sonst müßte ein Sokrates nothwendig auch die Sitten eines Alcibiades angenommen haben: und eben so müßte Wieland, dieser verfeinertste Dichter des verfeinertsten Zeitalters, in irgend einem Abschnitt seines Lebens wenigstens, Gedichte geschrieben haben, voll Schwulst und phraseologischer Prunksucht, oder auch voll philosophischer Transcendentalismen, wie die Gedichte der Herren X. Y. Z., welches doch offenbar weder von dem Philosophen Sokrates, noch von dem Dichter Wieland gesagt werden

kann. Tiefgewurzelte Gewöhnung zu dem Bessern, und aufmerksame Hut seiner selbst, können den Menschen auch vor den Fehlern bewahren, zu welchen ihn die Natur mit eigener Hand hinzieht.

Wie in einem und demselben Menschen-Charakter Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung sich mischen kann; so noch mehr in großen Menschen-Massen, wie sie da in ganzen Jahrhunderten, in weitverbreiteten Staaten, oder auch in volkreichen Städten zusammen leben.

Ich entlehne mein Beyspiel aus der Nähe. Hier in der Königlichen Residenzstadt Berlin also, kann man, fast in jedem weit ausgebauten Hause, jene Mischung der drey genannten Bildungs-Epochen, ja, neben ihnen, gewissermaßen auch die Epoche der gröbsten Rohigkeit und der Vermenschlichung antreffen.

In dem dritten Stockwerk etwa wohnt die Familie eines gebildeten Civil-Bedienten, mit einem mäßigen Gehalt. Mann und Weib, Söhne und Töchter dieser Familie, sind durch die bessere Erziehung veredelt, im Geist aufgeklärt, und genießen, in stiller, häuslicher Eingezogenheit, jeder edleren Vergnügen der Verfeinerung, — der Musik, des Schauspiel-Besuchs, der Lektüre der besten Schriften, — in dem Maaß, wie es die Beschränkung ihrer Umstände und ihre eigene wohlgeordnete Neigungen mit sich bringen. Es sind ächt-verfeinerte Menschen. (Aechte Verfeinerung, sagten wir oben, ist zugleich Versittlichung.)

Die

Die so genannte Bel=Etage desselben Hauses wird von einem Reichen bewohnt, der, an sich schon vielleicht zu Schwelgereyen jeder Art geneigt, durch seine Verhältnisse überdem gewissermaßen gezwungen wird, Menschen von der feinsten und allerfeinsten Gattung bey sich zu sehn und zu bewirthen: wo ihr also auch Beyspiele von jeder Unart intellectueller und moralischer Ueberfeinerung in Urtheilen, Sitten und Betragen, in großer Menge, sammlen könnet.

Blicket höher in das vierte Stockwerk hinauf, wo eine arme, aber biedre Handwerker=Familie ihr tägliches Brod im Schweiß ihres Angesichts gewinnt, und sich, an jedem Sonntage höchstens, eine Erhohlung gewährt: und ihr habt hier das leibhafte Bild einer arbeitsamen Patriarchen=Familie aus der von uns so benahmten Epoche der Vermenschlichung.

Aber nun werfet euer Auge in das Keller=Gewölbe des Hauses hinunter, wo eine dürftige Bierschenker=Familie ihr rohes Wesen treibt, wo Weib und Kinder Monate und zuweilen Jahre hindurch, aus den ewig=durchdunsteten Wohnzimmern nicht an Tages=Licht hervorkommen; wo ihr durch die trüben, seit Jahren nicht gewaschenen Fenstern die kleinen Wilden halbnackt sitzend oder sich einander raufend erblicket; wo ihr, mit jedem Abend, sobald nur die einem solchen Gasthof entsprechenden Gäste versammlet sind, die Urtheile der verfinstertsten Geister hören, die rauhesten Sitten jeder Art wahrnehmen könnet: und ihr werdet euch von dem rohesten Geschlecht der Wilden nicht weit entfernt glauben.

In einer und derselben Familie in Berlin, besonders aber in den **reichen jüdischen**, ist oft der Vater ein Mensch von der äussersten Rohigkeit, Mutter und Töchter überfeinerte Kokettenn, so wie der eine Sohn ein überfeinerter Wüstling, und der andre ein ächtverfeinerter, edler, sittlich-guter Mensch *).

Wollten wir das **cultivirte** Neu-Europa **in Masse würdigen**; so würden wir sagen: **Ueberall ist der Pöbel — Wilder: die bessere Klasse der Handwerker** und **der Landleute** lebt in **patriarchalischer Einfalt** und **Sitten-Unbescholtenheit** (welche freilich selten ohne alle Spuren **falscher Verfeinerung** angetroffen wird): der **bessere Theil des Mittelstandes** und der **höhern Stände ist verfeinert**; der **schlechtere Theil** von beyden **ist überfeinert**: **Versittlichung** ist unter die **Edelsten jedes Standes vertheilt.**

Aus allen diesen Beyspielen, die wir mit Parallelen aus der Culturgeschichte der beyden gebildetsten Völker der alten Welt, der Griechen und Römer, vermehren könnten, ergiebt sich's also, daß, wenn wir

---

*) Es würd' ein abentheuerlicher Vorwurf seyn, daß ich hier der jüdischen Nazion, nach Gewohnheit so mancher Schriftsteller, einen bösen Leumund machen wollte. Aber die Edleren der Colonie, deren ich so manche kenne und schätze, sollen mich im Angesicht des Publikums der Lügen strafen, wenn meine Behauptung nicht gegründet ist.

Verfeinerung als den Anfangspunkt der höhern, vergeistigten Menschen-Bildung betrachten wollen, wie sie auch, nach unserer Charakteristik, angesehen werden muß, die gesammte Masse der gebildetern Menschheit sich in einem Mittelstande von Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung von je her befand und noch befindet.

„Aber wie werden wir, bey dieser unaufhörlichen „Mischung so verschiedenartiger Epochen, Fortschritt der Bildung in's Unendliche behaupten können?"

Ich antworte: Eben durch diese Mischung kann die Fortbildung jedes neuaufkommenden Menschen-Geschlechts, welches nebst den ursprünglichen Anlagen seiner Vorgänger, auch zugleich die natürlichen Unarten derselben hat, am glücklichsten bewirkt werden, so wie diese Mischung auch das natürliche Resultat seiner physischen, intellectuellen und moralischen Organisazion ist.

Betrachten wir nämlich philosophirende Vernunft und die vergeistigte Sinnlichkeit — diese schönen Geschenke der Verfeinerung — als ein unschätzbares Talent und als eine gelegentliche Vorbereitung zur Versittlichung; betrachten wir die sophistisirende Vernunft und die einstweilige Verderbniß der sinnlichen Begehrlichkeit, jene als eine intellectuelle, diese als eine moralische Verirrung, beyde — Producte der Ueberfeinerung; betrachten wir endlich die Versittlichung als eine —

selbst durch die Verirrungen der Ueberfeinerung sich nur immer mehr vollendende, immer tiefer und sichrer begründende — Verfeinerung, wie sie's nach unsrer bestimmtesten Erklärung (s. oben) auch wirklich ist; so urtheilt man von selbst:

1) Daß das gebildete Menschengeschlecht in diesem Mittelstande zwischen den genannten drey Epochen als die mit großen und schönen Anlagen begabte, aber auch als die zum Mißbrauch dieser Anlagen und zu mannigfaltigen Ausartungen geneigte Wesen-Gattung erscheint, welche wir immer waren, und immer seyn werden.

2) Daß durch die immer neuen Formen, Ab- und Zusätze, und Nüanzen, welche die Ueberfeinerung nicht weniger, als die Verfeinerung und die Versittlichung hervorbringt, nach dem, was wir oben schon dargethan, die menschliche Ausbildung immer feiner, geistiger, vielseitiger wird. Denn wenn gleich durch diese immer-steigende Vergeistigung und immer-ausgebreitetre Vielseitigkeit die Bildung selbst nicht allemal, wenigstens nicht allemal unmittelbar, an reiner Vollkommenheit gewinnt; so sind sie doch als erhöhte Kraftäusserungen des Menschen-Wesens, und als Vorbereitung zu künftigen Reformen in der allgemeinen Cultur, nicht verloren.

3) Eben diese in's unendliche wandelbaren Formen, Ab- und Zusätze, und Nuanzen eröffnen dem gebildetern Menschengeschlecht für alle seine Anlagen einen endlosen Spiel-Raum, welchen

keine Dauer seiner Existenz zu beschränken vermag. Denn wenn gleich die menschlichen Anlagen selbst beschränkt sind, so sind es doch keineswegs ihre Modifikazionen. Aber freilich werden, auf diesem Wege der Fort=Bildung innerhalb der drey Epochen, künftigen Generazionen unsre gekünsteltsten Ueppigkeiten schlichte Bequemlichkeiten, unsre ausgesuchtesten Vergnügen alltägliche Bedürfnisse, die Gegenstände unserer Bewunderung Gegenstände des gewöhnlichsten Anblicks und des gemeinsten Gebrauchs werden. Daher ist es eine abentheuerliche Bedenklichkeit, welche nur die Köpfe der Halb=Denker beunruhigen kann: „Woher die menschlichen Kräfte, im Fall eines ununterbrochenen Fortschritts auf der Laufbahn der Cultur, neuen Bildungsstoff entlehnen werden?"

Und wenn es endlich 4) wahr ist, daß Contraste, einander gegenübergestellt, sich nur desto heller beleuchten: (Opposita juxta se posita etc.) so könnte man auch sagen, daß die menschliche Fortbildung nur desto mehr an Wirksamkeit von der einen, an Festigkeit und Gründlichkeit von der andern Seite, dadurch gewinnt, daß, in einer und derselben Menschen=Masse, dem Schwelger der sittlich=veredelte Mensch, dem Gedicht voll Schwulst und ästhetischer Prunksucht andre von ächtem, classischem Kunstgeist, einem Dichter, wie Schm..., ein Kritiker, wie Manso, dem überschwenglichen Sophisten und Grübler — — h — — ein Kant, und einem Kant selbst ein Garve, ein Herder, ein Cäsar gegenüber stehen.

Und so wäre dann nun auch der leitende Genius der Geschichte des Menschen = Geschlechts und seiner gegenwärtigen Bildungsstuffe hinlänglich gerechtfertiget: und wir könnten auch auf die intellectuelle und moralische Welt, — dieses Chaos, dieses Labyrinth, wie sie von erhitzten Dichtern und melancholischen oder sich selbst übergrübelnden Philosophen geschildert zu werden pflegt, — das erhabene Wort anwenden, dessen sich der älteste und frömmste unter den Kosmographen in Hinsicht auf die physische Zusammenordnung der Dinge bedient: Und Gott sahe an, alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. (Denn vollkommen sollte und konnte auch vielleicht nichts seyn.)

„Wenn nun aber, besonders diese drey letztern Epochen, unaufhörlich ineinander fließen; warum diese ängstliche Absonderung? Warum diese so bestimmte Charakterisirung?"

Darum, weil philosophische Begriffszergliederung nur durch solche bestimmte Absonderungen und charakterische Darstellungen möglich ist: weil neue Formen, Züge und Nüanzen in der Bildung, nach ihrem Verhältniß zu den ältesten, wie zu den nächstvorhergegangenen, in gesonderten Abschnitten am richtigsten entwickelt und beurtheilt werden können: weil überhaupt alles, was im Raum und in der Zeit verbunden ist, in Gedanken zersetzt und auseinander gelegt werden muß,

wenn es Gegenstand der philosophirenden Vernunft werden soll.

Ist jemand so glücklich, die drey verschiedenen Epochen, Verfeinerung, Ueberfeinerung und Versittlichung, mit einem wohlgewählten Wort zu bezeichnen, und zugleich das charakterische einer jeden derselben, wie es sich in dem Geist des Denkers klar von einander sondert, mit-auszudrücken: desto besser für ihn. Wir sahen uns genöthiget, charakterische Ideen-Abschnitte in der menschlichen Entwickelungsgeschichte durch charakterische Abschnitte dieser Geschichte selbst zu bezeichnen.

So weit also für jetzt — die vorläufigen Bemerkungen über den allgemeinen Gang der Cultur! Der Leser erwarte am Schluß der verhandelten Culturgeschichte, das heißt also, am Schluß dieses zweyten Buchs, noch einige merkwürdige Resultate über denselben Gegenstand. Denn hier konnte es uns eigentlich nur um helle Beleuchtung und allseitige Begründung der von uns festgestellten Entwickelungsepochen und ihrer verschiedenen Charaktere zu thun seyn.

Es ist möglich, daß einem und dem andern unsrer Leser die Epochen-Eintheilung zu bestimmt und abgemessen, die Zusammenstimmung der Epochen selbst aber zu den Haupt-Momenten unseres physischen Seyns gekünstelt, der Rettungs- und Verirrungspunct in jeder Gattung von Anlagen zweifelhaft scheine: ich sage, dies ist möglich. Giebt es doch sogar Leser von so uner-

schöpflicher Genialität, die im Stande sind, jeder Zeile des Schriftstellers, dessen Werk sie der Mühe des Durchblätterns würdigen, auf der Stelle eine andre, — originellere, tiefer=gedachte, wahrere — entgegenzusetzen, und seine anhaltendsten Forschungen über schwürige, höchstverwickelte Gegenstände durch ein hochbrüstiges „das verhält sich ganz anders" zu vernichten!

Erniedrigen würde sich ein gründlicher Denker, auf die armselige eingebildete Weisheit der Letztern Rücksicht zu nehmen.

Da wir aber, besonders in diesem Buch, welches die eigentliche Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts verhandelt, bloß Thatsachen aufstellen müssen: so vergesse der Leser gewissermaßen alles das, was wir von den Hauptmodifikazionen unseres physischen Seyns, von den Hauptepochen menschlicher Entwickelung, und von dem allgemeinen Gange der Cultur bisher vorgetragen: und beachte nur desto unbefangener blos die geschichtlichen Thatsachen, die wir ihm nunmehr von der wirklichen Menschengeschichte vorlegen.

Wir betrachten also jetzt die erhabne Geisterpflanze, Mensch genannt, von ihrem möglich=einfachsten Keim physischer, intellectueller und moralischer Existenz an, und begleiten sie von dem Keimen (Thiermenschheit) zum Wachsen (Vermenschlichung), von dem Wachsen zum Blühen (Verfeinerung), von dem Blühen zu frühem Reifen, welches gewöhnlich Fäulniß nach sich zieht (Ueberfeinerung, dieses Anfaülen der intellectuellen und moralischen Bildung), von dem zu Früh=Reifen zu

der wahren Reife (Versittlichung, deren Ausbildung in's unendliche geht).

Weit entfernt, von den eben bestimmten Charakterzügen der fünf Epochen auszugehen, und die Epochen selbst, gleichsam a priori, nach denselben zu modeln, wollen wir vielmehr dem ächten Geschichtschreiber nachahmen, der seine Personen erst handelnd darstellt, und dann über Werth der Handlungen und Charakter der Handelnden seine allgemeinen Bemerkungen folgen läßt. Die Allgemeinsätze, die wir über die Entwickelungsgeschichte des Menschen aufstellten, sollten, nach unsrer Absicht, dem Leser blos den Ueberblick des höchst zusammengesetzten Ganzen menschlicher Entwickelung erleichtern: die Sätze selbst aber soll er nur als Axiomen historischen Urtheils ansehen, welche er, nach vorhergeschickten Thatsachen der Geschichte, als aus eben so vielen Beweisen, selbst folgern wird. Denn ein solches Verfahren ziemt allein den philosophischen Geschichtschreiber, der gleichsam nicht gewissenhaft genug über seine Urtheilskraft wachen kann, damit sie ihm nicht statt erprobter Thatsachen irgend ein selbstgeschaffenes Trugbild unterschiebe.

Doch werden wir bey der geschichtlichen Darstellung der Epochen, wegen der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der hier durcheinander spielenden Kräfte und Energien, die oben aufgestellte Eintheilung aller menschlichen Anlagen in physische, technische, ästhetische, wissenschaftliche, moralische, politische und religiöse, sorgfältig, obgleich oft ohne sie bestimmt zu nennen, im

Auge behalten. Denn alle diese verschiedenen Anlagen erhalten in den verschiedenen Epochen eine eigenthümliche Modifikazion, deren ausführlichere Entwickelung aber und genauere Bestimmung den Inhalt des nächstfolgenden Buchs ausmacht.

Dritter Abschnitt.

Epoche der Thier-Menschheit.

---

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen über Thier-Menschheit und Verthierung.

Mit mannigfaltigen, aber unausgebildeten Keimen zu künftigen Entwickelungen, blos mit der Fähigkeit also, die Dinge um sich her zu bearbeiten und selbst bearbeitet zu werden, kömmt der Mensch aus der Hand der Natur; roh — er selbst, roh — die Dinge um ihn her, welche seine schöpferische Hand einst formen und bilden soll.

Wie, nach der Sage des Alterthums, Warmes und Kaltes, Nasses und Trocknes, Leichtes und Schweres, in der ungeformten Materie des Chaos, so mischen sich Sinnlichkeit und Vernunft, physische und sittliche Anlagen, in dem Stoff seines Wesens durcheinander; und obgleich einem höhern Forscher-Auge vielleicht eben so unterscheidbar, als dem Auge des mikroscopischen Beobachters die Grundtheilchen der künftigen Pflanze

in dem Saamen, äußern sie sich dennoch durch keine menschlichem Blick wahrnehmbare Wirkung.

Der schönste Charakterzug, den er sich als Erden-Geschöpf einst ausprägen soll, wird Selbstbehülflichkeit, wird möglich-erreichbare Unabhängigkeit von der Vorsorge der Natur und deren Zufälligkeiten seyn: aber für jetzt ruht er noch, ein neugebornes, hülfloses und bedürfnißvolles Kind, der großen Mutter der Dinge, an ihrer nährenden Brust; ißt und trinkt aus ihrer Hand, thut nichts mehr und nichts weniger, als das Thier thut, um das, was sie ihm darreicht, zu Zwecken seines Bedürfnisses zu verarbeiten. Er bricht den Apfel vom Baum; aber er hat den Baum noch nicht selbst gepflanzt: er schöpft das Wasser aus dem Strom; aber er trinkt es noch unvermischt mit irgend einem Saft: die Stelle, auf welcher er schlummert, hat noch keine andre Form, als diejenige, welche ihr der Körper des Ruhenden eindrückt.

Die Urkunden der Geschichte, so wie die Zeugnisse der neuen Reisebeschreiber, reichen nicht bis zu einem Volk auf dieser Stufe der Rohigkeit. Daher setzen wir selbst Völker mit den nothdürftigsten, und auch nur zur thierisch-rohen Subsistenz unentbehrlichen Erfindungen, z. B. des Pfeils und des Bogens zur Jagd, der Angel zum Fischen, der Laubhütte zum Wohnen, in diese Periode. Denn obgleich diese Erfindungen, wie es mir wenigstens scheint, schon vernünftige Besonnenheit voraussetzen, und also eigentlich über die Periode der Thiermenschheit hinausgehen: so mögen wir doch die Formen, welche der Mensch durch diese arm-

selige Erfindungen den Gegenständen der Natur eindrückt, als die Kraftäußerungen einer einzig noch als thierischer Kunsttrieb wirkenden Vernunft betrachten. Er ist ein Thier mit einer Keule, einem Pfeil; wird doch der Orang-Outang gewöhnlich mit einer Keule in der Hand angetroffen! wird doch, um von thierischen Dingen nach menschlicher Weise zu reden, eine viel zusammengesetztere Ideen-Verknüpfung erfodert, um ein Nest zu bauen, als einen Pfeil anzufertigen! Und warum soll der Mensch nicht in dem Zustande der Thierheit auch im Besitz thierischer Kunsttriebe seyn? wie wir dies schon oben unter dem Abschnitt vom Instinct, als Triebfeder menschlicher Entwickelung, andeuteten.

Selbst mit einigen Kunsttrieben versehen gedacht, ist also der Zustand des Menschen in dieser Periode offenbar ein Zustand thierisches Bedürfnisses: offenbar lebt er hier, wie das Thier, einzig dem Bedürfniß der Abtreibung des Hungers, des Durstes, des Frostes, der Hitze, dem Geschlechtsgenuß.

Und wie wäre hier an Entwickelung der edleren Anlagen, der intellectuellen und moralischen, zu denken? hier bey dem tobenden Ungestüm thierischer Bedürfnißgefühle; hier, wo er unaufhörlich zwischen der Begierde, das Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses zu finden, und der Furcht, es nicht zu finden, umhergeworfen wird; hier, wo jeder angenehme Sinnen-Genuß der Zunge oder der Kehle oder des Geschlechts sein ganzes Wesen gleichsam verschlingt und betäubt, wie wir dies an Kindern bey jedem vorzüglich-reizenden Genuß, an uns Erwachsenen in dem Zu-

stande eines lang- und schmachtend-unterhaltenen und endlich befriedigten Bedürfnisses, insbesondere aber in den thierischesten aller Momenten, welche der weiseste der Menschen verleben kann, in den Momenten des Geschlechtsgenusses, zur Gnüge wahrnehmen können; hier, wo jeder Faden vernünftiger Besonnenheit, der sich vielleicht in diesem oder jenem Augenblick, nach der Befriedigung des Bedürfnisses, anspinnen würde, durch die Wiederkehr des Bedürfnisses abgerissen wird.

Was ist die Ursache jener bemitleidenswürdigen Geistes-Dumpfheit und Stumpfheit, in welcher wir einen nicht kleinen Theil unter dem gemeinsten Pöbel der cultivirten Menschheit sein Daseyn verbrüten sehen? insbesondre jene, von allen Familien-Verhältnissen des Vaters, der Mutter, der Verbindung mit Geschwistern abgeschnitten-lebende einzelne Menschen, (Menschen-Schatten möcht' ich sagen!) die wir in unsern Haushaltungen einstweilen neben den gewöhnlichen Haus-Knechten und Köchinnen zur Besorgung der allerniedrigsten Bedürfnisse zu brauchen pflegen, was ist die Ursache des thier-ähnlichen Geisteszustandes, in welchem sie leben? Meistentheils in die Welt gesetzt von ähnlichen Menschen-Geschöpfen, und also schon durch die Geburt mit einem beträchtlich-kärglichern Maaß von Geistesfähigkeit, als die gewöhnliche Menge, ausgestattet, werden sie unaufhörlich von den dringendsten Bedürfnißgefühlen gepeiniget, und kennen gewissermaßen nur drey Gemüthszustände, den der gedankenlosesten Geschäftigkeit für Erwerb des

Bedürfnisses, der Befriedigung dieses Bedürfnisses, und der Furcht, zu verhungern! Die Einzelnheit und gänzliche Abgeschnittenheit von Menschen, in welcher sie leben, vermehrt freilich um vieles ihre traurige Geistesenge!

Lasset einen genievollen Newton, selbst wenn er vielleicht schon einige Theoreme des Euklid gefaßt hatte, in einem Englischen Kohlen-Bergwerk vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen die Schaufel führen! lasset einen Kant, nachdem er vielleicht schon eine Wolfische Logik gelesen, auf einer Polnischen Wittinne, wie sie da auf dem Pregel-Fluß heraufsegeln, ein Jahrzehend oder auch nur ein halbes, die Ruderstange führen! und ihr werdet sehen, daß Newton kaum mehr als den Denk- und Empfindungskreis eines Englischen Kohlen-Arbeiters, daß Kant kaum mehr, als den Denk- und Urtheilskreis eines Polnischen Wittinnen-Buben haben wird. Denn gewiß schlummert doch in manchem Englischen Kohlen-Brenner das Genie eines Newton, in manchem Polnischen Wittinnen-Buben das Genie eines Kant! Der Irrländer Selkirk, den ein brittisches Schiff, wegen eines Todes-würdigen Verbrechens, auf einer wüsten, menschen-losen Winter-Insel ausgesetzt hatte, und den man, nach drey Jahren, wieder aufsuchte, fand man ohne alle menschliche Sprache und ohne alle vernünftige Besonnenheit, mit Thieres-Schnelle und Wildheit umherlaufend und die Insel-Klippen beklefternd. In einem so kurzen Zeitraum also hatte unaufhörlich-peinigendes Bedürfnißgefühl einen unter gebildeten Men-

schen erzogenen, und bis zur völligen Vernunftreife ausgebildeten, mit Sprache und technischen Fertigkeiten versehenen Menschen, zum eigentlichen Thier heruntergedrückt! Wahrlich! diese gänzliche Verthierung eines schon gebildeten Menschen find' ich noch auffallender und demüthigender für den Stolz unserer Gattung, als die Umwandelung eines schon angekeimten Newtonischen oder Kantischen Genies in eine gemeine Alltagsseele!

Aber so viel vermag peinigender Bedürfnißdrang zur Hemmung menschlicher Kraft-Entwickelung! So gewaltig wird dadurch jeder Aufschwung der Denkkraft gelähmt, jedes Interesse, jede fernste Aufmerksamkeit für irgend einen Gegenstand, der nicht innerhalb dem Bedürfnißkreise liegt, unterdrückt, und, wenn es sich einst äußerte, nur zu bald jede Spur davon wieder verwischt.

Ich denke und schreibe als kalter Denker und schmuckloser Darsteller, und der Leser wird also auch nicht jene dichterische Ausmahlungen des allerrohesten Naturzustandes des Menschen von dieser Feder erwarten.

§. 2.

Gemählde eines Thier-Menschen.

Aber denkt euch eine eurem äußern Selbst ähnliche Gestalt, mit wild um Haupt und Antlitz herumwehenden gewaltigen Zottellocken, mit dichtverwachsenem Haargebüsch an den Brüsten, unter den Armen, an den Schaamtheilen, stier-geheftet oder wild-funkelnd

und unstätt-schweifend den Blick, lang und scharf an Hand und Fuß, gleich den Krallen an den Pfoten fleischfressender Thiere, die Nägel, die jetzt die Stelle der Haaken und Zangen und Schaufel vertreten; die Zähne fletschend, gleichfalls wie ein fleischfressendes Thier im Augenblick der Heißgier nach Speise, groß von Gestalt, vollkräftig an jedem Glied, jede Muskel gespannt, jede Ader straff, mit einer Keule, dem Werkzeuge der Zerstörung, in der Faust, jetzt auf ebener Fläche aufrecht-gehend, jetzt zwischen engen Felsklippen, oder dicht-gespaltenen Erdmassen auf allen Vieren kriechend, jetzt einen schroffen Berg oder hohen Baum hinankletternd.

Wo nur immer sein Fußtritt rauscht, oder seine furchtbare Gestalt von fern erblickt, oder der Laut seiner gewaltigen Stimme, geschärft und verstärkt durch irgend ein Bedürfniß-Gefühl des Hungers, des Durstes, oder des Geschlechtsgenusses, von einer der schwächern Thiergattungen vernommen wird, da läuft und flieht alles, geschreckt, gescheucht.

Jetzt wittert sein Durst Wasser in der Nähe; und hingestreckt am Gestade eines Flusses oder Sees schlürft er mit lechzender Zunge ungeheure Züge ein: mit neuer Kraft steht er auf, und setzt nun schneller seinen Lauf fort: jetzt wittert er — vielleicht blos durch den Geruch — ein Thier, dessen Fleisch das Bedürfniß des Magens stillen wird; der lockende Eindruck beflügelt seine Schritte; schon ist er ihm nahe; nun hascht er's: das Starke widersteht dem Starken: der Kampf beginnt; er braucht blos Gewalt; aber er fühlt sich zu schwach,

schwach, und beginnt, zu unterliegen: es ist vielleicht ein Wolf, ein Bär, ein Löwe; jetzt verbindet er List mit Gewalt, List, die vermöge des Kunsttriebes eines zu vernünftigen Entwickelungen bestimmten Thiergeschöpfes, vielleicht nur desto kunstvoller, desto verschlagener ist: und sein ist der Sieg. Mit stampfenden Füßen, mit hin- und her-zerrenden Händen, mit zersetzenden Nägeln an beyden, bereitet er den glücklichen Raub zur Speise; die Heißgier des Hungers ist gestillt; Müdigkeit von dem langen Lauf, Ermattung von dem gewaltigen Kampf, Bedürfniß der Verdauung, versenken den Satten, neben dem halb-verzehrten Raube, in tiefen Schlummer.

Er erwacht! und die neu-gesammlete Stärke weckt ein neues Bedürfniß, jenes von der sanftesten und von der gewaltigsten Art, jenes Bedürfniß, dessen Gefühl oft den stärksten schwach, den schwächsten stark, den einfältigsten verschlagen macht, in allen aber, die zum erstenmal davon ergriffen werden, eine Masse neuer Empfindungen, neuer Vorstellungen, neuer Kräfte des Körpers und des Geistes entwickelt, das Bedürfniß des Geschlechtsgenusses. Eine Weile abwechselnd zwischen dürstender Sehnsucht und flammender Heißgier getheilt, ruht er nicht lange nach der Erwachung: ein fernes Geräusch bebt in sein zuckendes Ohr: ein süßbanger Ahnungsschauer, wie wir ihn da ohngefähr im Augenblick bevorstehender Freude empfinden, fährt ihm wie durch Mark und Bein hin: nicht umsonst: ein ihm befreundetes Geschöpf naht; eine Gattin naht: sie ist da. Welch ein Anblick! welche zük-

kende Wohlgefühle einander sich erkennender verwandter Leben! Dort fliegt die Keule hin, sein gebrauchtestes Werkzeug, seine dritte Hand, von welcher er sich bis dahin kaum trennen konnte, die dem Wandelnden Stütze, dem Kämpfenden Waffe, dem Ruhenden Schutz war. Hier bedarf er ihrer nicht. Nur der Arme bedarf es, um sein zweytes Ich zu umschlingen, sich demselben, wie die Weinrebe mit ihren Stengeln dem Stamme, anzuranken: die durstende, schmachtende, lechzende Natur erlabt, erquickt sich wie aus ihrem vollesten Becher: sie ist gesättigt.

Welcher andre Genuß war, wie dieser? Welcher andre verschlang so durchaus das ganze Wesen des Geschöpfs? durchzuckte dasselbe mit diesem Uebermaaß von Vergnügen, mit dieser Wildheit von Wohllust? riß mit dieser allbetäubenden wonnigen Selbstvergessenheit den belebenden Theil (die Seele) in den leblosen (den Körper), den leblosen in den belebenden Theil hinüber, und mischte beyde, wie im wirbelnden Sturm der Entzückung, in einander, um ein aus beyden Theilen gemischtes ähnliches Wesen der Gattung hervorzubringen? Ueber welche andre Augenblicke des flüchtigen Daseyns ihrer lebendigen Geschöpfe konte aber auch die gütige Mutter der Dinge mehr Seligkeit verbreiten, als über diejenigen, wo diese ihre eigene Allmacht nachahmen, wo sie, gleich ihr, schaffen, und das Leblose ins Leben rufen? In welche andre Momente ihres Seyns konnte sie so gleichsam das ganze Wesen eines Geschöpfs und alle Energien seines Lebens wie die glühenden Kräfte einer Masse in den alleshaltenden Mittelpunkt

der Anziehung zusammendrängen, als in diejenigen, wo das Geschöpf ein Geschöpf bilden soll?

(Voll gerechten Zornes züchtigest du, huldreiche Nemesis, weise Natur, jeden unseligen Schwelger dieses Genusses unter den Gebildeten deiner erhabensten Geschöpf-Gattung, welcher das süßeste, was du ihr bereitet hast, immer genießen, das höchste Kraft-Gefühl immer äussern will, mit öder Langeweile und hinwelkender Kraftlosigkeit!)

Der Wohllust-Taumel ist vorüber: ein Zustand süßer Ermattung folgt von beyden Seiten: neues Verlangen winkt neuer Befriedigung; neue Befriedigung weckt neues Verlangen der vollkräftigen Natur: eine zweyte überwältigendre Ermattung folgt, und beyde Glücklichen versinken neben einander in Schlummer.

Aber jetzt folgt ein herrlicheres Erwachen, als jenes erste, einsame. Die vorher durch Genuß oder Ermattung gefesselten Sinne äußern sich mit neuem Leben: beyde verwandte Naturen erkennen sich, nicht wie vorhin beym ersten Anblick, durch ein bewußtloses Aufeinanderstürzen, sondern wie mit ruhigerm Gefühl, wie mit einer Art von Bewußtseyn der Verschiedenheit dessen, der Genuß geben, und Genuß empfangen kann, wie einst getrennte Theile, die durch ihre Natur zusammengehören, deren eins das andre gleichsam completirt, und daher auch eines des andern bedarf.

Werden sie sich trennen? wird sich, so lange sie sich in der weiten Natur nur von ungleichartigen Wesen umringt sehen, das Gleichartige von dem Gleichartigen ab-

sondern? Werden nicht, außer dem natürlichen Instinct der Homogeneität, welcher in der ganzen lebendigen und leblosen Schöpfung Anziehungskraft eigenthümlich ist, die gleichen Bedürfnisse, gleiche Kräfte, gleiche Glieder und Werkzeuge zur Herbeyschaffung der Bedürfnisse, die einmal zusammengefundenen auch zusammenhalten? Und wenn Genuß und Vergnügen jedes lebendige Geschöpf mit den stärksten aller Fesseln an sich ziehen, wenn der Geschlechtsgenuß, wie wir alle gestehn, das wohllustvollste Vergnügen alles dessen ist, was Leben hat; wär' es möglich, daß der weisen Menschen-Schöpferin jener ihr, von unsern Philosophen freilich bis dahin schlechterdings übersehener, Kunstgriff, den Begattungstrieb des Menschen auf keine Jahreszeit einzuschränken, ihn mit jedem Monde, jedem Tage, unter jedem Himmelstrich wach zu erhalten, (ein Kunstgriff, den sie, wie es scheint, bey keiner andern Thiergattung angebracht) sollte ihr dieser mißlingen? sollte sie dadurch nicht, noch mehr, als durch alles bisher angeführte, jenen ihren großen Zweck erreichen, auf das unfehlbarste erreichen, — diejenige Geschöpfgattung, welche, wie wir oben zeigten, alles große, treffliche und edle, was sie ist und leistet, nur durch und in der Gesellschaft wird und leistet, sobald als möglich zum gemeinschaftlichen, geselligen Leben anzuführen und zu gewöhnen? Denn eben dies gemeinschaftliche, gesellige Leben, welches mit dem Beysammenwohnen des Mann- und Weib-Thiers natürlich beginnt, ist die Brücke zu dem für die Geschichte unsrer Gattung über

alles wichtigen Uebergang in eine neue, in die eigentliche Menschen-Epoche, wie wir bald ausführlicher zeigen werden.

Hier enden wir also unsre Darstellung der ersten Epoche menschlicher Entwickelungsgeschichte, die Epoche der Thier-Menschheit oder Wildheit von uns genannt. Denn treffender können wir sie doch nicht benennen, weil der Mensch hier offenbar nichts anders ist, und wir ihn auch in unserer Darstellung während dieser Periode schlechterdings nichts anders handelnd geschildert, ihn keine andere Energien haben äußern lassen, als die ein Thier mit Menschen-Gliedern entwickeln würde. Und wenn wir ein Pferd wild nennen, welches, von keiner bildenden Menschen-Hand berührt oder gezähmt, jedem natürlichen Bedürfnißdrange, jedem seiner ungebändigtsten Triebe hingegeben, Wald und Flur durchirrt, bis es endlich eingefangen, gezähmt, gepflegt, zu mannigfaltigen Geschäften gewöhnt, zu mannigfaltigen Fertigkeiten geübt wird: dann mögen wir den Zustand der Thiermenschheit auch den der Wildheit benamen, indem das Menschen-Geschöpf hier in angeborner Wildheit und Rohigkeit umherschweift, fern von jeder höheren, rein-menschlichen Cultur und Bildung, die es sich einst selbst zu geben so glorreich bestimmt ist.

Daß diese Periode, dem oben-entwickelten physischen Moment des allgemeinen Charakters gemäß, eine Epoche thierischer Bedürflichkeit, das heißt also, der allerrohesten Bedürflichkeit ist, braucht kaum

der Erwähnung: und daß das Menschen-Wesen, während derselben, gemäß dem intellectuell-moralischen Moment dieses allgemeinen Charakters, unter der unbedingten Herrschaft sinnlicher Begier steht, bedarf gleichfalls keines Beweises.

Aber noch könnet ihr euch nicht von den Schauern erhohlen, welche euch bey den grotesken Zügen des Gemähldes von dem rohen Naturmenschen anwandelten! Klaget meine Schilderung nicht der Rohigkeit an! Wo die Natur selbst sich in der rohesten Gestalt darstellt, darf oder kann da der Geschichtschreiber in's angenehme, in's sanfte mahlen? Bloße Schönheit fodert von dem Dichter, der euch schildert, was er will; nicht aber, was ist.

Aber so demüthigend-roh begann unser Geschlecht! Dies ist das Wesen, welches einst, wie Leibnitz denken, wie Klopstock empfinden, wie Friedrich II handeln wird! Dies ist der Marmorblock, wie er da noch in seiner Muttergrube liegt, umwachsen von zottigten Baum- und Pflanzen-Wurzeln, verschüttet von Staub und Damm-Erde; und aus welchem einst, unter der Hand bildender Kunst, ein bewundernswerthes Götterbild, ein Apoll von Belvedere hervorgehen wird! Beruhiget euch wegen seiner gegenwärtigen demüthigenden Rohigkeit durch den Gedanken an die künftige Größe seiner Bildung.

Die Bildung beginnt in der Epoche, zu welcher wir nun übergehen. Sie heißt die Epoche der Vermenschlichung.

Vierter Abschnitt.

Uebergang aus der Epoche der Thier-Menschheit in die Epoche der Vermenschlichung.

Schwüriger, als die eigentliche Darstellung dieser Epoche unserer Entwickelungsgeschichte und der sie auszeichnenden Thatsachen in der Ausbildung menschlicher Anlagen, ist die Erklärung des Ueberganges aus dem Zustande der Thier-Menschheit in dieselbe. Ward es nicht von je her für eines der vielen unauflösbaren Probleme der Vernunft gehalten: Wo das Thier ende, und der Mensch beginne? Welches Band beyde verknüpfe? Wie und wann der Mensch sich der Thierheit entriß, und den eigenthümlichen Charakter seiner Gattung, den erhabenen Vernunft-Charakter, auszuprägen begann?

Nicht Spitzfündigkeit und nicht Weitschweifigkeit, sondern zweck- und ort-mäßig ist es, wenn wir, obgleich nur kurz, und mehr historisch-thatsächlich, als speculativ-grübelnd, einige Erörterungen über diese Fragen zu geben versuchen. Es wird uns leicht seyn, den Knëuel abzuwinden, wenn wir nur erst die Art gefunden haben, wie er zusammengeballt ward.

Wie also fand der Mensch den Ausgang aus dem dunkeln Labyrinth wüster Thierheit in die schöne und heitre Region der Menschheit?

§. 1.

Vorbereitende Erläuterungen.

Man versetze einen Menschen, der unter drückenden Sorgen wegen der unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens bis zum Jünglingsalter heranwuchs, und dessen ganzer geistige Theil, eben deswegen, in jener thierischen Dumpfheit brütet, wie wir sie da in so mancher Familie aus der niedrigsten Volksklasse auf dem Lande und in den Städten wahrnehmen, — man versetze, sag' ich, einen solchen Menschen, der aber übrigens von der Natur mit dem gewöhnlichen Alltagsmaaß vernünftiger Energie begabt ward, allmählich und allmählich in eine Lage, in welcher er sich von jenem unseligen Druck befreyt fühlt, wo er, statt, wie bisher, sich des Morgens zu kümmern, wie und ob er des Mittags wird essen können? für einige Tagesstunden Arbeit, seinen Hunger regelmäßig befriedigen, unter der gewissen Erwartung dieser Befriedigung die eine und andre Stunde des Tages in behaglicher Muße selbstgefällig hinbringen, und sich durch die Ruhe der Nacht zu neuer Arbeit und neuem Genuß der Muße stärken kann; man mache diesen Versuch: und man wird den vernachläßigten Geist nach und nach wie aus dem Schlummer erwachen sehen: er wird anfangen, die Menschen und die Dinge, die er bis dahin gewissermaßer nur thierisch anstarrte, und, um einen schön = bedeutungsvollen Ausdruck der Bibel zu brauchen, sie nicht sahe, ob er sie gleich sahe, schärfer und forschend in's Auge fassen; wird für gewisse Vorstellungen oder Kenntnisse, auch die nicht innerhalb

seinem Bedürfniß-Kreise liegen, Sinn äußern: wird nach und nach Sprache und Begriffe ausbilden, und, wenn er, wie wir's voraussetzen, von der Natur nur nicht geradehin zur Albernheit verurtheilt ward, jene, allen aufgeweckteren Kindern so eigenthümliche, Neu- und Wiß-Gier blicken lassen, die offenbar nichts anders ist, als das erste Streben der jungen Denkkraft nach Gegenständen ihrer Uebung. Denn die äußern Gegenstände der Sinne und der Erfahrung sind gleichsam die festen Stäbe, an welche sich der keimende Geist anranket, um sich aus dem Schlummer der Thierheit aufzurichten: der unermeßliche Schauplatz der Natur ist die Schule, in welcher er Begriffe bilden lernt, und sich mit Stoff zum Denken bereichert.

Woher dieses Erwachen des Geistes? Woher dieser Schwung zu neuer Entwickelung?

Der Geist (mit andern Worten die Denkkraft), dieser feinere Theil des menschlichen Selbst, konnte, gleich einer elastischen Feder, auf welcher ein schwerer Bleyklumpen gebürdet liegt, durch die unbefriedigte, von quälenden Sorgen des Bedürfnisses geängstete Thierheit gleichsam zusammen-gedrückt, seine natürliche Expansibilität und Schnellkraft nicht äußern; konnte keinen seiner freyern Schwünge wagen, oder ward, wenn er deren einen irgend wagte, von der bürdenden Last wieder heruntergezogen.

Dieser Druck ist nun, in dem Zustande der Gemächlichkeit, in welche wir den Menschen versetzten, glücklich aufgehoben: der Geist hat wenigstens einige

ruhige Momente gewonnen, wo er frey um sich her schauen, oder sinnend in sich selbst einkehren (reflectiren) d. h. seine Denkkraft üben kann; möge der Horizont, den das neu-aufblickende Auge umfaßt, noch so begränzt, mögen die Begriffe und die Ausdrücke zur Darstellung der Begriffe noch so unvollkommen seyn, wie dies gleichfalls bey unsern drey- oder vierjährigen Kindern der Fall ist.

Denn wenn gleich Sinnlichkeit und Vernunft, das heißt also, das Vermögen, sinnlicher Eindrücke empfänglich zu seyn (der Thier-Charakter), und Begriffe zu bilden (der Menschen-Charakter), vielleicht aus einem und demselben Keim hervorwachsen, so wie überhaupt Thierheit und Menschheit wahrscheinlich durch Eine und dieselbe (dem Denker vielleicht auf immer unerforschliche) Grundkraft hervorgebracht werden; so bildet doch das Denkvermögen, dieser unser eigentliche Geist, offenbar das feinere, das minder-körperliche Element jener Grundkraft, welche ihm mit der Sinnlichkeit gemein ist, und kann daher auch gar leicht, und viel leichter, als die mehr am Körper haftende, und in seine Organisazion unmittelbar-verwebte Sinnlichkeit, in ihrem Wachsthum gestört, in ihrer Entwickelung gehemmt werden.

So ist im Pflanzenreich der Blüthenstaub auf dem Staubfaden ohne Zweifel ein feinerer Bestandtheil der Blume, als der Staubfaden selbst, und daher auch weit eher der Beschädigung durch Nässe, oder Kälte, durch dörrenden Sonnenstrahl, oder zerstreuenden Wind ausgesetzt: gerade wegen des Blüthenstaubs ist die Zeit

der Blüthe für das Pflanzenreich die entscheidendste, und der Gärtner zittert alsdann am meisten wegen irgend eines verderblichen Einflusses der Witterung. Und doch entwickelt sich der Blüthenstaub selbst nur aus den Säften des Staubfadens!

Wie eine Pflanze sehr glücklich= und untadelhaft-organisirte Staubfäden, aber ohne allen befruchtenden Blumenstaub, haben kann: eben so erreicht auch die Sinnlichkeit, dieser gröbere Theil unseres Selbst, in so vielen Menschen, z. B. in den arbeitenden Volksklassen, vorzüglich in dem Landmann, und insbesondere in dem Wilden, einen hohen Grad der Ausbildung, unterdeß der geistigere Theil, die Denkkraft, wenige und kaum bemerkbare Sprößchen ausgenommen, fast unentwickelt schlummert. Der uncultivirte Mensch ist ja, gewöhnlich, sinnlich=vollkommener, als der cultivirte, so wie das Thier, offenbar, sinnlich=vollkommener, als der Mensch diesseits der Epoche der Thiermenschheit ist.

Auf dieselbe Art also, wie es eines eigenthümlichen und gewissermaßen schonenden, zärtlichern Einflusses der Witterung bedarf, wenn sich der feinere, oder vielmehr der allerfeinste Theil der Pflanze, der Blüthenstaub, gehörig entwickeln soll; braucht es auch zur Ausprägung unseres eigenthümlichen Menschen=Charakters, zur Entwickelung der Denkkraft, besonders=günstiger, veranlassender Umstände von aussenher.

Und diese unserer geistigen Entwickelung besonders günstigen Umstände kommen dem Menschen — durch

Gemächlichkeit in Hinsicht auf die körperlichen Bedürfnisse des Lebens.

Denn so wie, nach dem, was wir in dem vorigen Abschnitt sagten, unaufhörlich-ängstender Bedürfnißdrang der hemmende Druck war, unter welchem alle geistige Entwickelung des Menschen erlag und erstickt ward; so wird, durch den neu-errungenen Zustand der Gemächlichkeit, vermöge deren sich der Mensch nunmehr eine ruhige Existenz und Subsistenz gesichert hat, jenes Hinderniß glücklich weggeräumt, und die bisher todte, oder vielmehr durch ihre Unwirksamkeit todt-scheinende, aber ungeschwächte, unverdorbene Geisteskraft erwacht unaufhaltsam zur Thätigkeit.

Das ist die Geschichte eines jeden einst gedrückten, aber nun von dem Druck glücklich-befreyten Menschen-Geistes: und eben dies ist auch die natürliche Geschichte des Menschen in seinem Fortschritt aus der Epoche der Thiermenschheit in die Epoche der Vermenschlichung; aus der Epoche also, wo alle geistige Entwickelung unter dem Druck der Bedürfnisse erlag, in diejenige, wo er für diese Entwickelung freyeren Spielraum gewinnt.

„Wie aber ist es möglich, daß die eigentliche Gei-„steskraft des Menschen durch etwas blos negati-„ves, durch die bloße Wegräumung der Hinderniß, „(der quälenden Bedürfnißgefühle) angeregt und in „Schwung gesetzt wird? Wird nicht hier irgend ein „neuer, wundervoller Anstoß, komme er nun wie oder „von welcher Seite er wolle, erfodert?“

So hör' ich mir einige entgegnen, ganz gemäß den Grundsätzen jener Philosophen, die, unbekannt mit den ewig=festgestellten Schranken der Vernunft, es derselben mit einer Art von weibischer Wehmuth zur Last legen, daß sie nicht das geistige von dem geistigen zu erklären vermag, und die sich daher sehr oft in spitzfündige und fruchtlose Untersuchungen verlieren da, wo ihnen einzig Thatsachen der Erfahrung gnügen sollten.

Denn freilich! Art und Weise der Entwikkelung und Wirkung unserer Geisteskraft durchschauen wir so wenig, als das Wesen der Denkkraft selbst, und dieses nicht mehr und nicht weniger, als das Wesen irgend einer der Grundkräfte der Natur, z. B. der Zeugungskraft im Thier=Reich, der wachsenden Kraft im Pflanzen=Reich.

An sich aber entwickelt sich menschliche Kraft im allgemeinen nicht anders, wie jede andre Natur=Kraft, nämlich, nach Wegräumung jeder Hinderniß, die dieser Entwickelung entgegenstand.

Die engeingeschlossene und zusammengepreßte Luft äußert ihre Expansibilität, und bricht mit einer oft erschütternden Gewalt hervor, sobald in dem einschließenden Gefäß eine Oeffnung angebracht wird: der unter dem Stein gedrückte Keim einer Pflanze, eines Baums, treibt, sobald er, noch unverdorben, unvermodert, von dem lastenden Stein befreyt wird.

So auch der Menschen=Geist, wenn niedrige Bedürfnißsorge nicht mehr auf ihm lastet.

Wie eingeschlossene Luft nicht selten das Gefäß zersprengt, und sich freye Bahn macht; wie der Keim sehr oft auch unter dem lastenden Stein sich hervorarbeitet: so entwickelt auch er, nicht selten, mitten unter dem Gedränge von Bedürfnissen, einen schönen Theil vortrefflicher Energien. So wie dagegen der Grad der Expansibilität, der die verschlossene Luftmasse durch eine kleine, durchbrochene Oeffnung äußert, lange nicht so beträchtlich ist, als wenn die zusammenpressende Kraft ganz gehoben würde; so wie der gedrückte Keim viel saftvoller und fröhlicher sproßt, wenn er seiner ungehemmtesten Treibkraft überlassen wird: so entwickelt sich auch der Geist des Menschen nur in einer desto schöneren Fülle und Vielseitigkeit, je freyern Spielraum ihm eine äusserliche gemächliche Lage gewährt.

Offenbar heißt es also eine sehr thörichte Frage thun: „Welcher neue, wundervolle Anstoß kam hinzu, „und woher kam derselbe, um die schlummernde Geisteskraft zu wecken?"

Die Denkkraft ist, wie jede andere Naturkraft, in ihren ursprünglichen uns unerforschlichen Elementen gleichsam präorganisirt zu allen den großen und herrlichen Wirkungen, die sie einst hervorbringen wird: und wir grübeln in der Psychologie, wie in der Physik, vergebens nach dem eigenthümlichen Zusammenhange der Grundkraft mit ihren Grundwirkungen: wir vermögen es eben so wenig, zu erklären: wie und warum wir Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Vernunft haben, als, wie und warum die Luft

elastisch ist? Unsre Unwissenheit und unsre Einsicht ist sich in dem einen und in dem andern Falle ganz gleich.

Kurz: die erhabenste aller uns bekannten Naturkräfte, die Denkkraft, braucht, wie jede andre Kraft in der Reihe der Dinge, zu ihrer Entwickelung keinen andern Anstoß, als ihre eigene ungehemmte Thätigkeit, das heißt also mit andern Worten: Wegräumung der diese Thätigkeit einschränkenden Hinderniß, welche, wie wir gesehen, einzig in den drückenden Bedürfnißgefühlen bestand.

(Denn Kraft ist nichts anders, als von selbst wirkende Thätigkeit, obgleich durch äusserliche Ursachen einschränkbar.)

§. 2.

Schilderung der äusserlichen Verfassung des Menschen bey dem Uebergange aus dem Zustande der Thiermenschheit in den Zustand der Vermenschlichung.

Wann also tritt der rohe Naturmensch aus dem Zustande der Bedürflichkeit in den Zustand der Gemächlichkeit?

Wenn glücklicher Zufall oder irgend ein Kunsttrieb (der mit dem Stande der Cultur vielleicht verloren ging), oder auch ein mitten unter dem Gedränge des Bedürfnisses aufgesproßter Keim der Vernunft, oder auch alle diese verschiedenen Quellen menschlicher Erfindsamkeit zusammen, ihn mit solchen Entdeckungen bereichert haben, wodurch er sich die unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens gesichert sieht: wenn er, zum Beyspiel, gelernt hat, irgend eine eßbare sanftere

Thiergattung (als Schaafe) zu pflegen, oder eine wildere (als Ziegen) zu zähmen: (die natürliche Schwachheit und unbehülfliche Einfalt des Schaafs macht dasselbe, nach der Vermuthung kenntnißvoller Zoologen, unter allen Thieren ohne Zweifel zu dem ersten Unterthan und Vertrauten des Menschen;) wenn er als Gärtner oder als Ackermann eine nährende Frucht des Feldes anziehen und vervielfältigen gelernt. Denn ein Kleid (allenfalls nur ein Thierfell) zur Schutzwehr gegen Nässe und Kälte, brachte er wahrscheinlich schon aus dem Thierzustande herüber; so wie die Höhle des Waldes, oder auch eine dichte Laubhütte, die er gleichfalls schon in dem Thierzustande erbaut haben konnte, ihm, dem Weib und den Kleinen, zum Schirm gegen das Ungemach der Witterung, gegen die lästigen Neckereyen kleiner Feldthiere, und zur Aufbewahrung einiger Handwerkszeuge, einer Keule, einer Schaufel, gnügen mochte.

Wie sorgenlos, wie gemächlich, konnte er, verglichen mit dem vorigen Zustande rohester Bedürflichkeit, in dem Besitz dieser — uns unendlich-geringfügiger — Güter leben! Er war, was unter uns Menschen der Cultur immer nur ein sehr kleiner Theil, was von den 150,000 Einwohnern Berlins nicht Ein Zwanzig-Theil erreicht, und selbst in den höhern Ständen nicht erreicht, fast ohne Nahrungssorgen. Denn den Zufälligkeiten der Witterung und des Bodens blieb sein Lebensunterhalt, wie auch jetzt noch die Subsistenz des gesammten Menschen-Geschlechts, ausgesetzt.

So — nicht mehr gedrängt vom Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks, oder gepeinigt von der Sorge wegen des kommenden Tages, oder wegen der bevorstehenden unfruchtbaren Zeit des Jahres, stimmte sich seine ganze Seele aus jenem Tumult unaufhörlich durcheinanderwogender Triebe und Begierden in einen gewissen mildern, ruhigern Ton, alle seine Empfindungen in einen langsameren Takt; sein Inneres nahm jene Fassung an, in welcher wir uns etwa nach einem ausgetobten Sturm leidenschaftlicher Bewegung fühlen, die, wie bekannt, dem Aufmerken und Beobachten sehr günstig ist, und unsre Sinne, wie unsern Geist, den Eindrücken öffnet, welchen sie vorher verschlossen zu seyn schienen.

Denn treffender, als unsern Gemüthszustand in Augenblicken leidenschaftlicher Bewegung, können wir uns den Zustand einer thiermenschlichen Seele nicht denken: ein lebhaftes Bild davon stellen uns unsre Wilden, unsre zwey-, drey- bis vierjährigen Kinder dar, deren kleiner Geist in einer fast ununterbrochenen Bewegung fluthet, insbesondere, wenn irgend ein stärkeres Interesse, etwa ein neues Spielzeug, ihn anregt. Daher denn auch — ihre, oben schon in einer andern Absicht angeführte, ungeheure Reg- und Strebsamkeit, die sich erst mit dem Anbruch der Vernunft etwas zu dämpfen anfängt.

In der nunmehrigen mildern, ruhigern Stimmung also, einsam in seiner Hütte sitzend, oder unter dem Schatten des Baums am rieselnden

Bach hingestreckt, oder läßig-arbeitend, merkt er, mit einem gesammleteren Geist, und gleichsam mit offneren Sinnen, auf die Gegenstände, die ihn nah und fern umringen, verdeutlichet sich die ehemals schon empfundenen dunklen Eindrücke der bekannten, prägt sich schärfer und klärer die Eindrücke der neuen ein, stellt einige der ihm nächstgelegenen oder der abstechend-verschiedensten einander vergleichend gegenüber, entdeckt hier, dort eine neue Eigenschaft der Dinge, von welcher er für seine kleine Lebensökonomie Nutzen ziehen kann, hebt diesen oder jenen glücklichen Zufall in dem Zusammentreffen der Dinge als einen guten Fund auf, beobachtet insbesondere die Thiere und ihre Sitten, als die ihn, durch ihr verwandteres Leben, natürlich mehr anziehen, als die Pflanzen, und lernt vielleicht von dem Vogel, z. B. von der Schwalbe, seine Hütte mit Leim fester und dichter machen u. s. w.

So erweitert er seinen Geist von Tage zu Tage durch irgend eine neue Kenntniß: die vermehrten Kenntnisse vermehren seinen Stoff zum Denken und Vergleichen: die Extension der Vorstellungen schafft Intension derselben; der erweiterte Geist, will ich sagen, verfeinert und vergeistiget sich selbst durch die Vermehrung der Vorstellungen: die Bilder der Imaginazion haften, eben wegen der Zusammenstellung mehrerer Aehnlichkeiten, immer weniger an dem roh-sinnlichen, allerersten Eindruck, werden gewissermaßen schon abstract, und dadurch zur Bildung der Begriffe fähiger: die Urtheilskraft schärft sich auf gleiche Weise immer mehr an der Vergleichung mehrerer Aehnlich-

keiten verschiedener Vorstellungen; das Gefühl, z. B. das Gefühl von nah und fern, von groß und klein, u. s. w. wird immer bestimmter, feiner, leichter-unterscheidbar.

Die Vernunft ist erwacht! Der eigenthümliche Menschen-Charakter geht schon hervor! Das Menschenthier ist Mensch geworden! Was er künftig werden wird, ist in diesem Keim enthalten. Wenn wir einst in den Epochen der Verfeinerung, der Ueberfeinerung, der Versittlichung den erhabenen Prachtbaum so stolz sein Haupt in die Wolken erheben, so vielblättrig grünen, so herrliche Früchte tragen sehen werden; dann wollen wir sagen: dort lag der Keim. Wenn wir ihn einst auf dem ungeheuren Ozean technischer, intellectueller und moralischer Thätigkeit mit schwellenden Segeln und wirbelnden Rudern dahinsteuern sehen, dann lasset uns, in diese zweyte Epoche zurückschauend, rufen: dort fand sein Fuß den Uebergang.

§. 3.

Schilderung des innern Gemüthszustandes des Menschen bey diesem Uebergange.

Wir erörterten bisher das Wie? des äusserlichen Ueberganges aus dem Zustande der Thiermenschheit in die Epoche der Vermenschlichung: wir bezeichneten, heißt das, die glücklichen äussern Umstände, deren Zusammentreffen denselben hervorbrachten oder beförderten: wir entwickelten die glücklichen Wirkungen, welche durch diesen Uebergang in dem Menschengeist hervorgebracht wurden.

Aber welche Bewandniß hat es mit dem Innern, mit dem Psychologischen dieses höchst merkwürdigen Ueberganges? Welches ist der eigentliche Grundton der neu-anklingenden Harmonien? Wo endet Thiermenschheit? und wo beginnt Menschheit?

Da sich diese Frage schon durch sich selbst, als aus den Tiefen der Psychologie herauf, ankündiget; so kann der Leser es nicht für hohle, überfeine Grübeley halten, was wir jetzt zur Beantwortung derselben beybringen, und er wird hoffentlich die gleichfolgenden Ideen-Reihen, ohne Unwillen, mehr durchsinnen, als durchlesen.

Wir antworten also:

Den bedeutungsvollen Grenzpunkt zwischen Thier und Mensch, im Menschen, bildet das vernünftige Selbstbewußtseyn, bildet der Augenblick, wo der Mensch zu sich selbst spricht: Ich bin ein Ich, das heißt in dem allgemeinsten und ursprünglichsten Sinne nichts anders, als: „Ich bin ein von allen Dingen um mich her verschiedenes Wesen."

Denn jene tumultvolle, mit unaufhörlicher Bewegung thierischer Begierden durchstörte Empfindungsart, die wir ihm in dem Zustande der Thiermenschheit beylegen, und die wir der ruhigern, mildern Fassung entgegensetzen, wodurch er sich in der Epoche der Vermenschlichung charakterisirt, gestattet es ihm nicht, das Bewußtseyn seiner Verschiedenheit von den Aussendingen bis zur vollen Klarheit zu entwickeln. Den Beweis für diesen Satz liefert uns unsre eigne Erfahrung in Augenblicken heftig-ergrei-

fender Leidenschaft. Sehr treffend sagen wir von uns, nach vorübergegangenen Momenten der Art: „daß wir außer uns waren." Denn alsdann fühlen wir uns nur in dem Gegenstande der Liebe, der uns entzückt, der Rache, der uns empört: alle unsre sinnlichen Energien schmelzen in der flammend-lebhaften Anschauung des Gegenstandes zusammen: alles andre um uns her ist wie vernichtet: unser ganzes Innere mit allen bisher-gesammleten Eindrücken, Vorstellungen und Empfindungen, ist, als wär' es nie gewesen: nicht Vergangenheit, nicht Zukunft ist für uns: unser ganzes Seyn ist in dem Augenblick der Gegenwart concentrirt: wir existiren nur in dem Gegenstande: wir selbst sind uns entschwunden: wir sind, in dem eigentlichsten Wortsinne, außer uns.

So wie also, noch jetzt im Stande der Cultur, gewaltsame Leidenschaft uns in einen Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit stürzen kann: so ist der Zustand der Thier-Menschheit — ein daurender Zustand dieser Art, und es ist also dem von unaufhörlicher Bewegung sinnlicher Begierden aufgestörten und hingerissenen Menschen-Wesen nicht möglich, das Bewußtseyn seiner Verschiedenheit von den Aussendingen bis zur vollen Klarheit zu entwickeln, und zu sich zu sagen: „ich bin ein Ich."

Gern gesteh' ich's, daß in den einstweiligen ruhigern Augenblicken des Innern, die das Menschen-Wesen auch in diesem Zustande, so wie das Thier in dem seinigen, hat, daß es, zum Beyspiel, in jenen Augenblicken, wo er das Bedürfniß des Hungers oder

des Durstes behaglich befriediget hat, und noch von keinem neuen Bedürfnißdrange afficirt wird, sein Selbst von den umgebenden Dingen sehr klar unterscheidet: so wie es mir höchst wahrscheinlich ist, daß der Hund, der, nach gestilltem Hunger und Durst, in behaglicher Ruhe, von seinem Lager gleichsam in die Welt hineinschaut, nach seiner Empfindungsweise gar wohl zu sich sagen könne: ich bin ein Ich: oder, was eben so viel ausdrückt: die Dinge da sind nicht mein Selbst.

Aber das Verdeutlichen jenes dunkeln Selbstbewußtseyns, das Heften und Festhalten dieses Zustandes des Innern, die fortgesetzte Dauer desselben und Erhebung von dem momentanen Anwandeln dieser Vorstellung bis zur gewöhnlichen und herrschenden Stimmung des ganzen Innern zu derselben: — dies ist's, was den Menschen von dem Thier unterscheidet; was Thiermenschheit von der Menschheit sondert: dies ist's, was den Zustand der Besonnenheit bildet, in welchem wir vernünftige Menschen uns in jedem Augenblick ruhiger, von heftiger Leidenschaft ungestörter, ungetrübter Vorstellungen befinden: dies ist's, was wir, im Gegensatz mit dem obigen „außer uns seyn" eben so glücklich-bedeutungsvoll nennen „bey uns seyn."

Aber gerade das Verdeutlichen jenes dunkeln Selbstbewußtseyns, das Heften und Festhalten und die Fortdauer dieses Zustandes — das ist's auch, was der eigentliche Zustand der Thiermenschheit und der aller-

rohesten Bedürflichkeit verhindert. Die mit alter ungebändigter Heftigkeit erwachende Begier zu essen, zu trinken, des Geschlechts zu genießen, verwischt in dem Thiermenschen die matt- und blaß-gezeichnete schöne Spur der nahenden Vernunft, erlöscht das aufsprühende Fünkchen ihres himmlischen Lichts, und zieht über den einzigen hellen Punkt in dem Innern des lebendigen und fühlenden Wesens die alte Dunkelheit hin: das durch das große Ahnungsgefühl mit einer Art Reflexion von den Aussendingen getrennte Selbst fließt wieder, in chaotischem Gewirre und in ununterscheidbarer Masse, mit denselben zusammen: der Zustand der Bewußtlosigkeit ist wieder der herrschende; der zur Vermenschlichung anstrebende Thier-Mensch ist wieder blos Thier-Mensch: das Thier ist wieder blos Thier.

Da einige der neuern Philosophen das Thier so gern bis zu uns herauf heben, ja es wohl noch über uns heraufsetzen möchten; dennoch aber weder ihren eigenen, noch unsern Gemeinsinn bis dahin betäuben können, daß wir das Thier nicht wenigstens um Eine Stufe unter den vernünftigen Menschen hinunter stellen: so darf ich vielleicht hoffen, diese Ueberschätzer der Thierheit dadurch zu besänftigen, daß ich sage: „In jedem Augenblick heftig-stürmender Leidenschaft finden sich alle vernünftige Menschen, finden sich selbst diese Herren Philosophen, in demselben Zustande, in welchem sich das Thier gewöhnlich befindet: und aller Unterschied zwischen Vernunft und Thier-Instinct besteht einzig

darin, daß der Zustand des Selbstbewußtseyns bey dem Menschen daurend, der gewöhnliche, der herrschende, bey dem Thier dagegen augenblicklich, vorübergehend, und der Zustand der Bewußtlosigkeit der gewöhnliche, der herrschende ist: daß jeder Kranke in der Phantasie-verwirrenden Fieberhitze, jeder Rasende, jeder Mondsüchtige, jeder Nachtwandler, während dieses Zustandes, nichts mehr und nichts weniger, als ein Thier mit menschlichen Gliedern, ein Thiermensch, also ein Thier ist. Sätze, die offenbar nichts anders, als die unmittelbare Folge unserer bisherigen Schlußreihen sind; und die ich daher um so viel zuversichtlicher hier aufstellen kann, da sie durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch von jedem ähnlichen Zustande eines Menschen: „er ist nicht bey Sinnen; er handelt, wie ein vernunftloses Thier," hinlänglich gerechtfertiget sind.

Dieser daurende und gleichsam verfestigte Zustand des Selbstbewußtseyns, dieser Anklang zu aller eigentlichen Vernunftentwickelung — scheint in der That nur durch öftere Wiederholung, vielleicht, da Entgegensetzungen sehr oft sich nur desto mehr einander beleuchten, selbst durch das öftere Entschlüpfen des Ich, als der umfassendsten aller Vorstellungen, bey heftigen Bewegungen des Innern, erreichbar zu seyn. Vergeblich wär' es daher, gleichsam den Augenblick bestimmen zu wollen, wo ein solcher Zustand in dem Menschen zuerst daurend wird. Bey unsern Kindern tritt er ohne Zweifel eben so gewiß ein; als auch sie aus der Epoche der Thiermenschheit zur Vermenschlichung übergehen, und nur über diesen Gränzpunkt hin, in den-

selben eintreten können. Wer aber unter uns erinnert sich dieses Uebergangs, dieses zuerst verfestigten Gemüthszustandes des Selbstbewußtseyns? Und wie will er überhaupt in der Entwickelung des kindischen Alters diese Spuren bemerkbar machen? Gerade deswegen, weil auch schon in der Epoche der Thiermenschheit oder Bewußtlosigkeit Selbstbewußtseyn, als momentaner Zustand statt fand, und jetzt nur geheftet und daurend gemacht worden, ist der Moment dieses Heftens unbestimmbar, unergreiflich.

Schauervoll ist für uns (wer je durch Krankheit in einen Zustand zerrütteter Phantasie versetzt ward, weiß es aus Erfahrung) der Augenblick, wo wir, nach tagelanger Bewußtlosigkeit wiederum unserer selbst mächtig, unseres Ich uns bewußt werden. Wie, bis zur Verzweifelung, die Wiederkehr des Bewußtseyns auf manche Wahnsinnige wirkt, ist gleichfalls bekannt.

So viel nur ist aus der menschlichen Entwickelungsgeschichte, wie sie uns da noch täglich in jedem sich aufbildenden Menschengeist vor Augen liegt, unwidersprechlich ausgemacht, daß jenseits der Epoche des bevestigten Selbstbewußtseyns, auch bey Kindern und Erwachsenen von dem bewundernswürdigsten Erinnerungsvermögen, schlechterdings keine Erinnerung statt findet, wenn gleich die letztern sich oft die allerkleinsten Züge aus der Geschichte ihres Kindesalters diesseits der Epoche des Selbstbewußtseyns in's Gedächtniß rufen können: welches unsre bisher vorgetragenen Grundsätze offenbar bestättiget.

Denn durch das Selbstbewußtseyn denkt sich das vorstellende Wesen zuerst als eine alles zusammenfassende Einheit; es ordnet, will ich sagen, alle seine mannigfaltigen Vorstellungen in Einem und nach Einem großen Beziehungspunkt (sein denkendes Ich) zusammen: das Zerstreute wird concentrit, das Regellose geregelt, das Mannigfaltige zur Einheit verbunden: so — knüpft sich der gegenwärtige Eindruck an den vergangenen, die gehabte Vorstellung an die jetzt vorschwebende, die besondre an die allgemeinere. (Denn die allgemeinste, viel-umfassendste, der sie alle untergeordnet werden, ist das Ich.) So kann also auch allein nur Erinnerung möglich werden, die immer eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in der Coexistenz der Ideen nnd Eindrücke voraussetzt: dagegen sie in Hinsicht auf alles, was während des Zustandes der Bewußtlosigkeit vorfiel, eben wegen dieses Mangels an Zusammenordnung der Ideen, die nur durch das Bewußtseyn möglich ist, nicht statt finden kann. Jede gegenwärtige Vorstellung oder Empfindung verwischt hier die vergangene: und die vergangene kann, wenn sie von einer besonders-erschütternden Art war, höchstens durch den unmittelbaren Anblick des Gegenstandes, dem sie anhaftet, wieder aufgeweckt und dem Gedächtniß vorgeführt werden. So schreit das Kind auch in dem Zustande thierischer Bewußtlosigkeit, bey dem zweyten Anblick der Lanzette, welche ihm schon einmal die kleine Wunde am Arm zur Inoculazion ritzte: so — beugt der Esel scheu aus, sobald er an die Stelle kömmt, wo er schon einmal fiel.

Durch das bevestigte Selbstbewußtseyn also kann der Mensch **denken**. Denn denken heißt Vorstellungen und Empfindungen nach gewissen Regeln (Denkgesetzen) verknüpfen: den Gesetzen, die durch die festgehaltene Idee des Ich allein nur begründet und entwickelt werden, werden sie demselben gleichsam anhaften.

Und nun erst kann er, was wir als die glücklichen Wirkungen der Epoche der Gemächlichkeit rühmten, (s. oben) aufmerken, beobachten, vergleichen, urtheilen, schließen: nun erst kann die Vernunft erwachen.

Daß aber Gemächlichkeit und eine gesicherte Existenz und Subsistenz für die Befestigung des Selbstbewußtseyns über alles wichtig ist, erhellet nunmehr ohne weitern Beweis. Gemächlichkeit allein nur gewährt seinem Innern jene Ruhe, jene Stille, in welcher dasselbe sich aus dem Tumult thierischer Begierden gleichsam zusammennehmen, und sich, zur festen Bildung der Idee des Ich, gleichsam auf sich selbst zurückbringen (reflectiren) kann.

Die immer größere Menge der Vorstellungen und Eindrücke, welche er in der Epoche der Gemächlichkeit sammlet, beobachtet, feiner und vielseitiger auffaßt, dient selbst nur, den Zustand des Selbstbewußtseyns daurend zu machen; so wie das verfestigte Selbstbewußtseyn gegenseitig dient, die gesammleten Vorstellungen und Eindrücke in Eins zu verknüpfen, zu regeln, zu ordnen.

Denn da der Mensch sich nicht eher als ein von den Aussendingen verschiedenes Wesen denken konnte, als

bis er diese verschiedenen Dinge selbst kennen gelernt hatte; da er also zur Kenntniß des Ich nur durch die Kenntniß des Nicht-Ich zu gelangen vermogte; so sieht man von selbst ein, wie die größere Menge eingesammleter und in einem ruhigern Gemüthszustande empfangener Vorstellungen und Eindrücke das Selbstbewußtseyn befestigen; das Selbstbewußtseyn aber wiederum das Denken der Aussendinge erleichtern oder vielmehr eigentlich erzeugen mußte.

So wie aber der Mensch mit Thiermenschheit, das heißt also, mit Sinnlichkeit begann; so ist auch in der Entwickelung seines Geistes überall das zu verbindende Mannigfaltige eher, als die verbindende Einheit, das besondre eher, als das allgemeine, Anschauung eher, als Begriff, Erfahrung eher, als Vernunft.

Wenn aber die gemächliche äusserliche Lage, die gesicherte Existenz und Subsistenz, welche allein nur dem Menschen einen der Entwickelung seines edleren Selbst so günstigen Zustand gewährt, so mancherley Entdeckungen und Erfindungen voraussetzt, ohne welche sie überall nicht statt finden kann: wenn dazu einige Kenntnisse und Künste der Viehzucht, des Ackerbau's, der Kräuterpflege, der Fischerey, oder wenigstens einer und der andern dieser Künste, erfodert werden: wie gelangt der Rohe zu dem Besitz dieser Kenntnisse, die, so einfach sie sind, eine beträchtliche Anzahl mühsam zu erwerbender Fertigkeiten, und insbesondere auch eine aufmerksamere Beobachtung der natürlichen Dinge, und glückliche Zusammenstellung von Zufälligkeiten erfodern?

§. 4.

Häusliches Beysammen=Wohnen ist die veranlassende Ursache der Umwandlung thiermenschlicher Bedürflichkeit in Gemächlichkeit, und dadurch zugleich veranlassende Ursache des Uebergangs zur Besonnenheit und Vermenschlichung.

Ich antworte: Er gelangt dazu insbesondre durch das Zusammenleben mit Weib und Kleinen, durch den Eintritt also in das häusliche Leben!

Wie traurig es um menschliche Entwickelung stehen würde, ohne Zusammentritt in Gesellschaft; wie alle feinere und geistigere Ausbildung der Menschheit einzig als eine Frucht des geselligen Lebens betrachtet werden kann; und wie daher die weise Natur den Menschen durch eben so unwiderstehliche als angenehme Bande zu dem geselligen Leben hingezogen hat? muß sich der Leser, da wir es oben unter dem Abschnitt von dem Triebe zur Geselligkeit ausführlich entwickelt, gerade hier am lebhaftesten gegenwärtig machen.

Und welche aller übrigen Springfedern der Menschen=Natur, die wir in demselben Abschnitt vor Augen legten, konnte der Schöpfer gerade in der frühesten Epoche des Menschen=Geschlechts zweckmäßiger in Spannung setzen? welche andre lag seiner waltenden und leitenden Hand näher, als — der Trieb zur Geselligkeit?

Der Trieb zur Geselligkeit äußert sich durch den Hang des Gleichartigen für das Gleichartige, durch den Geschlechtstrieb, und den Trieb zur Mittheilung: (s. erst. Buch) drey geistige Keime, deren Aufsprossen, besonders aber der

beyden ersten, offenbar noch in die Epoche der Thiermenschheit fällt, indem sie sich bey dem Thier nicht weniger, als bey dem Menschen, der erste aber, unter dem Namen der Anziehungskraft, sogar im Reich der leblosen Dinge, äußern.

Wollte man auch nicht die Gefälligkeit für das Menschen-Geschlecht haben, es als eine Thiergattung von der bessern, ich will sagen, von der geselligen Art, anzusehen, die, wie bekannt, meistentheils die sanfteren sind, z. B. Biber, Bienen, Ameisen, Kühe, Pferde, Hirsche; dagegen die von der ungeselligern Art, z. B. die so genannten fleischfressenden Thiere, gewissermaßen nur verwüsten und zerstören, wie sie denn auch, nach der eigenthümlichen Anweisung der Natur, einzig durch Angriff und Zerstörung anderer Thiere bestehen und ihr Geschlecht erhalten können: wollte man also den Menschen auch nur als ein fleischfressendes Thier betrachten, welches er durch seine mit dieser Thiergattung gemeinschaftliche innere und äusserliche Einrichtung des Körpers ist (obschon der Bau der Zähne und des Magens ihn eben sowohl zu einem pflanzen- als zu einem fleisch-fressenden Thier eignet): so kann man ihm doch den Hang zur Geselligkeit wenigstens nicht in so fern absprechen, als sich derselbe durch Geschlechtsliebe äußert. Denn Geschlechtsliebe ist ja ein Hauptmoment der thierischen Natur, mithin auch der fleischfressenden: der Löwe gesellt sich zur Löwin, der Tiger zur Tigerin, die Hyäne zur Hyänin; sie legen, wie ihre Sittengeschichte beweist, während dieser Zeit einen Theil ihrer Wildheit ab, oft bis zur

Versänftigung der milderen Gattungen, und verharren dann auch in diesem Zustande häuslicher Geselligkeit bis zum Heranwuchs der Kleinen.

So würde dann also der Mensch, auch blos als fleischfressendes Thier betrachtet, den Trieb zur Geselligkeit durch Geschlechtsliebe äußern, und Thier-Mann und Thier-Weib sich, während der Schwangerschaft, bis zur Geburt und dem Heranwuchs des kleinen Menschen, zu einander halten.

§. 5.

Grundlose Meinung einiger neuern Philosophen von der langen Dauer des Zustandes der Thiermenschheit.

Denn abgeschmackt-thöricht ist es offenbar, was einige der neuern Philosophen behaupten wollen, daß die Menschen wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte nach ihrer Schöpfung wild und unstätt und ungesellig in den unermeßlichen Wäldern der jungen Erde umherschweiften; daß der Thiermann sich heute mit diesem, morgen mit einem andern Thierweibe begattete; die geschwängerte mithin sogleich verlassen, und zu einer andern übergegangen wäre, — bis endlich, wie diese Weisen, — zum Glück des Menschen-Geschlechts — endlich doch weiter schließen, nach dem Ablauf jener Jahrhunderte, ganz zufälliger Weise ein und das andre Paar sich zu einer Art häuslicher Geselligkeit zusammengefügt, und es ihnen in der Folge, e b e n s o z u f ä l l i g, gelungen, die andern, noch gesetz- und vernunft-los umherstreifenden, zu einer gleichen Lebensweise zu bereden und hinüberzuführen.

Diese Hypothese, welche denjenigen Abschnitt menschlicher Entwickelungsgeschichte betrifft, der sich jenseits aller Urkunden der Jahrbücher der Völker-Geschichte hinzieht, und daher auch durch keine geschichtliche Thatsachen erweislich ist, enthält den schneidendsten Widerspruch gegen alle Analogie der thiermenschlichen Anlagen, die uns mit der unserm Geschlecht verwandtesten Thiergattung, der fleischfressenden, gemeinschaftlich sind; gegen zwey bestimmte und charakterische unter diesen Anlagen insbesondere; gegen die erhabenen Absichten der weisen Natur mit unserm Geschlecht, dessen allerwesentlichste Entwickelungsperiode, die vernünftige, die eigentlich-menschliche, ohne häusliche Geselligkeit schlechterdings nicht beginnen konnte, und gegen alle Gründe der Wahrscheinlichkeit, auf welche uns die bewährtesten Zeugnisse der geschichtlichen Urkunden des Menschen-Geschlechts für eine spätere Bewohnung der Erde durch Menschen, und für eine frühe Cultur derselben, leiten.

§. 6.

Erster Grund gegen diese Meinung: der Thier-Mann hält sich zu dem Thier-Weibe, während der Schwangerschaft, wie es die andern ihm verwandten Thiergattungen thun.

Den Thier-Mann sich zum Thier-Weibe gesellen, ihn sich mit demselben begatten, und während der Zeit der Schwangerschaft bis zur Epoche der Geburt des jungen Menschenthiers, vielleicht bis zur Epoche einer für den Selbsterwerb der Lebensbedürfnisse hinlänglichen

lichen Ausbildung des letztern, in geselliger Traulichkeit bey der Gattin verharren zu lassen, heißt nichts weiter, als die Menschen-Gattung das allererste und angelegentlichste Werk der Natur, die Fortpflanzung des Geschlechts, auf dieselbe Art vollbringen, und die Absicht der Natur mit der Zweckmäßigkeit erfüllen lassen, als wir es an dem Thier, und unter diesem auch an unsern nächsten Verwandten, den fleischfressenden, wahrnehmen.

Gesetzt aber: es fände sich unter dieser Thiergattung (die Sittengeschichte und Lebensweise der Thiere ist, wie jeder Kenner der Naturgeschichte weiß, ein im Ganzen wenig bearbeitetes Feld) irgend eine Unter-Art, nach deren Lebensweise der Gatte, sogleich nach vollzogenem Befruchtungsgeschäfte, sich von der Gattin trennte, und diese den Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, den Gefahren der Entbindung, sorglos preisgäbe, die Sorge und Pflege für die zarten Kleinen höchst unväterlich ihr allein überließe: gesetzt, es gäbe eine solche Thier-Art, und wir wollten den Menschen nicht blos, wie vorhin, dem ungeselligern und schlimmern Thiergeschlecht, dem fleischfressenden, sondern auch den gegen ihre eigene Gattin gleichgültigern, gegen ihre Kleinen unväterlich-nachläßigern gleich machen; so stoßen wir auch hier wiederum auf eine charakterische, bis dahin freilich von den Philosophen fast ganz übersehene, wenigstens zur Erklärung wichtiger Phänomene der Menschen-Geschichte unbenutzte, Anlage unserer thierischen Organisazion, welche unser Geschlecht gegen eine solche in dem gesammten

Thierreich seltene und fast unnatürliche Nachläßigkeit offenbar zu bewahren und sicher zu stellen scheint.

§. 7.

Zweyter Grund: der durch keine Jahreszeit beschränkte Geschlechtstrieb des Menschen hält ihn um so viel leichter seiner Gattin nahe.

Diese charakterische Anlage ist keine andre, als die oben schon erwähnte immerwährende, an keine bestimmte Jahreszeit, keinen Mondswandel, keine Tageszeit gebundene Regsamkeit des Geschlechtstriebes, welche unserer Gattung eigenthümlich ist.

Da es die Absicht der Mutter der Dinge erfoderte, die geschaffenen Archetypen ihres unermeßlichen Lebensreiches, deren es, nach den gründlichen Schlußfolgerungen großer Naturgeschichtschreiber, anfangs nur sehr wenige gab und geben konnte, auf dem eingeschränkten Erdfleck, welcher, zum Wohnplatz für Landthiere geeignet, sich aus der ungeheuren Wasserfluth der jungen Erde zuerst emporhub, zu vermehren; so mußte es ihr auch Zweck seyn, diese Archetypen, sobald als nur immer geschehen konnte, zur Ausprägung gleichartiger Originale, zur Hervorbringung ihrer eigenen Gattung, anzuleiten: und zu diesem Zweck den Geschlechtstrieb in ihnen möglichst-bald zur thätigen Entwickelung zu führen: ein Zweck, dessen Erreichung ihr durch die gleichsam schäumende Vollkraft der neu-gebornen Wesen ohne Zweifel nur um so viel leichter ward.

Wäre nun aber auch der Mensch durch jene unnatürliche Gleichgültigkeit gegen sein eigenes Geschlecht von der daurenden Gemeinschaft mit

dem Weibe abgezogen worden: (unnatürlich nennen wir eine solche Eigenheit deswegen, weil schlechterdings kein Grund davon weder in der physischen oder moralischen Organisazion des Menschen, noch irgend ein denkbarer Zweck einer solchen Einrichtung in Hinsicht auf die Entwickelung des Einzel-Wesens oder der Gattung, aufgefunden werden kann;) so würde die immerdaurende Regsamkeit des Geschlechtstriebes, als charakterische Modifikazion desselben in der Menschen-Natur, ihn zu seinem Weibe, und dadurch auch zu seinen Kindern zurückgeführt, ihn ihrer Gesellschaft angeschlossen, und so nach und nach zu einer Art von häuslichem Leben gewöhnt haben.

„Aber, entgegnet man mir hier, wie auch wirklich von einigen Philosophen geschehen, der Reiz abwechselnder, den Naturtrieb mit neuer Frische anfachender Mannigfaltigkeit würde den Thiermenschen Eine Gattin bald anekeln gemacht, und ihn zu Aufsuchung neuer Gegenstände getrieben haben."

§. 8.

Dritter Grund: Abwechselungssucht im Geschlechtsgenuß, in Hinsicht auf das Subjekt der Befriedigung, ist ein Produkt der Kunst und der Schwelgerey, nicht unmittelbare Natur-Anlage.

Hierauf erwiedere ich zuvörderst: der Reiz der Mannigfaltigkeit ist, in Sachen des Geschlechtstriebes, mehr etwas erkünsteltes, als natürliches: und setzt offenbar eine gewisse zärtere, feinsinnigere und vereinzelte Kenntniß der lustweckenden Theile des zu genießenden Gegenstandes voraus, als von thiermensch-

licher Rohigkeit, mit welcher wir es hier einzig zu thun haben, erwartet werden kann. Wer kennt nicht den undenkbaren Grobsinn unseres gemeinen Mannes in Rücksicht des Geschlechtsgenusses? Sehen wir nicht oft, daß die häßlichsten Weiber, selbst ohne alle besondre moralische Vorzüge, von ihren Männern, nicht selten sehr verfeinerten Männern, zärtlichst geliebt werden? Vielleicht gab es noch keine weibliche Häßlichkeit, die nicht von irgend einem Manne, wenn nicht genossen, wenigstens begehret ward.

So wie also starkgewürzte und hundertfach zusammengesetzte Speisen den Gaum des Wohllüstlings unwiderstehlich kützeln, die der unverwöhnten Zunge sehr gleichgültig sind, oft gar anekeln: eben so ist auch in Sachen des Geschlechtsgenusses der Reiz der Mannigfaltigkeit, durch Verschiedenheit der zu genießenden Gegenstände, nur Eigenheit des Wüstlings, nicht des schlichten, unverdorbenen Genießers.

§. 9.

Neben-Bemerkung über die falsche Ansicht des Geschlechtsgenusses als eines bloßen Vergnügens, nicht als eines Bedürfnisses.

Ueberhaupt betrachten und behandeln wir Menschen der Cultur die Befriedigung des Geschlechtstriebes zu einseitig und mit einer offenbar-eigennützigen Geistesengheit als Vergnügen: eine Ansicht und Behandlungsart, die wenigstens eben so thöricht ist, als wenn wir das Bedürfniß des Essens und

Trinkens blos als ein Vergnügen betrachten wollten. Bey dem letztern beabsichtete die Natur Erhaltung der Einzelwesen; bey dem Geschlechtstriebe Erhaltung des Geschlechts. Welcher von beyden Zwecken ist der ernstere oder wichtigere? Es wäre abgeschmackt, einem von beyden den Vorzug zuzugestehen. Der Natur sind sie beyde gleich-nothwendig, gleich-unentbehrlich, für ihre große Haushaltung in dem Reiche des Lebens. Eben deswegen würde es auch unweise gewesen seyn, hätte die Natur uns den Geschlechtstrieb, oder auch den Hunger und Durst, nur wie durch eine Art von Vergünstigung, als Mittel zu einem Genuß, nur als ein Vergnügen mehr, verliehen, und nicht jenem, so wie diesem, den unverkennbaren Stempel des Bedürfnisses aufgedrückt: ein Charakter, den auch die Sprache des schlichten Menschen nicht verkennt. Denn in der gewöhnlichen Sprache reden wir so wie von einem Bedürfniß des Essens und Trinkens, also auch von einem Bedürfniß der Geschlechtsbefriedigung.

Freilich ist es ein natürlicher Fortschritt der Bildung, Bedürfnisse in Genüsse oder Vergnügen zu verwandeln, und das gröbere Gefühl in das feinere gleichsam hinaufzuläutern. Freilich hören wir daher auch in unsern verfeinerten Gesellschaften mehr von Vergnügen des Essens und des Trinkens, von Vergnügen und Genuß der Geschlechtsbefriedigung sprechen, als von Bedürfniß jenes und dieses. Aber so wie diese Benennung jenen Geist verfeinernder und überfeinernder Cultur ausdrückt, eben so

wollen wir uns auch dadurch das gröbere Gefühl nur verschleyern.

Wenn wir also, als Weltmänner, eine solche Sprache und Denkart dulden; so müssen wir sie doch nicht als Philosophen in unsre Urtheile über die allgemeine Lebensökonomie des Menschen-Geschlechts, und am allerwenigsten in die über die Geschlechtsäußerungen des rohen Menschen übertragen: müssen uns nicht, wie die angeführten Philosophen thun, den ersten Mann, der ein Weib genoß, mit der epikurischen Lüsternheit eines Londner Wüstlings in einem Bagnio oder eines Pariser Agioteurs im *tête-à-tête* mit einer Operntänzerin vorstellen.

Kurz: der Naturmensch sucht beym Geschlechtstriebe Befriedigung eines Bedürfnisses: und Bedürfniß ist nicht lüstern.

§. 10.

Vierter Grund: Für die Abwechselungssucht im Geschlechtsgenusse waren, im Entstehen des Menschen-Geschlechts, der Subjekte zu wenige.

Aber man nehme an: der Geschlechtstrieb des Naturmenschen hätte sich schon mit Lüsternheit geäußert: der Genußhungrige hätte schon Abwechselung der Gegenstände gesucht; so erwiedre ich weiter: Wo fand er diese Abwechselung, da es fast erwiesen ist, daß dazumal auf der ganzen Erdfläche nur ein einziger Mann und ein einziges Weib, oder, wenn auch mehrere Individuen, doch nur in sehr eingeschränkter Zahl, waren?

§. 11.

Fünfter Grund: Der junge Thiermensch reift spät zur Selbstbehülflichkeit heran.

Die Hypothese von einer langen Dauer des rohen Naturzustandes widerspricht aber auch noch einer andern Anlage in der Menschen-Natur, welche der Schöpfer — ich möchte sagen — unwidersprechlich-absichtlich getroffen zu haben scheint, um die Menschen eben so frühe, als daurend zum geselligen Leben zusammenzuknüpfen: es ist die späte Reife des jungen Menschen zur Selbstbehülflichkeit und Selbsthinlänglichkeit, woraus das Bedürfniß einer langwierigen elterlichen Pflege und Wartung entsteht.

Von je her war's einer der vielen Anklagpunkte melancholischer Grübler gegen die waltende Vorsehung, daß der Mensch, selbst unter den einfachst-lebenden Völkern, acht, neun, zehn Jahre wenigstens erreichen muß, ehe er im Stande ist, sich seine Lebensbedürfnisse selbst zu reichen, und durch sich selbst zu bestehen: unterdeß das neu-geborne Thier meistentheils in dem Raum einiger Wochen oder Monate, oft wenige Stunden nach der Geburt, seine Glieder, gemäß allen Erfordernissen seiner Lebensökonomie, bewegen, sich jedes Bedürfniß des Magens und der Kehle herbeyschaffen, oft sehr künstlich aufsuchen kann, und aller Aufsicht oder Pflege der Eltern, selbsthinlänglich, entbehrt.

Aber konnte die Vorsehung den Menschen-Eltern kräftiger zurufen: „Zerstreuet euch nicht! Bleibet bey

einander!" als eben durch diese späte Reife und lange Pflege-Bedürflichkeit des jungen Menschen?

Als der Verfasser dieses Werks Vater ward, und auf das ihm geborne Kind den ersten Blick warf: da ward er, statt von Freude zu überwallen, wie unsre Dichterlinge die Aeußerungen des Vatergefühles zu schildern pflegen, von dem Eindruck der gänzlichen Hülflosigkeit des kleinen Geschöpfes bis zu einer Art von melancholischer Zärtlichkeit durchdrungen: und noch heute würde er, der nie zu Aufopferungen gewöhnt war, für die Pflege und Erziehung seines Kindes der allergrößesten fähig seyn.

Mächtiger, unberechenbar-mächtiger, als bey uns Menschen der Cultur, Reflexion, von einigem Naturgefühl unterstützt, — wirkt ohne Zweifel Instinct bey dem Natur-Menschen. Der Anblick des neu-gebornen Wesens durchregt sein ganzes Innere mit geheimen, bis dahin nie empfundenen Schauern, die wir, in unserer Sprache, wehmüthige Zärtlichkeit nennen würden, und dergleichen unfehlbar auch in jedem Thier-Vater bey dem Anblick seiner hülflosen Kleinen statt finden, wenn derselbe zu jenen Geschlechtern gehört, von denen uns die Naturgeschichtschreiber erzählen, daß sie dem Weibchen bey der Pflege der Kleinen die sorgfältigste Handreichung thun: eine Vater-Treue, von welcher wir uns vor jedem Vogelnest, in welchem Mutter und Kind, wie in einer kleinen Wochenstube, zusammenwohnen, durch den Augenschein überzeugen können.

§. 12.

Widerlegung des Einwurfs von der vorgegebenen Gleichgültigkeit des menschlichen Thier-Vaters gegen seine Kleinen.

Oder wollen wir auch hier wieder, mit einer Art von erniedrigendem Haß und Neid gegen jede gute Eigenschaft unseres Geschlechts, selbst wenn wir sie blos mit dem Thier theilen sollen, dieselbe dem Menschen absprechen? Wollen wir sagen: der Vater des jungen Menschen-Wesens habe das Neugeborne ohngefähr mit der Gleichgültigkeit auf dem Mutterschooß liegen gesehen, mit welcher kaum unsre verderbtesten Wüstlinge sich ihre unehelichen Bälge im Findelhause denken können?

Denn abgeschmackt würde es offenbar seyn, mir hier die Kindermorde von Vaterhand, oder die unnatürliche Gleichgültigkeit so vieler Väter gegen ihre Kinder, in den höhern und niedern Ständen unserer Tage, als einen Beweis für die Möglichkeit einer ähnlichen Gemüthsstimmung des rohen Naturmenschen anführen zu wollen. Welche angeborne gute Eigenschaft seiner Natur kann der Mensch nicht, durch Elend gezwungen, durch Leidenschaft hingerissen, durch Laster verderbt, in seinen Handlungen verleugnen? Welche schlimmste und unnatürlichste nicht annehmen? Es macht einen Theil seiner Größe, höchst böse und allen ursprünglichen Naturgefühlen widersprechend handeln zu können.

Aber verkehrt und aller Consequenz, diesem höchsten und unübertretbaren Denkgesetz der philosophirenden Vernunft, entgegen würde es seyn, uns den

Naturmenschen den aller=natürlichsten Trieben entgegenhandelnd zu denken. Der Naturmensch handelt natürlich, das heißt, allen Instincten der thierischen Natur gemäß, wie wir diese noch fortdaurend in der gesammten thierischen Sitten=Oekonomie wahrnehmen. Dies ist, wie der Leser sieht, der oberste Grundsatz aller unserer Ableitungen in dem gegenwärtigen Abschnitt.

Denn bis dahin sind, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, selbst die unverschämtesten Verläumder der Menschen=Natur unter den Philosophen nicht gegangen, der menschlichen Thier=Mutter eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Kind ihres Busens beyzulegen: hier wenigstens schien ihnen Mitgefühl und Zartsinn zu unbezwingbar=tief in den Springfedern lebendiger Natur zu haften: diese konnten selbst sie nicht sich als eine Pariser Mode=Schöne, denken, die sich des neugebornen Kindes, dessen Vater sie vielleicht unter den vornehmsten Nazionen Europens wählen müßte, wie sie da in dieser größten Stapelstadt des Continents ihr Wesen treiben, entlediget, gleichviel auf welche Art! und dennoch, höchst wahrscheinlich, nicht ohne alle Gewissensbisse, entlediget.

§. 13.

Sechster Grund: Möglich=frühe Annäherung der Menschen zu einander durch geselliges Leben mußte, als Anklang zu aller eigentlich=menschlichen Entwickelung, der Natur ein vorzüglicher Zweck seyn.

Eine lange Dauer des allerrohesten Naturstandes würde aber auch, sagten wir oben, weiterhin, den

großen Absichten des Allweisen mit dem Menschen-Geschlecht widersprechen, dessen allerwesentlichste Entwickelungsepoche, die vernünftige, die eigentlich-menschliche, ohne frühes Zusammenwohnen, ohne häusliche Geselligkeit schlechterdings nicht beginnen konnte.

Wir können allerdings von den Absichten der Natur nicht urtheilen: weil uns die eigentliche Handlungsweise derselben wahrscheinlich für immer ein Geheimniß bleiben wird. Von allem aber, was wir als ausgemachte Thatsache in den Anlagen der natürlichen Dinge erkennen, sagen wir: es ist Absicht der Natur. Daß Thiere, Pflanzen, Menschen daseyn, daß sie nach den Trieben handeln, nach den Gesetzen wachsen und bestehen sollten, nach welchen wir sie nun handeln, wachsen und bestehen sehen, das war, sagen wir, Absicht des Schöpfers.

Wenn wir also gewahr werden, daß sich der Mensch durch rastloses Fortbilden und Weiterstreben aus einem Zustande, in welchem er nichts weiter, als alle Vorzüge und alle Mängel des Thiers hatte, bis zu dem erhabenen Rang emporgearbeitet hat, den er nun unter seinen natürlichen Brüdern einnimmt, diesen Rang, vermöge dessen er wie Plato, Philosoph; wie Phidias, Schönkünstler; Techniker, wie Vaukanson; Beherrscher seiner Sinnlichkeit, wie Marc-Aurel ist; vermöge dessen er — man kann nichts stärkeres zum Preise seiner Größe sagen — seine eigene Mutter, die Natur, mit ihren unwiderstehlichsten Kräften ausser ihm (den Elementen) und

in ihm (den Instincten der Sinnlichkeit) sich glorreich unterworfen hat: wenn wir, sag' ich, dies als unbestreitbare Thatsache der Geschichte unseres Geschlechts anerkennen müssen: so legen wir es mit Recht als Absicht des Schöpfers aus, daß sich dasselbe bis zu dieser Höhe entwickeln sollte: indem diese Höhe, ohne bestimmte Anlagen zu einer solchen Entwickelung, nicht würde haben erreicht werden können: und alle Uebel der Cultur, die uns vielleicht auf dieser Höhe mitbegleiten (die aber, wie wir künftig nicht ohne herzerhebendes Gefühl erblicken werden, keinesweges unerlaßlich- und unausweichlich-nothwendig sind), können die erhabene Thatsache selbst nicht, können also auch unsern Glauben an die dadurch erklärte Absicht des Schöpfers, keinesweges zerstören.

Nichts anders, als erhabener Unsinn war es, was uns der große Rousseau durch den originellen Schwung seines Genies, und durch seinen melancholischen Philanthropismus fast aufgeheftet hätte: daß das menschliche Geschlecht nur durch eine Art von sonderbarem Ohngefähr, und namentlich durch die höchst-zufällig gefundene aufrechte Lage des Körpers aus dem thierischen Zustande in den vernünftigen übergegangen: und daß jener thierische Zustand unsre wahre Bestimmung, so wie die einzige Absicht des Schöpfers mit dem Menschen-Geschlecht, gewesen *).

---

*) Sehr scharfsinnig rechtfertiget Kant in seiner Anthropologie den Genfer-Philosophen wegen dieses Paradoxons, indem er behauptet: „Derselbe habe nur die verkünstelten Cultur-

Wenn also Vernunft-Entwickelung unwidersprechlich die erhabene Frucht war, welche die Gottheit in der Bildung der menschlichen Geister-Pflanze bezweckte; wenn diese Frucht, deren Wachsthum und Vollendung in's Unendliche geht, nur desto vollkommener wächst, je früher sie ihre Keime zu entfalten beginnt; dann mußte es der Allgütigen auch angelegen seyn, eine möglich-frühe Entfaltung dieser Keime vorzubereiten: und dies konnte sie auf dem kürzesten Wege, und gleichsam durch die nächstliegenden, handlichsten Mittel — vermöge der frühen Anleitung des Menschen zum geselligen Leben mit seinesgleichen in elterlicher und häuslicher Gemeinschaft, zu deren Hervorbringung es, wie wir bisher gezeigt, keiner neuen Anlagen, und keines wundervollen Anstoßes von aussenher, bedurfte, wozu die ursprünglichen Thier-Anlagen der Menschen-Natur allein schon hinreichten.

§. 14.

Siebenter Grund: Die alten Sagen der Geschichte schildern den Zustand der Thiermenschheit als von kurzer Dauer.

Aber auch allen Gründen der Wahrscheinlichkeit endlich, auf welche uns die Jahrbücher

Menschen, zu ihrer heilsamen Beschämung und Belehrung, in den ehemaligen Natur-Zustand zurückblicken geheißen." Allerdings die gültigste Rechtfertigung, die auch der Verfasser dieses Werks von je her anerkannt hat, welche aber mit allen und jeden Behauptungen des beredten Genfers schwerlich vereinbar ist, z. B. mit der, „daß der Zustand des Denkens für den Menschen ein unnatürlicher Zustand ist". u. d. g.

des Menschengeschlechts leiten, ist die lange Dauer des menschlichen Thierzustandes entgegen.

Die heilige Sage des Judenthums, so wie der Persische und Hindostanische Mythus, sprechen von einem schönen, mit den ausgesuchtesten Gaben einer huldreichen Natur ausgestatteten Aufenthalt der Archetypen des Menschengeschlechts, in welchem sie, wie unter der mütterlichen Aufsicht der großen Schöpferin selbst, die Frucht des Baums, den Saft der Beere, den Krystall des Baches, in selbstgewählter Fülle genossen, sich selbst bis zur Sprache entwickelten, und so, nach und nach, mit vermehrter Familie, mit entwickeltern Kräften, mit geübtern Fertigkeiten, mit immer mehr sich anhäufenden Erfindungen und Entdeckungen, den glücklichen, aber weder ihrer einmal gereizten Neugier, noch ihren neuen Bedürfnissen hinlangenden Aufenthalt gegen einen weitern Spielraum für die Mannigfaltigkeit ihrer sich immer mehr entfaltenden Anlagen vertauschten.

Das ist, wie bekannt, die alte Dichter- und Geschichtschreiber-Sage von dem Ur-Stande des beginnenden Menschen-Geschlechts: und der Philosophie ist es keinesweges erlaubt, da, wo sie in der Geschichte den leeren Raum der Erkenntniß nur mit Hypothesen und unerweislichen Behauptungen anfüllen könnte, eine Sage zu verschmähen, die, wie noch jetzt fast jede Volks-Sage, sich immer mehr oder weniger der Wahrheit anbiegt, die den Denker oft auf die Spur derselben leitet oder wenigstens von fern hindeutet; und deren Zustimmung den anderswoher entlehnten oder

aufgefundenen Gründen der Wahrscheinlichkeit diesen Gründen selbst ein Gewicht hinzuthut, so wie diese Gründe gegenseitig zur Ergänzung oder zur Bestättigung der Sage dienen.

§. 15.

Achter Grund: Die Naturgeschichte und Geologie bestättigen diese geschichtlichen Sagen des Alterthums. Linnees und Zimmermanns Ideen von dem so genannten Paradiese der ersten Menschen, Thiere und Pflanzen.

Gründe der Art nun bietet uns die Naturgeschichte dar. Linnee, der große Linnee, der Welteroberer der drey Naturreiche, stellt, zur Erläuterung der Urgeschichte der thierischen und organischen Welt, folgende Hypothese auf:

„Die ganze übrige Erde mit Meer bedeckt, stand „eine einzige Insel neben oder unter dem Aequator: „auf ihr ein ansehnliches, sehr hohes Gebirge. Hier war der Wohnplatz des Menschen, aller Thiere und Pflanzen des „Landes.“

„Ruhig bewohnte das Rennthier die obere Region „des Gebirges, ringsherum die wenigen übrigen Thiere „und Pflanzen der Eiszone. Einige tausend Fuß tiefer „fing der Strich für das Elend-Thier nebst dem Moschus-„Ochsen, dem Biber und den Pflanzen des heutigen „Schwedens an. Die dritte Berg-Region enthielt die Thiere und Pflanzen der gemäßigten Zone; die Bevölkerung nahm nun, „tiefer hinunter, beständig zu; und das „flache Land, um den Fuß des Gebirges,

„von den schönsten Strömen bewässert, mit „dem unermeßlichen Reichthum von Thie„ren und Vegetabilien der heißen Zone ge„ziert, war der herrlichste Wohnplatz des „glücklichen ersten Menschen-Paars. Alles „war durch die verschiedene Temperatur der „Gebirgshöhen in seinem ihm günstigen „Klima, alles gedieh, lebte ruhig fort, und „erwartete, bey seiner Vermehrung, sorglos „die sichtliche Abnahme des Wassers, die „Vergrößerung dieses irdischen Paradieses."

So weit Linnee in seinen Amoenitat. Acad. Vol. 2.

Auch der Philosoph also, auch der Naturgeschichtschreiber, werden auf einen höchst-angenehmen, und mit allen Mitteln zur Befriedigung der thierischen Bedürfnisse reichlich-ausgestatteten Wohnplatz der ersten Menschen, hingeleitet: und aus erprüften oder wenigstens möglich-voraussetzbaren Thatsachen, zusammengestellt nach durchdachten Schlußreihen, bilden sie ein Paradies, wie es die alte Völker-Sage nur immer aufschmückt.

Zimmermann in seiner mit Recht berühmten „geographischen Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere" sucht diese Linneeische Hypothese mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn nur in so fern zu widerlegen, als der große Schwede nur ein einziges erstes Paar oder Archetyp von Thieren annimmt: und findet die allmähliche Verbreitsamkeit der Thiere und Pflanzen von dem Insel-Gebirge herab zu wenig natürlich-erklärbar.

Dem

Dem Satz einiger Philosophen von der Schöpfung verschiedenfärbiger Menschen-Paare, eines weißen und eines schwarzen, stellet er mit Recht den entgegen: „daß, so wie bloßer Einfluß des Klima und der Verschiedenheit der Nahrungsmittel aus dem gemeinen „Ochsen einen Büffelochsen, aus unserm Schaaf ein „Schaaf mit vier oder mehr Hörnern, aus der gewöhnlichen Katze eine seidenhaarige, angorische, aus einem „Budel einen unbehaarten Hund machen kann; also „auch Verschiedenheit des Himmelstrichs und der Nahrungsmittel allein schon hinlangen, einen weißen „Menschen in einen Neger, einen Patagonier in einen „Zwerg umzuwandeln."

Gegen Linnees allgemeinen Thier- und Pflanzen-Garten erregt er nur in so fern Zweifel, als der scharfsinnige Naturforscher von einem so eingeschränkten Raum, als ein Insel-Gebirge, die ungeheure Menge der allerverschiedenartigsten, nur in den entgegengesetztesten Himmelstrichen ausdaurenden Thiere und Pflanzen, auch nur nach ihren Archetypen, ausgehen lassen wollte.

Wie in dem ersten Satz von der Umwandlung der Thierarten durch die bloße Verschiedenheit des Himmelstrichs und der Nahrungsmittel, so auch in diesen Einwürfen gegen das Linneische Insel-Gebirge, stimme ich mit dem Verfasser der geographischen Geschichte des Menschen vollkommen überein.

Da er selbst aber einen paradisischen Wohnplatz der ersten Menschen, Thiere und Pflanzen, wie ihn Linnee annimmt, keinesweges als der Natur der Sache widerstreitend erklärt; so erlaube ich mir, jene Linneeische

Hypothese, zur vollständigen Begründung, durch einige modifizirende Zusätze zu erweitern, die, wie jeder Kenner sich überzeugen wird, mit allen Grundsätzen der Geologie und Physik gar wohl verträglich sind.

§. 16.

Meinung des Verfassers über die Entstehungsart der ersten Menschen-, Thier- und Pflanzen-Archetypen.

Da nämlich die gesammte Thier- und Pflanzen-Welt von der Erde und ihren Produkten erhalten und fortgepflanzet wird, so wie gegentheils alle Thier- und Pflanzenkörper durch die Verwesung wiederum in irdische Bestandtheile zurückwandeln, um neuen Thieren und Pflanzen zur Nahrung zu dienen: da ferner alles Thier- und Pflanzen-Wachsthum in seinen Ur-Elementen offenbar auf Crystallisazion beruht, wenn es uns gleich bis dahin noch nicht gelang, und vielleicht nie gelingen dürfte, die Gesetze dieser leben-schöpferischen Crystallisazion der Natur abzulernen: so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die Ur-Bestandtheile der Erde, mit jenem lebenschöpferischen Crystallisazionsvermögen geschwängert, und eben dadurch der Hervorbringung organisirter und lebendiger Geschöpfe fähig gewesen.

Dem gemäß brachte jeder Erdstrich seine eigenthümliche Pflanzen und Thiere hervor, so wie sie da, vermöge der übrigen Bestandtheile des Bodens, der Atmosphäre und der Richtung der Erdaxe gegen die Sonne (die damals vielleicht von der gegenwärtigen ganz verschieden oder wenigstens erst im Bilden war), bestehen und dauren konnten. So würde also, wenn wir uns allenfalls die Erdstriche nach der gegenwärtigen Rich-

tung der Erdaxe denken wollten, Afrika seinen Löwen und Elephanten, Finnland sein Rennthier, Nordamerika seinen Büffel hervorgebracht haben: dasselbe würde in Hinsicht auf die Pflanzenwelt statt finden.

Durch die Hervorbringung der (gleichviel, ob größere oder geringere Anzahl der Gattungen von) Archetypen hatte jenes lebenhaltige Crystallisazionsvermögen seine Function erfüllt: es hatte seine hervorbringende Kraft dem Hervorgebrachten, so wie ein Vater seinem Sohne das Zeugungsvermögen, mitgetheilt: und verlor sich seitdem entweder ganz und gar, ohngefähr so wie das Zeugungsvermögen sich noch jetzt in überalterten Menschen und Thieren verliert: oder, was mir viel wahrscheinlicher dünkt, die ganze Summe jener Schöpferkraft der Erde existirt, seit erfolgter Schöpfung, nicht mehr wie damals in Masse, sondern über die ganze Erdfläche, in der Atmosphäre, und in den daseyenden Thieren und Pflanzen zerstreut. Eben wegen dieser Zerstreuung aber ist ihre Wirkung geringer, und nicht mehr hervorbringend, sondern nur das durch die zeugende und wachsende Kraft der Thiere und Pflanzen Hervorgebrachte erhaltend: so daß jedes Nahrungsmittel eines Thiers oder einer Pflanze einen bestimmten Theil jener Schöpfer-Kraft (nach ihrem gegenwärtigen geringern Maaß Lebenskraft genannt) enthält, die mit der dem Thier oder der Pflanze selbst beywohnenden verbunden, das Wachsthum derselben befördert und ihr Leben erhält.

Diese letztere Voraussetzung von der noch fortdaurenden, aber nicht mehr in Masse, sondern

zerstreut und unwirksamer fortdaurenden schöpferischen Lebens-Kraft der Erde finde ich desto wahrscheinlicher, da die Wirklichkeit der generatio aequivoca, wenn gleich keinesweges schon ausgemacht-erwiesen, dennoch auch nicht ganz widerlegt ist; und da mir die alljährliche Belebung der Pflanzen- und eines Theils der Thierwelt im Frühlinge die unmittelbarste Exsertion (Aeußerung) jener ursprünglichen Lebens-Kraft der Erde zu seyn scheint: wie denn auch Kant selbst (siehe seine Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft) keinesweges abgeneigt ist, bey jeder Verjüngung der Erde und ihrer Productionen im Frühling einen unmittelbaren Zutritt des Schöpfers, das heißt also, eine Art von Schöpfungsact, anzunehmen, bey welchem jene erste ursprüngliche Kraft, wodurch alles, was Organisazion und Leben hat, in's Daseyn gerufen ward, sich von neuem, aber in geringerem Maaße, äußert.

Jenes lebenhaltige Crystallisazionsvermögen der Mutter-Erde ward vielleicht, außer einigen frühern, uns unbekannten Modifikazionen ihrer Urform, insbesondere auch durch eine nähere und kräftiger-wirkende Sonne, verbunden mit dem befruchtenden Wasser-Absatz des Ur-Ozeans (wem ist nicht die nährende und befruchtende Kraft des Wassers bekannt?): und durch eine langsamere Achsumdrehung der Erde bewirkt. Der mittlere Theil Asiens, z. B. Persien, das Land am Euphrat und Tiger, Hindostan, und eben so Ober- und Mittel-Afrika scheinen mir, da sie wegen ihrer beträchtlichern Höhe aus den Fluthen der überschwommenen

Erde zuerst hervorragten, das eigentliche Frucht-Gefilde des lebenhaltigen Crystallisazionsvermögens gewesen zu seyn: wie sie denn auch noch jetzt die größesten und gewaltigsten Thiergattungen, die schönsten, kräftigsten und gewürzreichsten Pflanzen, die edelsten Mineralien hervorbringen, und dadurch gleichsam darauf hindeuten, daß sie, in ihren irdischen Bestandtheilen, geschwängert von dem perpendikularen oder von der Perpendikular-Richtung wenig abweichenden Sonnenstrahl, einen größern Theil jener ursprünglichen Schöpferkraft in ihrem Schooße bewahren, als alle übrigen Theile der Erde, einige südliche höchstfruchtbare Insel-Strecken des Ozeans, unter denen ein Theil wenigstens später aus dem Abgrunde des Meeres heraufstieg, ausgenommen. Die im Verhältniß mit dem Mittel- und Unter-Asien und Afrika wenigen Thier- und Pflanzen-Gattungen, welche dem Europa und dem nördlichen Asien ausschließend eigenthümlich sind, und, wie zum Beyspiel das Rennthier, in kälterem Erdstrich allein aufkommen und bestehen zu können scheinen, gingen gleichfalls, obgleich wahrscheinlich später, aus dem geringen Maaß lebenhaltiger Schöpfungskraft ihres Mutterbodens hervor; der größere Theil ihrer Bevölkerung an Pflanzen und Thieren kam ihnen indeß, wie es auch die Völker-Geschichte beweist, aus Asien und Afrika herüber. Ein gleiches gilt von Amerika, dessen vielspäterer Hervorgang aus den Fluthen, und Bevölkerung durch Thiere und Menschen von allen philosophischen Naturgeschichtschreibern fast als ausgemacht anerkannt, obgleich keinesweges unwidersprechlich erwiesen ist.

Diesen Grundsätzen gemäß wäre dann also das mittlere Asien der Wohnplatz der ersten Menschen, und diese (gleichviel, ob mehrere Paare, oder ob nur ein einziges zuerst existirten?) in dem eigentlichsten Wortsinn, Avtochtonen, Erd-Geborne gewesen, so wie es ihre Mitbrüder des Lebens, Thiere und Pflanzen, auch waren. Und wie diese auf ihrem Mutter-Boden durch verwandte und als Thier- oder Pflanzen- oder Erdtheile existirende, mitzeitige Lebenskräfte einen angemessenen, für ihren Bestand und Fortdauer eingerichteten Aufenthalt fanden; so auch der Mensch: und einen solchen Aufenthalt der ersten Menschen nennen wir ein Paradies.

Daß von allen Thier- und Pflanzen-Gattungen, und eben so auch insbesondre von der Menschen-Gattung anfangs, wenn gleich mehrere, dennoch nur wenige Archetypen existirt, ist aus der allmählichen, und gewiß spät-erfolgten Verbreitung derselben über die Erde erweislich: daß aber Mittel-Asien, und insbesondre die Gegenden am Euphrat und Tiger und Persien, die eigentliche Wiege des Menschen-Geschlechts gewesen, wird, aus Gründen der allgemeinen Völker-Geschichte, von allen philosophischen Geschichtschreibern angenommen: Gründe, welche zu entwickeln hier der Ort nicht ist.

Erwiesen aber wär' es nunmehr, daß philosophische Naturgeschichte und Geologie uns auf einen paradisischen Zustand der Menschen hinweisen, und daß beyde also hier mit jener alten Völker-Sage übereinstimmen.

§. 17.

Ein paradischer Zustand der ersten Menschen war keine besondere Vergünstigung gegen unser Geschlecht.

Eben so klar aber ist es auch, daß ein solcher paradisischer Zustand der ersten Menschen auf keine Weise als eine besondere Vergünstigung des Schöpfers gegen unser Geschlecht angesehen werden darf, wie es in der That von einigen Philosophen angesehen worden; sondern daß derselbe auch hier den Ersten unseres Geschlechts nur das gewährte, was er den Ersten der Thiere und Pflanzen verlieh, nämlich einen den Bedürfnissen ihrer Erhaltung und Fortpflanzung entsprechenden und vorzüglich-angemessenen Aufenthalt.

Ein solcher Aufenthalt konnte sehr natürlich derjenige Erdstrich seyn, welcher in seinem Busen die Ur-Keime der geschaffenen Wesen enthielt (wenn man anders der von mir angenommenen Hypothese beystimmen will), und in einen solchen mußte gewissermaßen die Weisheit des Schöpfers die Ersten der organisirten und lebendigen Geschöpfe versetzen, wenn ihre Fortdauer und Fortpflanzung eben so zweckmäßig gesichert seyn sollte durch die unentbehrlichen äusserlichen Umgebungen der zum Wachsthum und zur Nahrung erforderlichen Erdbestandtheile, der Luft, der Sonne, u. s. f., als sie es durch ihre innere Einrichtung und ursprüngliche Organisazion war.

§. 18.

Epikurs Hypothese von der Entstehungsart organischer Bildungen — gewürdiget.

Alle diese durch den natürlichen Zusammenhang der Dinge verketteten Schlußreihen könnte freilich,

wie mit Einem Hauch, die bekannte Epikurische Hypothese zerwehen, daß Menschen und Thiere und Pflanzen, erst nach vorhergegangenen unzählichen Versuchen und Umgestaltungen der allgemeinen Schöpfungsurstoffe, die für ihre Art zu seyn schicklichste und zweckmäßigste aller Formen gefunden. Denn nehmen wir dies an: so ist es offenbar thöricht, von der gegenwärtigen Organisazion und ganzen Art zu seyn irgend eines organisirten oder lebendigen Geschöpfes auf die Erfordernisse seiner Erhaltung und Fortdauer in dem allerersten, ursprünglichen Zustande seines Seyns Schlüsse zu ziehen. Aber, alles wohlerwogen, muß dann nicht auch selbst nach dieser Epikurischen Hypothese irgend eine spätere Epoche jener chaotischen Bildungen angenommen werden, wo den endlich gleichsam fertigen und vollkommen-ausgeschaffenen Wesen irgend ein Strich der Erde, — gleichviel, welcher — einen ihrer Erhaltung und Fortdauer angemessenen Aufenthalt darbot? wofern sie anders nicht von neuem zerstört werden sollten, um von neuem geschaffen zu werden.

Aber, nicht zu gedenken, daß man durch eine solche Voraussetzung einer schaffenden Zerstörung und zerstörenden Schöpfung, der Natur eine Handlungsweise beylegt, die, nach allen aus der gegenwärtigen Reihe der Dinge uns bekannten Thatsachen, gar nicht die ihrige ist: indem sie, insbesondere in der Hervorbringung und Erzeugung der organisirten und lebendigen Wesen überall auf dem kürzesten Wege, und gleichsam in gerader Linie, zum Ziel hinarbeitet, und ihr Werk vollendet: so wird auch dadurch nichts

gewonnen für eine erleichterte oder fruchtbarere Erklärung der ursprünglichen Wesensart der Dinge. Die Schöpfung bleibt auch so ein wundervoller, keinem sterblichen Blick erschaulicher Akt: und alle Schlußreihen der Philosophie beginnen nur mit demjenigen Zustande der aller=ersten Wesen, wo wir sie uns ihrer gegenwärtigen Natur entweder gleich oder wenigstens ähnlich denken können.

Und so hätten wir dann durch eine möglich=vielseitige Darstellung und durch die triftigsten Gründe — hergenommen aus den ursprünglichen Anlagen der Menschen=Natur, und aus der philosophischen Naturgeschichte, bestättiget durch die allgemeine Völkergeschichte, den paradischen Zustand der ersten Menschen als den ursprünglichen bewiesen; mithin wäre eben dadurch die lange Dauer des so genannten rohen Naturzustandes, oder, wie wir uns ausdrücken, der Periode der Thier=Menschheit, hinlänglich widerlegt.

Der Mensch mit jenen seinen großen Anlagen hätte also nicht einem viele Jahre unterm Stein verborgenliegenden, aber seine ungeschwächte Kraft bewahrenden Keim geglichen: hätte nicht unselig=lange und mühsam sich bis zum ersten Aufsprossen vernünftiger Entwickelung heraufarbeiten müssen: sondern hätte sich sogleich nach seiner Entstehung und vollendeten Ausschaffung (die immerhin auch nach der erklärten Epikurischen Hypothese erfolgt seyn mag) in einen Zustand versetzt gesehen, wo seine Entwickelung vom Thier zum Menschen, vom Instinct zu den ersten Sprossen der Vernunft ohngefähr eben so ungehindert, eben so zwanglos und

allmählich erfolgen konnte, wie wir noch jetzt die Entwickelung unserer Kinder von dem ersten weinenden Geschrey, mit welchem sie Herbeyschaffung ihrer Bedürfnisse erflehen, bis zu dem Ausdruck durch Sprache und Vernunftschlüsse, erfolgen sehen.

Hier in diesem glücklichen Aufenthalt also, wo die Natur alles, was er zu Befriedigung seines Bedürfnisses brauchte, in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt hatte, wo sie, mit Schiller zu reden, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stand, und für ihn dachte, sorgte und handelte, wo sie durch Geruch und Geschmack ihn in der Wahl der Befriedigungsmittel seiner Bedürfnisse leitete, wo sie durch die Nähe eines ähnlich-geschaffenen Einzelwesens für die Erhaltung seiner Gattung Anstalten getroffen, — hier sahe der Mensch mit dem Auge eines Glücklichen, oder, seinem Zustande angemessener zu sprechen, mit dem Auge eines Kindes, welches, gesättiget und aus dem Schlummer der Verdauung erwacht, seiner Wärterin auf dem Arm neugier-starrende Blicke auf einen menschenwimmelnden Platz hinrichtet, in die bunt-geschmückte, lebenvolle Schöpfung hinein; sorglos, wie dieses, wegen der Befriedigung der Bedürfnisse, welche ihm seine große Wärterin, Natur, eben so freygebig und ohne sein Zuthun darreichte, als die Wärterin dem Kinde die seinigen; sein frohes, von keiner Sorge befangenes Gemüth faßte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf, und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder, so wie auch alle Entwickelung des Kindes vom Gedächtniß ausgeht, und Mnemosyne die Muse der Griechen ist. Und so sproßte dann all-

mählich jeder schöne Keim der Menschen-Natur leicht und ungehindert hervor.

§. 19.

Rechtfertigungsgründe der bisherigen Darstellung des Ueberganges aus dem Zustande der Thiermenschheit in den Zustand der Vermenschlichung.

Wenn wir also bis dahin, weit entfernt, den Menschen, bey seinem ersten Beginn, sogleich mit ungeheuren Mühseligkeiten wegen der Herbeyschaffung seiner Bedürfnisse kämpfend, und eben so mühsam und erst nach manchen Jahrhunderten sich bis zur Vernunft-Entwickelung emporarbeitend darzustellen, ihn vielmehr der Schöpferin- und Pflegerin-Natur selbst gleichsam auf den Schooß setzen, an ihren mütterlichen Busen anlehnen, wie er da aus ihrer freygebig-offenen Hand jede Bedürfniß-Befriedigung erwartet und empfängt; so wird uns der Leser nunmehr nicht beschuldigen, als wenn wir das Menschen-Geschlecht, bey einem so vortheilhaften Gemählde von seiner Ur-Geschichte, als einen besondern Liebling und ausgezeichneten Günstling des Schöpfers darstellen, oder als wenn der Allweise, bey der Erziehung und Bildung desselben zur Vernunft, von der gewöhnlichen Art, nach den von ihm selbst vorgezeichneten und bestimmten Naturgesetzen zu handeln, hätte abweichen, und ihm durch außerordentliche, wundervolle Unterstützung hätte zu Hülfe kommen müssen. Noch viel weniger aber wird man sagen können, daß unsre Erklärungsart uranfänglicher Menschen-Entwickelung jene alt-theologische Vorstellungsart begünstige, nach welcher unser Geschlecht mit viel herrlichern Vollkommenheiten, als es nunmehr jemals

zu erreichen vermag, aus der schaffenden Hand des Allmächtigen hervorgegangen, sich durch einen so genannten schweren Sündenfall derselben verlustig gemacht, so daß es in dem Zustande der höchsten und edelsten Verfeinerung immer noch um vieles ungebildeter und unvollkommener ist, als es auf der ersten Stufe seines Seyns je war.

Im Gegentheil haben wir den Menschen durchgängig als Thier, d. h. einzig mit thierischen Instincten versehen, betrachtet: haben ihm nicht mehr und nicht weniger Triebe, und diese Triebe mit keinen andern Modifikazionen, als die ihm noch jetzt eigenthümlich sind, beygelegt: haben ihn, in Hinsicht auf den seiner Entwickelung zur Vernunft so einzig-günstigen paradisischen Zustand, blos in Eine Reihe gesetzt mit der Pflanze, die auf einem für ihr Wachsthum und Fortkommen ergiebigen Boden blüht; mit dem Thier, welches in dem seinen Bedürfnissen entsprechenden Erdstriche lebt: haben durch Grundsätze der Naturgeschichte und durch Sagen der Völkergeschichte unsre Ableitungs- und Erklärungsart gerechtfertiget: welche Foderungen kann der Leser, zum Beweise der Gründlichkeit derselben, noch machen? oder von welchen andern Gründen unterstützt, will er nun noch den entgegengesetzten Hypothesen eines Epikur, Hobbes, Rousseau beypflichten?

Auf dem geradesten Wege natürlicher Gesetze und ursprünglicher Anlagen also verkürzte die Gottheit dem Menschengeschlecht die Epoche der Thiermenschheit, die vielleicht, nach unserer Sprache zu reden,

kaum einige Monate, die vielleicht, wie wir's sogleich wahrscheinlich machen werden, höchstens bis zur Geburt des ersten Menschen-Kindes gedauert hat; und versetzte ihn, vermittelst des geselligen Zusammenlebens mit dem Weibe seines Herzens und den Kindern seiner Liebe, aus dem allerrohesten Natur-Stande in den Stand der Vermenschlichung.

„Wenn also der Mensch nur eine so kurze Zeit in „der Thier-Epoche verharrete; wenn die Natur selbst „ihn, ohne daß er viel dazu mitwirken durfte, wie „mit eigner Hand aus dem Zustande des Bedürfnisses „in den der Gemächlichkeit versetzte, oder vielmehr ihn „in dem letztern schuf: wozu der ganze Abschnitt von „der Thier-Menschheit? wozu die an's gräßliche gränzende Darstellung derselben, da sie vielleicht gar „nicht existirte?"

Wir antworten: Die ersten Menschen haben sich, wie wir oben gesagt, wenigstens eine kurze Zeit in diesem Zustande befunden. Aber gesetzt, die Weisheit der Natur hätte sie gleich nach ihrer Schöpfung in diesen milderen Zustand versetzt, wo Thierheit im Kurzen zur Menschheit übergehen konnte: so ist es Pflicht des philosophischen Geschichtschreibers (wofern er anders jedem möglichen Zweifel begegnen will), selbst den möglich-schlimmsten und schwierigsten Fall anzunehmen. So allein kann er seinen Ableitungen feste Gründlichkeit geben. Gesetzt aber, der Mensch hätte nicht so roh angefangen (welches doch wenigstens nicht schlechterdings geleugnet werden kann, wie wir selbst es auch nicht thun); so haben wir doch viele Beyspiele,

deren einige wir auch oben schon angeführt, daß er bis zu einer solchen Rohigkeit zurücksinken kann. Hier also sieht sich der philosophische Geschichtschreiber genöthiget, auch denjenigen zu befriedigen, der einen solchen allerersten Zustand des Menschen annehmen wollte, wie er doch von vielen Philosophen vorausgesetzt worden ist: zu geschweigen, daß es dem tieferen Forscher eine Befriedigung mehr gewährt, die Natur überall bis in ihren denkbar rohesten Zustand zu verfolgen, und ihr allmähliches Heraufarbeiten aus der ursprünglichen Rohigkeit bis zu den feinsten Bildungen, aus der höchsten Einfalt zu der vielgestaltigsten Mannigfaltigkeit, zu bewundern.

Wie hier eine Anlage der andern Handreichung gethan, eine Erfindung die andre, eine Fertigkeit die andre hervorgebracht, gefördert und vervollkommnet? das werden wir jetzt, nachdem wir diese so äußerst wichtige Untersuchungen von dem Uebergang aus dem Zustande der Thier-Menschheit vorangeschickt, in dem gleichfolgenden Abschnitt entwickeln.

Druckfehler.

S. 45 lies Genußfähigkeit, statt Genuß
— 112 lies technische Nachbildung, statt wirklicher
— ibid. lies durch den körperlichen Ausdruck, statt durch den lebendigen
— 126 lies erhöht und veredelt sich, statt erhebt
— 151 lies das Geschlecht fortzupflanzen, statt zu befördern
— 335 lies der Glückseligkeit gewesen seyn wird, statt würde.

---

4 June



